

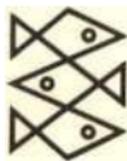
Gerda Szepansky Frauen leisten Widerstand 3741



Gerda Szepansky

Frauen leisten Widerstand: 1933-1945

Die Frau in der Gesellschaft
Fischer



1690



Frauen erzählen aus ihrem Leben im Widerstand gegen die Nazidiktatur. Kläre versteckt ihren jüdischen Freund, Rosei nimmt den gelben Stern von der Jacke und geht in die Illegalität, Käthe verteilt Flugblätter ihrer Widerstandsgruppe, Maria besorgt dem von der Gestapo Gesuchten Quartier, Dinah Nelken muss in der Emigration bestehen, Gräfin von M. hilft 62 Verfolgten über die Grenze. Da steht die Christin neben der Kommunistin und Sozialdemokratin, die verfolgte Jüdin neben den Frauen, die ihre jüdischen Freunde nicht im Stich lassen. Sie bewähren sich vor der Gestapo, überstehen Gefängnis und KZ durch die Solidarität anderer Frauen. Unterschiedlich von Herkunft, Weltanschauung, Charakter und Temperament, ist ihnen allen eines gemeinsam: der Mut zur Menschlichkeit in einer unmenschlichen Zeit.

Die Berliner Autorin Gerda Szepansky hat mit diesen Frauen gesprochen und ihre Lebensgeschichten aufgezeichnet, zur Erinnerung an dieses Kapitel deutscher Geschichte und den Widerstand von Frauen, von dem bisher zu wenig die Rede war.

Gerda Szepansky, geboren 1925, arbeitete als Journalistin, Lehrerin, Schauspielerin in Kabarett und freier Theatergruppe und lebt heute als freie Autorin in Berlin. Sie ist verheiratet und hat vier Kinder. Sie veröffentlichte ‚Der erste Schritts Erzählungen (Berlin 1978) und Kurzprosa u.a. in ‚FrauenBilderLesebuch‘ (Berlin 1980), ‚Mutigsein – KinderBilderLesebuch‘ (Berlin 1981), ‚Stadtansichten‘ (Berlin 1980 und 1982). In der Reihe *Die Frau in der Gesellschaft* erschienen ihre Bücher ««Blitzmädel», «Heldenmutter», «Kriegerwitwe». Frauenleben im Zweiten Weltkrieg‘ (Band 3700) und «Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR» (Band 12075).

Gerda Szepansky

FRAUEN LEISTEN WIDERSTAND:
1933-1945

Lebensgeschichten nach Interviews und
Dokumenten

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

Die Frau in der Gesellschaft
Herausgegeben von Ingeborg Mues

Alle Fotos und Reproduktionen von Gudrun Läufer,
ausgenommen «Katharina Jacob» (Foto: Michael Kottmeier)
und «Dinah Nelken» (Foto: Jürgen Henschel)

29.-30. Tausend: Juli 1996

Originalausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 1983

© 1983 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-23741-6

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

FRAUEN LEISTEN WIDERSTAND 1933-1945

Von «sich nicht beugen» bis zu «Widerstand» ist ein weiter Weg...

In spannenden Lebensgeschichten begegnen uns Frauen, die sich dem Naziterror nicht beugten. Mit großer Offenheit schildern sie, wie sie zum Widerstand kamen, welchen Grausamkeiten und Verfolgungen sie ausgeliefert waren, aber auch, wieviel Anteilnahme und Solidarität sie erlebten. Ihre Schicksale erschüttern und machen zugleich Mut.

Die Frau in der Gesellschaft Fischer



ISBN 3-596-23741-6

DM 16.90



9 783596 237418 05125-

Umschlaggestaltung: Ingrid Hensinger, Hamburg

Inhalt

Vorwort	9
Genossin – Frau – Mutter: <i>Katharina Jacob</i>	15
Konsequent gegen Hitler: <i>Maria Agnes Gräfin zu Dohna</i>	50
Für die anderen da sein: <i>Helene Jacobs</i>	57
Erinnerungen aus dem Gefängnis - <i>Katja</i>	91
Meine Mutter – Die Frau eines Widerstandskämpfers: <i>Natalie Harder über Käthe Harder</i>	107
Mut für zweiundsechzig und noch mehr: <i>Maria Gräfin vonMaltzan</i>	114
Ein tapferer Entschluss: <i>Wera Fricke</i>	141
Die Kameradschaft war für mich das Höchste: <i>Erna Lugebiel</i>	147
Mutter ist in Haft: <i>Ingrid Rabe berichtet</i>	185
Versteckt und gerettet: <i>Kläre Bloch</i>	196
Handeln, ehe es zu spät ist: <i>Ursel Habermann über ihre Mutter Johanna Jakob</i>	206
Angst- Verfolgung -Illegalität: <i>Rosei Bibo</i>	222
In der Emigration: <i>Dinah Nelken</i>	242
Freiheit, wann wirst du auferstehen ...: <i>Maria Günzl</i> . .	250
Aus christlicher Verantwortung: <i>Inge Kanitz</i>	276
Kurzbiographien	289

Vorwort

Das letzte Gedicht

Freiheit, wann wirst du auferstehn
aus dem grossen Leid der Zeit?
Wann werden die Verführten steigen
aus dem Abgrund und sich neigen
vor den Opfern dieser Zwischenwelt?

Maria Günzl

*Geschrieben im Kreisgefängnis Leit-
meritz 1944/45 nach Verkündung des
Todesurteils.*

Während der Zeit, in der ich dieses Buch schrieb, habe ich mehr als ein Dutzend Leben gelebt, habe die Träume von Angst und Verfolgung geträumt, den Schmerz um die Freundin, den Mann, das Kind, die Mutter gefühlt und den endlichen Triumph über die Peiniger mitgekostet.

In fremden Leben war ich zu Hause. Das begann, wenn ich, den kleinen Kassettenrecorder in der Tasche, die Schwelle der unbekanntenen Wohnung betrat, und endete nicht, wenn ich mit drei oder vier vollbesprochenen Kassetten heimkam. Dann folgte die lange Arbeit des Anhörens, Überdenkens, Ordners, Herausarbeitens von Wichtigem, oft nur so nebenbei gesagt, des Aufschreibens und Nachfragens. Nach zwei-, drei-, viermaligem Besuch wurde mir meine Interviewpartnerin immer vertrauter, bekannt in ihren unverwechselbaren Eigenheiten.

Jede arbeitete tätig an ihrer Lebensgeschichte mit. Die Manuskripte gingen hin und her, wurden mit grosser Ernsthaftigkeit auf die korrekte Wiedergabe des Erzählten überprüft. Mein Bemühen war, die Individualität weitgehend zu erhalten. Ich lese die Geschichte von Erna oder Maria, und plötzlich höre ich den Tonfall ihrer Stimme, die Art, wie sie spricht, wie sie ihre Worte wählt. Dann bin ich zufrieden, dass

diese Geschichte, die unter grossen Mühen und Aufwand an Zeit und Kraft gleichsam durch mich hindurchging, wieder zu der Person, der sie gehört, zurückgekehrt ist. Ich wäre glücklich, wenn sich den Lesern davon etwas mitteilte.

1945 war ich neunzehn Jahre alt, habe meine Jugend also im Dritten Reich erlebt. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, deren Grundeinstellung antinazistisch war. Ich hatte mit politisch Verfolgten zu tun. Auch der Mann, den ich 1947 geheiratet habe, musste die besten Jahre seines Lebens in der Emigration, im Gefängnis und Konzentrationslager verbringen. Die totale Verdrängung der braunen Vergangenheit in den fünfziger und sechziger Jahren bedrückte mich sehr. Wie gering war der Informationsfluss, auch in der Familie, weil Grosseltern und Eltern nicht mit ihren Kindern darüber sprachen. Als Mitte der siebziger Jahre das gesellschaftliche Interesse an diesem dunklen Kapitel deutscher Vergangenheit wach wurde, eine neue Generation plötzlich Fragen stellte, rückte das Thema Widerstandskampf in den Blickpunkt. Ich meinte, dass zunächst von den Frauen, die wie an allen gesellschaftlichen Bewegungen auch an dieser ihren Anteil hatten, zu wenig die Rede war. Ich suchte und fand Frauen, die in den Jahren 1933-1945 in irgendeiner Form Widerstand gegen das nazistische Herrschaftssystem geleistet haben und deren weiteres Leben durch diese Haltung entscheidend geprägt wurde. Diese Frauen, heute meist siebzig oder achtzig Jahre alt, leben ihr nicht besonders kenntliches, alltägliches Leben im Haus nebenan. Noch sind sie unter uns. Ihre Lebens- und Kampferfahrungen abzufragen, fand ich wichtig. Sie dienen zum Verständnis der jüngsten Vergangenheit, machen sie durch Konkretheit, durch Anschaulichkeit der Details nachvollziehbar. Diese Frauen können Vorbilder bieten für die heutige Zeit, in der sich viele der allumfassenden Anpassungstheorien entziehen wollen. Sie waren die Unangepassten, denn sie handelten gegen das Rollenschema, das die nationalsozialistische Führung ihnen zuwies, nämlich Heimchen am Herd, fügsame Frau und duldende Mutter, emsige Rüstungsarbeiterin zu sein. Gegen die totale Entmündigung der Frau gingen sie in den Widerstand, setzten sie ihr Eintreten für gesellschaftliche Belange.

Die Frage taucht auf, wie ich denn die Frauen gefunden habe, mit ihnen bekannt geworden bin. Ja, wie? Ich sehe das Bild

einer langen Kette mit aufgereihten Perlen vor mir. Als ich die erste in der Hand hielt, konnte ich nacheinander ohne Mühe die zweite, dritte, vierte und weitere erfassen. Wieviel diese Kette wohl noch enthält, nachdem ich aufgehört habe, sie durch meine Finger gleiten zu lassen, ich weiss es nicht. Jede einzelne der Interviewten kennt viele der ehemaligen Mitkämpferinnen, Mithandelnden, Mitleidenden, ist für immer mit ihnen verbunden, hinweg über alle Verschiedenheit des Charakters und der Weltanschauung.

Ich hoffe, dass das Buch einen Eindruck von der Breite des antifaschistischen Frauenwiderstands vermittelt. Breite meine ich in Hinsicht auf die unterschiedliche Herkunft der Frauen und ihre Motivation. Frauen, die in Arbeiterfamilien unter Not und Sorgen gross wurden oder auch im kleinen Angestelltenmilieu, die in wohlbeschützten bürgerlichen Verhältnissen aufwuchsen oder auf gräflichen Gütern eine unbeschwerte Jugend verlebten, sie alle haben Widerstand geleistet. In diesem Punkt trafen sie sich. Zwar ist er ein sehr wichtiger Teil, aber eben nur ein Teil ihres Lebens gewesen. Der Ausruf: «Aber das war doch nicht mein *ganzes* Leben!» veranlasst mich, darauf hinzuweisen, dass die Lebensgeschichten eben unter dem Aspekt des Widerstands von 1933-1945 zu betrachten sind.

Lange hat mich die Frage der Motivation zum Widerstand beschäftigt. Sicher bestimmte die Herkunft bei den meisten die Bahn ihrer gesellschaftspolitischen Entwicklung und gab damit auch den Rahmen für ihre Widerstandshandlung ab. Die in den Arbeiterparteien organisierten Frauen erkannten aufgrund ihres politischen Wissens, dass der Faschismus Deutschland in den Krieg und in die Katastrophe führen wird. Das wollten sie verhindern. Daneben stand die solidarische Pflicht, den Genossen zu helfen, sich untereinander beizustehen. Die Partei ist ja nichts Abstraktes, das sind auch immer die anderen, die Gleichgesinnten, die Kampfgefährten, die man nicht im Stich lassen durfte. Ebenso handelten die Christinnen nach dem Gebot der Nächstenliebe, dem sie sich verpflichtet fühlten.

Ausschlaggebend waren die menschlichen Beziehungen. Der grösste Teil der Frauen leistete einfach humanitären Widerstand, half den zumeist Leidenden und am stärksten Gefährdeten, den jüdischen Mitmenschen. Wer den jüdischen

Freund, Mann, Geliebten versteckte, tat es aus scheinbar persönlichen Motiven. Aber auch dies konnte man nur, wenn man überhaupt gegen die Nazis war. Wie viele beugten sich dem herrschenden Rassenwahn und trennten sich von ihrem jüdischen Lebenspartner.

Die Entscheidung zum Widerstand setzte vor allem ein bestimmtes Mass an Charakterstärke und moralischem Anspruch voraus. «Wenn man erst einmal darüber nachgedacht hatte, konnte man nicht mehr zurück.» – «Ich sah das alles, und da konnte ich nicht mehr so tun, als wenn nichts ist, und in der bisherigen Weise weiterleben.» – «Man weiss, worum es geht, dann fühlt man sich eben verpflichtet zu handeln.» Es war die Entscheidung, Unrecht nicht länger zu dulden, Unrecht, das ihnen als ein persönliches entgegentrat, aber ein gesellschaftliches war.

Widerstand gegen den braunen Staatsterror zu leisten, erforderte unheimlich viel Mut, denke ich. Woher konnte man ihn nehmen? Sicher aus der Erkenntnis, das Richtige zu tun. Oder er erwuchs im Handeln, aus der Solidarität, der Kameradschaft, dem Gefühl, nicht allein zu sein, der Gewissheit, viele namenlose Mitkämpfer nicht nur im eigenen Land, sondern in ganz Europa zu haben. Ich sehe sie vor mir: die resolute Kläre, die temperamentvolle Erna, die besonnene Helene, die zurückhaltende Rosei und die anderen. Ihnen allen war eigen, sich nicht aufzugeben, auch nicht in der aussichtslosesten Minute, nicht unter den schwersten Bedingungen.

Manchmal schien es mir, als ob die Erinnerungen geradezu bereitlagen, abgefragt zu werden. Erstaunlich die Präzision der Aussagen, die Genauigkeit bestimmter Einzelheiten, die ich im Gespräch ins Gedächtnis zurückrufen konnte. Wieviel Zeit ist seitdem vergangen! Wären diese Ereignisse nicht so gravierend gewesen, die Erinnerungsspuren hätten sich längst verflüchtigt. Erna L. sagt: «Ich habe Einzelheiten vergessen, z.B. weiss ich nicht mehr, wie viele Betten auf meinem Block (KZ Ravensbrück) waren. Ich fand es auch damals nicht wichtig. Aber was die Frauen erleiden mussten und wie auf meinem Block gekämpft wurde, davon habe ich nichts vergessen.»

Eines möchte ich ganz deutlich machen: Dies ist kein Buch, in dem historische Fakten im Vordergrund stehen, sondern

subjektiv erlebte Geschichte. Die Sicht auf die Ereignisse ist immer individuell gefärbt. Und doch ergibt sich ein aus vielen Facetten zusammengesetztes farbiges Bild des Kampfes gegen das Naziregime. Wenn auch immer ein Rest des Unsagbaren bleiben wird. «Kein Film, kein Buch, nichts kann bis ins letzte wiedergeben, wie es war.» Diesen Satz hörte ich mehrmals. Vor mir steht die Frage: Wie haben die weitergelebt, die durch die Hölle gegangen sind ? Sie können nicht unbeschadet davongekommen sein. Und ich meine nicht die vielfältigen körperlichen Beschädigungen, die sie erlitten haben, sondern jene, die sich immer noch in nächtlichen Träumen manifestieren. «Ich wünsche mir nur, dass in der Stunde meines Todes nicht diese schrecklichen Bilder vor mir stehen.»

Aber sie sind nicht Opfer gewesen und betrachten sich keinesfalls so. Sie fühlen sich als Siegerinnen. Daran ändert auch nichts, dass ihnen die gesellschaftliche Anerkennung versagt blieb, die die ausländischen Kampfgefährtinnen in ihren Ländern geniessen, und dass die Zeit nach 1945 anders aussah, als sie es sich für eine antifaschistische, demokratische Entwicklung gewünscht und vorgestellt hatten. Es ist bezeichnend, dass bei einigen Frauen grosse Bedenken bestanden, Namen anderer zu nennen aus Besorgnis, diese oder ihre Familie könnten sich kompromittiert fühlen oder Ärger bekommen.

In dieses Buch sind ganz persönliche Dokumente aufgenommen. Beim Aufspüren der Vergangenheit stöberte ich in Alben mit vergilbten Fotografien, Mappen mit alten Briefen, Ordnern mit amtlichen Mitteilungen und Gerichtsbescheiden. Es gibt die Sorgsamen, die alles wohlgeordnet aufhoben, die Umhergetriebenen, die im bewegten Auf und Ab ihres Lebens alle Unterlagen verloren, die Leidenschaftlichen, die im Bestreben, die Vergangenheit zu verdrängen, verhasste Schriftstücke vernichteten. Mit unbeschreiblichen Gefühlen hielt ich die Zeugnismappe eines mit zwölf Jahren im Gas ermordeten Jungen in der Hand; die sogenannte Todesurkunde der Alice Bloch aus Auschwitz; die unter Lebensgefahr angefertigte Zeichnung der französischen Ravensbrückerin; eine anonyme Denunziation an die Gestapo, die fünfzig Menschen ins Unglück stürzte.

Natürlich haben sie sich gequält, meine Interviewpartnerinnen, ihre schrecklichen Erinnerungen, denen sie wohl niemals

ganz entrinnen können, auszusprechen. Mehr als einmal, wenn eine Frau mir weinend gegenüber saß und vor Erregung nicht weiter erzählen konnte, war ich drauf und dran, das Interview abubrechen, sie in Ruhe zu lassen. Dann sagte sie: «Nein, mach weiter, schreib das auf! Es soll den Heutigen nützen. So war nicht alles umsonst.»

Die heutige Frauenbewegung kann hier aus einem Kraftreservoir schöpfen und sich Mut holen für die Lösung ihrer Aufgaben. In diesem Sinne hoffe ich, ein nützliches Buch geschrieben zu haben.

Genossin – Frau – Mutter: *Katharina Jacob*

Katharina Jacob – zwei Frauen nannten mir diesen Namen. Erna Lugebiel schilderte mir die Begegnung (von 1944) im Gefängnis Kaiserdamm: «Ich sehe sie noch, eine kleine zarte Frau, an der Tür stehen, wie der Beamte ihr mitteilt, dass ihr Mann hingerichtet worden ist. Wir dachten alle, es wird sie umwerfen. Aber sie hat sich grossartig gehalten, nicht mit der Wimper gezuckt. Nur ihr Gesicht wurde merkwürdig gelb...» Peggy Parnass traf ich 1980 in Berlin auf einem Frauenfest, als sie mir von der Hamburger Initiative *Frauen in die Bundeswehr – nein danke* erzählte und dabei begeistert über Katharinajacob sprach.

Ich fuhr nach Hamburg. Von Käthes Wohnung hat man einen zauberhaften Blick auf die Alster. Bücher, Telefonate, Korrespondenzen, Termine und intensive Beschäftigung mit Töchtern und Enkeln füllen ihren Tag bis zum Rand.

Doch sie nahm sich viel Zeit für mich und unser Gespräch, so dass ich ihre Lebensgeschichte nachzeichnen konnte.

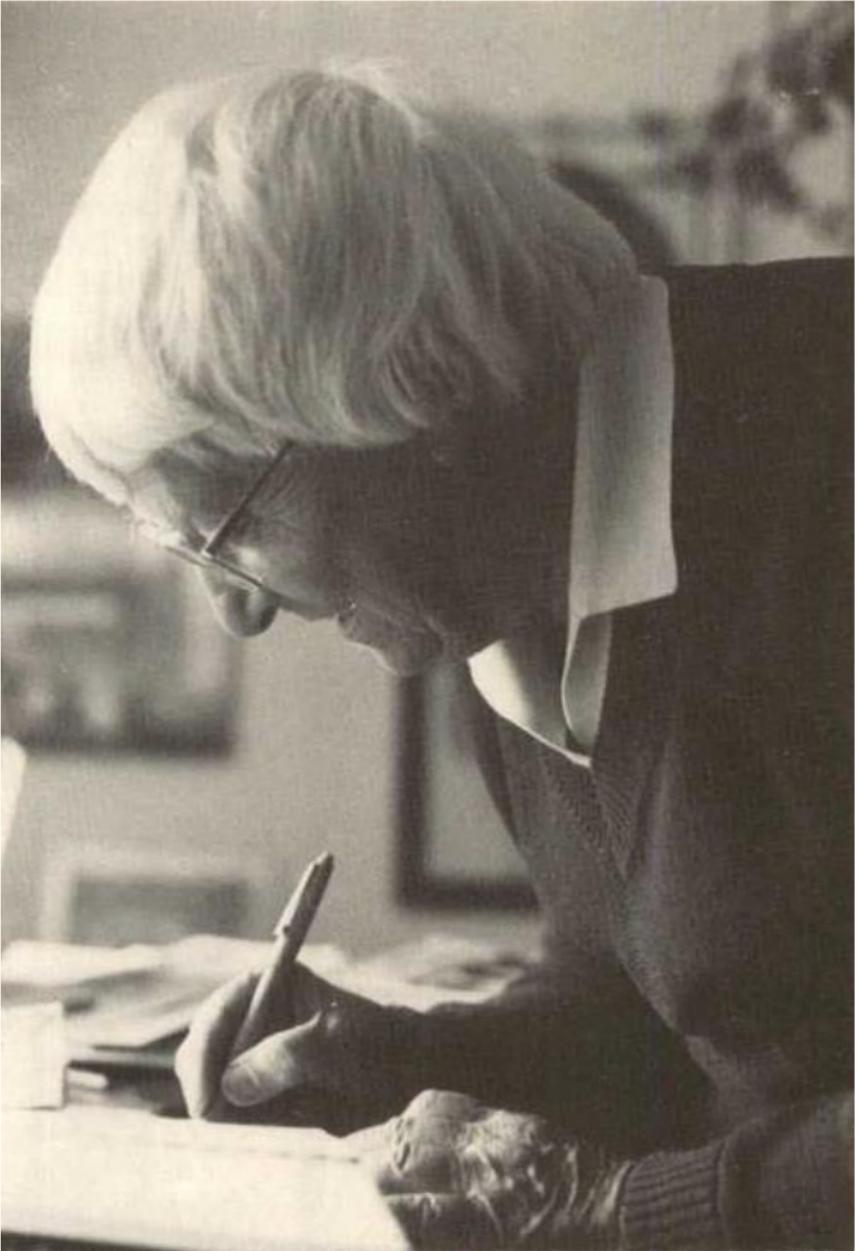
Das Mädchen aus der Kasparstrasse

Katharina, genannt Käthe, wird am 6. März 1907 in Köln am Rhein geboren. Das kleine Mädchen liebt besonders die Grossmutter, bei der sie oft in der Probsteigasse zu Besuch ist. Fasziniert schaut sie zu, wie die einarmige Frau, die den rechten Arm durch Blutvergiftung verloren hat, mit der linken Hand Kartoffeln schält, Brot schneidet und schmiert, saubermacht und wäscht. Der Grossvater ist Kutscher, verdient zu wenig, vier Töchter sind zu ernähren, also sucht Grossmutter sich noch ausser Haus Arbeit. Auf dem Markt hilft sie den Bauersleuten, Körbe und Kisten ein- und auszu packen. Die älteste Tochter (später Katharinas Mutter) muss

zu Hause drei kleine Geschwister und den Haushalt versorgen. Sie versäumt die Schule deswegen, wird vom Lehrer wegen der nichtgemachten Schulaufgaben, wegen Zuspätkommens, wegen nicht sauberer Hefte mit dem Stock geschlagen. Obwohl sie keine Chance hat, ihre guten Anlagen zu entwickeln, schreibt sie fehlerlos und kennt viele Lieder und Gedichte. Ihre leichte, heitere Art steht im Gegensatz zu der streitbaren, kämpferischen Natur der Grossmutter mit ihrem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, den Käthe geerbt hat.

Von Grossmutterns Fenster aus sieht die kleine Käthe auf einen grossen Hof, auf dem ein geschäftiges Leben mit Fuhrwerken, Pferden und Kutschern herrscht. Wehe, wenn ein Kutscher sein Pferd schlecht behandelt! Grossmutter schimpft laut aus dem Fenster, und wenn das nichts nützt, läuft sie hinaus auf den Fuhrhof, packt den groben Kerl am Hemd und schüttelt ihn. In ihrem Haus herrscht Fröhlichkeit, besonders wenn hin und wieder ein Fest gefeiert wird. Dann wird die Stube ausgeräumt. Das Bett muss als Sitzgelegenheit stehenbleiben. Die schmale Tür zur Küche wird ausgehängt, so dass sich in beiden Räumen die Gäste drängen. Bald übertönt der frohe Gesang der Feiernden das Grammophon mit dem grossen Trichter. Witze machen die Runde. Aber niemand würde es bei Grossmutter wagen, Anstössiges zum Besten zu geben. Mehr beeindruckt Käthe die anschaulich vorgetragenen Balladen. Das sind Glanzpunkte in einem Leben voll schwerer Arbeit und Sorge ums tägliche Brot.

Käthe lebt mit Eltern und Geschwistern in einer Mietskaserne der Kasparstrasse in einem Arbeiterviertel in Köln-Nord. Der Vater, Jakob Emmermann, Schlosser in den Kölner Eisenbahnwerkstätten, ist ein fleissiger, solider Arbeiter, der stets pünktlich seinen Lohn nach Haus bringt. Käthe sieht ihn abends abgearbeitet sein Essen einnehmen, zur Zeitung greifen und früh ins Bett gehen. Die Mutter Wilhelmine ist sechsunddreissig Jahre alt, als Käthe, das jüngste Kind von fünf, geboren wird. Das Leben einer Arbeiterfrau ist nicht leicht. Um durch Nähen mitzuverdienen, schafft Mutter sich eine Nähmaschine auf Abzahlung an. Wie lange dauert es, bis sie ihr endlich gehört. Alle Neuanschaffungen werden auf diese Art getätigt. Schlimm ist es, wenn die Rate von einer oder zwei Mark die Woche nicht gezahlt werden kann. Den Gerichtsvollzieher kennt jeder in diesem Haus.



Katharina Jacob, 1981.

Wenn die anbezahlte Ware wieder aus der Wohnung geholt wird, stehen die Frauen weinend und schimpfend vor ihren Türen, leiden mit der betroffenen Familie.

Käthes Schwester lernt Verkäuferin, die beiden Brüder werden Schlosser wie der Vater. Nun muss Mutter drei Schlosseranzüge und die entsprechende schmutzige Leibwäsche waschen. Sie kocht sie in einem grossen Waschtopf auf dem Küchenherd, spült sie in einer Zinkwanne und hängt sie auf ein Trockengestell vor dem Küchenfenster. Käthe scheint, dieser Waschtopf ist immer in Betrieb und die kleine dunkle Küche immer voller Wäshedunst.

Türen aufstossen

Käthe möchte gerne Lehrerin werden. Sie ist eine gute Schülerin. Auf Vorschlag der Lehrerin könnte sie die Höhere Schule besuchen. Es scheitert an den finanziellen Verhältnissen. Der Pfarrer besorgt ihr, seiner Konfirmandin, eine Lehrstelle als Kontoristin bei der *Kölner Frauen-Zeitung*, einer kleinen Zeitung im Dienst der bürgerlichen Frauenbewegung. Ihre Ausbildung ist denkbar schlecht. Nach zwei Jahren hat sie kaum etwas gelernt, was ihr im kaufmännischen Beruf wirklich nützen kann. Das Gefühl, nicht dumm zu sein, aber nicht genügend Kenntnisse erworben zu haben, bedrückt sie. Sie hat keinen Mut, sich um eine andere Stelle zu bewerben, also bleibt sie.

Wohl fühlt sie sich in der GDA-Jugendgruppe des *Gewerkschaftsbundes der Angestellten*. Hier kommt sie mit Jugendlichen aus anderen Jugendverbänden wie SAJ, KJ, Bündischer Jugend und dem Wandervogel zusammen. Sie machen Fahrten, freuen sich an der Natur, diskutieren bis in die Nacht hinein. Es ist eine herrliche Zeit. Käthe verliebt sich in Walter Hochmuth, ebenfalls Mitglied der Gruppe, vor kurzem aus dem Vogtland nach Köln gekommen. Die beiden bleiben zusammen. Als die Jugendgruppe wegen «linker Tendenzen» vom Vorstand des GDA aufgelöst wird, gründen Käthe, Walter und andere Jugendliche die selbständige Jugendgruppe *Florian Geyer*. Der Name ist bewusste Aussage. Darüber schreibt Käthe später: «Für mich ist die Florian-Geyer-Zeit nicht nur eine der schönsten meines Lebens,

sondern auch eine ganz entscheidende. Christliche Jugend und GDA-Jugend waren schon etwas, aber im *Florian Geyer* wurden Türen aufgestossen. Unsere Diskussionen an unseren Heimabenden in Köln-Sülz über ‚Gott und die Welt‘, fortgesetzt von Haustür zu Haustür und wieder zurück und wieder hin und her – wir haben sie wohl alle nicht vergessen. Wir hatten unsere Probleme, auch manches Persönliches. Aber was ein junger Mensch braucht und sucht, das gab mir unsere Gemeinschaft: Kameradschaft, Kennenlernen von Schöner, Freude am Schönen, politische Diskussionen. Und nicht zuletzt persönliche Anerkennung. Sie hatte ich – wie wir wohl alle – besonders nötig. Minderwertigkeitskomplexe und Hemmungen hat mir die ‚Kasperstrasse‘ in reichem Masse mitgegeben. Die Florian-Geyer-Gruppe hat mir geholfen, in dieser Beziehung manches abzubauen, wenn auch längst nicht alles. Aber es geriet etwas in Bewegung, das später Früchte getragen hat. Nicht zuletzt trug dazu die Liebe eines und zu einem Walter Hochmuth bei... Es war zu einer späteren Zeit in Köln, als Helene Otto, eine kommunistische Lehrerin, in einem Vortrag sagte: ‚Wir wollen nicht nur Wein trinken, wir wollen ihn auch aus schönen Gläsern trinken.‘ Sie hatte damit ein Wort ausgesprochen, das auf mich hätte zugeschnitten sein können. Die Erkenntnis, dass die Probleme des *Kättchen us der Kasparstross*, die Probleme der meisten Arbeiterkinder, dass sie erklärbar und überwindbar sind – bestimmt zu einem grossen Teil, liess mich Kommunistin werden. Die Untermauerung durch die Theorie kam später.»

Käthe tritt 1926 in den Kommunistischen Jugendverband ein und geht mit Walter Hochmuth 1927 nach Hamburg. Im gleichen Jahre heiraten sie. Beide arbeiten in dem grossen Tuchhaus Paul Peiniger als kaufmännische Angestellte. Auch im Beruf findet Käthe jetzt zu sich selbst. Sie merkt, dass sie hier ihre Fähigkeiten einsetzen kann.

«... uns geht die Sonne nicht unter!»

Das einschneidende Jahr 1933 findet Käthe als Hausfrau. Wegen der Geburt ihrer Tochter Ursel 1931 hat sie die Arbeit aufgegeben. Seit dem gleichen Jahr ist ihr Mann in der

Hamburgischen Bürgerschaft Abgeordneter der KPD, mit 27 Jahren das jüngste Bürgerschaftsmitglied. Sie ahnen, was mit Hitlers Machtantritt auf sie zukommen wird, aber ihre Ahnungen werden von der Wirklichkeit aufs Furchtbarste übertroffen. Einen Tag nach der Reichstagswahl am 6. März, Käthes Geburtstag, steht ein Stapo-Mann mit zwei jungen Polizisten vor der Tür, um ihren Mann zu verhaften. Der aber lebt schon halb illegal, kommt nur noch ab und zu nach Hause, in ihre Wohnung Winterhude, Meerweinstrasse. Bei der Haussuchung wird ihre grosse Bibliothek, Käthes ganzer Stolz, ausgeräubert. Politische Bücher, Werke sozialistischer und fortschrittlicher Schriftsteller, auch Dostojewski und Tolstoi kommen auf den Haufen beschlagnahmter Bücher. Käthe protestiert: «Das ist doch Weltliteratur!» Der Stapo-Mann winkt ab. «Schon diese Namen!» sagt er verächtlich.

Im Bücherschrank hat Käthe eine Zigarrenkiste mit Fotos, Gruppenbilder von Wanderungen. Als der Stapo-Mann die Kiste in die Hand nimmt, plagt sie das schlechte Gewissen, die Bilder hätte sie nicht aufheben dürfen. Sie weiss, die Nazis haben grosse Karteien angelegt mit Namen, deren sie nur habhaft werden können; das konnte für jeden einmal belastend werden. Nach Stunden gehen sie endlich. Als Käthe die wenigen Bücher, die noch auf dem Boden liegen, aufräumt, fallen ihr Fotos entgegen. Sie kann es sich nicht erklären, verbrennt sie aber sofort. Später erfährt sie von einem Freund: Die beiden Polizisten waren junge Sozialdemokraten, sie haben die Fotos bewusst wieder unter die Bücher geschoben. Käthe ist sehr froh darüber, auch weil ihr das Erlebnis zeigt, dass nicht alle plötzlich Nazis geworden sind.

In Hamburg gibt es nun ausser dem *Hamburger Tageblatt*, der Zeitung der NSDAP, nur noch gleichgeschaltete bürgerliche Zeitungen wie *Hamburger Anzeiger* oder *Hamburger Fremdenblatt*. Die gesamte fortschrittliche Presse ist zerschlagen. Die Linken sind der Meinung, dass sie die Bevölkerung über das grausame Unrecht, die Verbrechen dieses Systems aufklären müssen. Käthe, seit 1928 Mitglied der KPD, übernimmt die Aufgabe, illegale Flugblätter zu verbreiten. Sie weiss, wird man dabei erwischt, muss man mindestens mit Gefängnis rechnen. Später in Kriegszeiten ist es Zuchthaus, KZ oder die Todesstrafe. So hoch schätzen die

Nazis den Wert eines Flugblattes ein, die Verbreitung der Wahrheit. Nach der Haussuchung warnt Käthe ihren Mann, der noch bis 1934 in Hamburg an einer illegalen Zeitung mitarbeitet, dann mit dem Schiff nach Kopenhagen emigriert.

Käthe wird im Juli 1933 verhaftet und lernt dabei ihre spätere Freundin Charlotte Gross kennen. Die ersten ihrer Genossen sind schon zu Tode gefoltert, erschlagen, einige haben Selbstmord begangen, in der Furcht, Aussagen zu machen. Sie wird eingesperrt im Konzentrationslager Fuhlsbüttel und im Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis. Sie hat Einzelhaft. Aber auch sie erfährt, was die in einem grossen Saal eingesperrten Frauen gegen die immer schlimmer werdende Haftverschärfung beschlossen haben. In ihre Zelle wird hineingerufen: «Ab morgen Hungerstreik!» Da hungert auch Käthe in ihrer Zelle. Jeden Tag geht die Zellentür auf, eine Schüssel mit Essen wird hingestellt. Aber Käthe rührt sie nicht an in der Gewissheit, dass die anderen Frauen ebenso handeln. Acht Tage lang geht das so. Die Gefängnisverwaltung droht mit Zwangsernährung. Als man ihr sagt, der Hungerstreik sei abgebrochen, ist Käthe misstrauisch. Eine andere Gefangene wird geholt, die es ihr bestätigt. Geschwächt von Hunger und doch moralisch gestärkt, gehen die gefangenen Frauen aus dieser gemeinsamen Aktion hervor. Nach fünf Monaten Untersuchungshaft wird Käthe entlassen. Der Prozess findet 1934 statt. Ihre Anklage lautet auf *Vorbereitung zum Hochverrat*. Sie wird zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und muss ihre Strafe im Frauengefängnis Lübeck-Lauerhof antreten. Diesmal ist sie in einer Sechszelle. Die Frauen versuchen, auch noch aus diesem Leben etwas zu machen und sich nicht zu Kriminellen abstempeln zu lassen. Sich nicht demoralisieren zu lassen, betrachten sie als Widerstand. Sie bekommen täglich Säcke Kartoffeln in die Zelle hineingestellt und müssen für die Küche ein bestimmtes Quantum schälen. Das machen sie meistens so, dass fünf Frauen arbeiten und die sechste vorliest, aber immer mit dem Ohr zur Tür, denn es ist natürlich verboten. Oder sie bringen sich Lieder und Gedichte bei. Käthe hat zum Beispiel ein reiches Repertoire von Volks- und Kampfliedern im Gedächtnis. Die anderen lernen Texte und Melodien von ihr, wiederholen sie täglich als Training. Fremdwörter werden

erklärt und buchstabiert, Ratespiele gemacht, Vokabeln abgehört, und es wird heftig diskutiert. Nach dem Einschluss, wenn sie in die Betten müssen, fangen die Frauen an, sich Romane zu erzählen, die sie einmal gelesen haben. Da das bei mehreren von ihnen die gleichen sind, ergänzen die anderen, wenn eine nicht mehr weiter weiss. Auf diese Weise kommen sie zu einem vollständigen Roman, und zwar viel intensiver, als sie ihn vorher gelesen haben, zumal sich auch noch Diskussionen anschliessen.

Zu den sechsen in Käthes Zelle gehören die junge Jüdin Lotte Ehmann, der nach ihrer Entlassung die Ausreise in die USA gelingt, Heidi aus Bremen, Lotte Burmester, die spätere Frau von Herbert Wehner, und Muttchen Mary, eine alte Frau, gelähmt und völlig der Obhut der anderen anvertraut; verurteilt, weil sie ihrem Neffen zur Flucht verholfen hat.

Alle sind am Lesen interessiert. Im Gefängnis gibt es eine Bibliothek; zwar ist vieles ausgemerzt, was den Nazis nicht passte. Aber es sind noch eine Menge guter Bücher geblieben, und vor allem, die Bibliothek wird von politischen Häftlingen verwaltet, zu dieser Zeit von Hedwig Voegt, heute noch Käthes Freundin und Literaturwissenschaftlerin in der DDR. Es findet ein reger Buchaustausch statt. Eine der Frauen, Annemarie Jacobs, richtet einen Englisch-Kursus ein. Ihre Tante ist eine bekannte Professorin in der Schweiz, darum macht die Gefängnisleitung ihr Zugeständnisse. Annemarie hat einige Semester Kunstgeschichte studiert. Die Frauen lassen sich auf ihre Anregung hin Kunstpostkarten schicken, man kann zu dieser Zeit noch öfter Post bekommen, und machen eine Ausstellung mit den Karten. Sie gibt die Erläuterungen dazu. Für Käthe sind das neue Erfahrungen. Manchmal wird sie mit anderen zur Arbeit in einen grossen Saal geführt. Da stehen eine Reihe langer Tische, auf denen riesige Mengen Bindfäden liegen, kurze und lange, verknotet und verteert, mit Blut und Siegellack beschmutzt. Sie fragt sich entsetzt, woher die wohl kommen. Die Bindfäden müssen nach Beschaffenheit und Farbe sortiert werden. Es ist eine furchtbar schmutzige Arbeit. Positiv findet Käthe, dass sie in einer grossen Gemeinschaft sitzt, die anderen sieht, mit ihnen sprechen kann. Die Arbeitsaufseherin ist noch eine von der alten Garde, eine Sozialdemokratin. Wenn sie rausgeht und die Frauen allein lässt, beginnen sie zu singen, meistens

das alte Wandervogel-Lied *Wilde Gesellen vom Sturmwind verweht*. Erst summen alle leise, aber dann immer lauter die Zeile: *Uns geht die Sonne nicht unter*. Oft gehen Käthes Gedanken zu ihrer kleinen Tochter. Ursel ist bei guten Freunden untergebracht. Einmal kommt sie die Mutter im Lauerhof besuchen. Die Vierjährige bestaunt die Gefängnis-tracht, das altmodische blaue Kleid mit der weissen Schürze, weissem Häubchen auf dem Kopf. Käthe darf sie auf den Schoss nehmen. Sie steckt der Mutter ein Stück Schokolade in den Mund. Das sieht die Aufseherin und schimpft sie aus, noch einmal so etwas, und sie wird die Besuche verbieten.

Zivilcourage

Schon 1933 konnte Käthe ihre Wohnung nicht mehr bezahlen, stellte ihre Möbel bei Freunden unter, suchte sich ein Zimmer. Als sie jetzt im Dezember 1935 aus dem Gefängnis entlassen wird, beginnt die quälende Zimmersuche von neuem, bis sich die Gelegenheit bietet, eine Zweieinhalb-zimmerwohnung in der Jarrestrasse zu mieten, wenn sie einen Bürgen stellt. Käthe hat keine Arbeit gefunden, muss stempeln gehen und bekommt den Wohlfahrtssatz, der unter zwanzig Mark in der Woche liegt. Sie findet den Bürgen. Es ist ihr alter Kohlenhändler Rudolf Gieselmann. Nicht nur, dass er durch seine Unterschrift für Käthe bürgt, er liefert ihr auch billige Kohlen auf Abzahlung. Das ist so eine der Solidaritätshandlungen, die grosse Bedeutung haben, materiell und psychisch helfen. Um die Wohnung bezahlen zu können, muss Käthe zwei Räume vermieten. Mit ihrer Tochter schläft sie in dem halben Zimmer und wohnt in der Küche.

1936 liest Käthe in der Zeitung eine Annonce der Firma «Blembel-Gebrüder»: «Kontoristin gesucht». Sie bewirbt sich trotz Hemmungen wegen ihrer geringen Qualifikation. Wieder befällt sie die alte Angst: Wirst du den Anforderungen nachkommen können? In dem Bewerbungsschreiben hat sie angegeben, dass sie von ihrem Mann getrennt lebt. Der Chef spricht sie darauf an. Käthe denkt: Jetzt schenkst du ihm reinen Wein ein, und sagt, dass ihr Mann aus politischen Gründen ins Ausland emigriert ist. Sie wird tatsächlich eingestellt. Bald merkt sie, dass die Chefs dieser Im- und

Exportfirma auch keine Nazis sind. Nirgends ist ein Hitlerbild zu sehen, auf den deutschen Gruss wird verzichtet. Käthe kann sich nun denken, warum man gerade sie genommen hat.

Regelmässig kommen in Käthes Wohnung Gesinnungsgenossen zum Austausch von Informationen zusammen. In kleinen Gruppen hören sie ausländische Sender; das ist streng verboten und gefährlich. Den Kopf unter einer dicken Decke, drückt Käthe ihr Ohr dicht an den Radioapparat und lauscht begierig den Worten von BBC/London und Radio Moskau.

Käthe wird am Silvesterabend 1938 mit einer Reihe von Freunden festgenommen und im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. In dieser Zeit wird ihre Ehe geschieden. Ihr Mann Walter war nach 1933 eine neue Bindung eingegangen. «Die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht», sagt Käthe. In der Haft kommt eine neue grosse Sorge auf sie zu. Das Amtsgericht Hamburg entzieht ihr das Sorgerecht über ihre Tochter Ursel. Käthe hat grosse Angst. Man droht, das Kind in eine nationalsozialistische Erziehungsanstalt zu stecken. Da tritt Ursels Lehrerin Gertrud Klempau auf den Plan, eine Sozialdemokratin, 1933 in die Meerweinschule strafversetzt. Sie hat vorher an einer Versuchsschule gearbeitet, deren gesamtes Kollegium von den Nazis abgelöst wurde. Diese Frau hat sich auch in schlimmer Zeit ihre Zivilcourage bewahrt. Sie erklärt sich sofort bereit, die Vormundschaft für Ursel Hochmuth zu übernehmen; für ein Kind, dessen Vater als Emigrant im Ausland lebt und dessen Mutter als Nazigegnerin eingesperrt ist. Damit ist eine grosse seelische Belastung von Käthe genommen.

Über die Lehrerin Klempau schreibt Käthe später: «Mich begeisterten auch ihre fortschrittlichen Lehrmethoden, bei denen ich selbst lernte. Meine eigenwillige Tochter hatte ihre kleinen Konflikte mit ihrer Lehrerin. Sie wusste nichts von der «schützenden Hand», die auf ihr ruhte. Ich erinnere mich an ein Aufsatzthema: *Wie ich mir das Schlaraffenland vorstelle*. Ursel hatte darin ein kindliches Gegenbild zur nationalsozialistischen Wirklichkeit entworfen. Obwohl unter ihrem Aufsatz eine Eins stand, durfte sie ihn nicht vorlesen, wie es sonst bei guten Zensuren üblich war. Enttäuscht und empört kam sie nach Hause. Frau Klempau hatte das Heft an sich genom-

Gegen die Mutter bestehen noch Bedenken, ob ihr schon jetzt das Personensorgerecht anvertraut werden kann. Sie wird daraufhingewiesen, dass das Vormundschaftsgericht jederzeit in der Lage ist das ihr durch diesen Beschluss übertragene Personensorgerecht und die elterliche Gewalt wieder zu entziehen, falls sie die weitere Entwicklung des Kindes ungünstig beeinflussen sollte. Zur Überwachung ist mit Einverständnis der Mutter die Schutzaufsicht angeordnet worden.

gez. Krantz



Für richtige Ausfertigung:

[Handwritten signature]
Justizinspektor,
als Urkundsbeamter
der Geschäftsstelle.

Auszug aus dem Beschluss des Amtsgerichts Hamburg über die Gewährung des Sorgerechts für Katharina Jacobs Tochter Ursel.

men und gab es ihr erst nach dem Kriege zurück. Der Aufsatz verriet zuviel vom Geist des Elternhauses. Sie sah darin eine Gefahr für das Kind, wenn er in unrechte Hände geriet; aber sie bewahrte ihn auf.»

Mut zur Liebe und zum Widerstand

Vier Monate vor Kriegsausbruch werden Käthe und ihre Freunde aus dem KZ Fuhlsbüttel entlassen. Sie kann ihre Stellung in der alten Firma wieder einnehmen. Das bedeutet viel. Ursel fährt für ein Jahr mit der KLV (Kinderlandverschickung) nach Sachsen.

Käthes Leben erhält eine neue Wendung. Sie begegnet Franz Jacob, den sie schon aus der Jugendarbeit kennt. Er war ebenfalls kommunistischer Bürgerschaftsabgeordneter in Hamburg. Nach drei Jahren Zuchthaus und vier Jahren KZ

Sachsenhausen kommt er 1940 nach Hamburg zurück, nimmt bald wieder Verbindung mit Freunden und Genossen auf, um Widerstand zu organisieren. Er erhält Arbeit in einem kleinen Betrieb, in der Wäscherei BOCO, als Schlosser. Seinen Wunsch, auf die Ingenieurschule zu gehen, lehnt die *Arbeitsfront* ab: Das könne ihm so passen.

Furchtbares hat er erlitten und mitansehen müssen. Die Schlussfolgerung, die er daraus zieht, ist nicht Resignation, sondern die Erkenntnis, dass der Kampf gegen Hitler und den Krieg bis zum Ende weitergeführt werden muss. Bei Zusammenkünften in Hamburg treffen sich auch Franz und Käthe wieder. In diesem Leben ständiger Gefahr haben sie den Mut zur Liebe, auch wenn ihr Glück vielleicht nur von kurzer Dauer ist.

Käthe und Franz warten, bis Ursel aus der KLV zurückkommt. Es ist ihnen beiden wichtig, dass sie den neuen Vater akzeptiert. Sie sind alle drei glücklich. Im Dezember 1941 wird geheiratet. Trauzeugin der beiden politisch Vorbestraften ist die Lehrerin Gertrud Klempau. Franz zieht in die Jarrestrasse.

Es wird eine Zeit grossen persönlichen Glücks. Noch heute empfindet es Käthe so. Sie schreibt 1941 an Franz: «Du machst mich sehr glücklich, dass du soviel Bereitschaft und Liebe und Einfühlenwollen für unsere Ursel mitbringst. Ich wusste es immer: Einen Mann so richtig liebhaben und mein Leben auf Dauer mit ihm teilen könnte ich nur, wenn er das Kind bejaht und in seine Liebe einbezieht. Dass alles einmal so vollkommen gelöst werden könnte, daran habe ich nicht geglaubt. Ich bin dem Walter nicht mehr gram...»

Es gelingt, mit anderen zusammen wieder eine Organisation aufzubauen, die grosse Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen, die in den Hamburger Grossbetrieben und Werften verankert ist und darüber hinaus nach Bremen, Kiel und Lübeck reicht. Käthe ist die beste Kampfgefährtin ihres Mannes, arbeitet mit in der Organisation. Sie weiss, ein Mann, der vorne steht, braucht eine Frau, die sein Tun bejaht, ihm, so gut es geht, den Rücken freihält und die selbst Aufgaben übernimmt. Sie vermittelt Treffpunkte, besorgt Quartiere für Illegale, sammelt Geld und Abschnitte von Lebensmittelkarten zur Unterstützung von Verfolgten. Sie organisiert Beratungen, die ab und zu auch in ihrer Wohnung stattfinden. Sie

schreibt Materialien, die Franz oder andere zusammengestellt haben und die den Genossen die politische Lage aufzeichnen und damit die illegale Betriebsarbeit unterstützen. Von der Herstellung von Flugblättern hatte man im Anfang wegen der Gefährlichkeit der Verbreitung abgesehen, später aber, im Juni 1942, wird u.a. das *Merkblatt für Bauarbeiter* verteilt. Die dringend benötigte Schreibmaschine steht bei einem Freund, der sie eines Tages aus Sicherheitsgründen nicht mehr behalten kann. Franz und Käthe holen die Maschine und fahren in ein ausserhalb Hamburg gelegenes Häuschen, das ihnen für die illegale Arbeit zur Verfügung steht. Käthe ist unruhig, sie weiss, ihr Mann ist bekannt, auch ist er eine Erscheinung, die auffällt, sehr gross, gekrümmter Rücken, hochgezogene Schultern, und nun trägt er die Schreibmaschine im Rucksack bei sich. Sie hat Angst um ihren Mann. Ihr ist klar, dass sie die Maschine nicht mit nach Hause nehmen können. Aber wohin damit? Käthe fällt ein Freund ein, der früher in der Jarrestrasse gewohnt hat, 1933 umgezogen und dadurch der Gestapo entgangen war. Fritz Bartsch sagt sofort zu, die Maschine zu nehmen, und verbirgt sie.

Es gibt jetzt 1942 eine grössere Anzahl von Menschen, denen die Nazis verhasst sind, die den Krieg satt haben, die bereit sind, etwas dagegen zu tun. Die antifaschistischen Materialien, die von der Leitung der Organisation an die illegalen Betriebsgruppen weitergegeben werden, enthalten Informationen und Argumente, die unter den Arbeitern verbreitet werden sollen. Genossen unter den ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen übersetzen es mündlich. In den Flugblättern, die Käthe tippt, stehen Aufforderungen, denen die Menschen nachkommen können. Es ist die Zeit der britischen Fliegerangriffe auf Hamburg. Da heisst es z.B.: Wenn der Alarm vorbei ist, geht sofort nach Hause! Lasst euch nicht zu zusätzlichen Aufräumarbeiten in den Betrieben einsetzen. Seht zuerst nach, ob eure Familien, eure Wohnungen noch da sind. Oder: Arbeitet langsam, sabotiert Hitlers Rüstungsindustrie! Diese Parolen werden auch befolgt, wie nach 1945 ausgesagt wird.

Das läuft gut, etwa zwei Jahre lang. Am 18. Oktober 1942 will die Gestapo Franz verhaften. Er ist schon durch einen Telefonanruf gewarnt: Der Bruder sei gestern ins *Krankenhaus* gekommen. Krankenhaus ist immer das Wort für Gesta-

po, Verhaftung. Auch ist am Tag zuvor schon jemand nicht zum Treffpunkt erschienen. Böse Vorahnung! Franz und Käthe überlegen, wen sie in der Nähe benachrichtigen können, falls die Gestapo käme. Sie brauchen eine Stelle, bei der Käthe Nachricht für Franz hinterlassen kann. Sie kommen auf Lidde Klingenberg, eine alte Arbeiterfrau und Genossin, die Käthe schon immer zur Seite gestanden hat und von der sie annehmen, dass sie dazu bereit ist. Käthe ist sich völlig klar darüber, dass sie ein gefährliches Ansinnen an die Frau stellt. Aber sie kennt auch ihren Mut und ihre Solidarität. Lidde ist einverstanden, verschwindet aber erst einmal. Dann sagt sie: «Immer, wenn die politische Situation gefährlich wird, muss ich erst mal aufs Klo! Aber dann mach ich alles. Ihr könnt das Tollste von mir verlangen, wenn es gegen die verfluchten Nazis geht.»

Wieviel Ängste um Franz Käthe in den nächsten Stunden aussteht, wie viele Überlegungen sie anstellt. Der schnelle Abschied kann ein Abschied für immer sein. Dann ihr Zustand, sie steht kurz vor der Niederkunft. Es dauert nicht lange, und die Gestapo erscheint. Franz ist nicht da, und die Männer gehen wieder. Käthe läuft zum Knickweg, zu Lidde, um Franz zu warnen. Ihrer Tochter schärft sie ein, auf keinen Fall beim Klingeln die Wohnungstür zu öffnen. Ursel, inzwischen elf Jahre alt, befolgt die Anweisung. Die Gestapo kommt ein drittes Mal, durchsucht die Wohnung. Käthe bleibt dabei, nicht zu wissen, wo ihr Mann ist. Sie weiss es wirklich nicht. Franz hält sich noch zwei Wochen bei Genossen in Hamburg verborgen und kann Anfang November mit Hilfe von Charlotte Gross nach Berlin entkommen. Charlotte, Käthes Freundin, Kommunistin, Mutter von zwei Kindern, arbeitet aktiv im Widerstand: Sie knüpft die Fäden zwischen Hamburg und Berlin, macht Kurierdienste, als Franz, der steckbrieflich gesucht wird, in Berlin zusammen mit Anton Saefkow und anderen eine grosse Widerstandsgruppe aufbaut. Diese Organisation hat Mitarbeiter in den Berliner Grossbetrieben, Verbindung zu anderen illegalen KPD-Gruppen in vielen Teilen Deutschlands, arbeitet mit Sozialdemokraten, bürgerlichen Hitlergegnern, solchen in der Wehrmacht und ausländischen Zwangsarbeitern zusammen. Charlotte hält lose Verbindung zwischen Franz und Käthe. Sie ist es auch, die ihm erzählen kann, dass am 9. November

1942 seine Tochter Ilse während eines schweren Bombenangriffs auf Hamburg im Luftschutzkeller einer Klinik geboren ist. Gertrud Klempau, der gute Geist der Familie Jacob, besucht Käthe am Tag nach der Entbindung und legt einen grossen roten Rosenstrauss auf die Bettdecke. «Von Franz», sagt sie.

Käthes Gedanken gehen zu ihrem Mann. Wann wirst du unser Kind sehen? Ich habe es Ilse genannt, Franz, wie du es gern wolltest, um dir eine Freude zu machen. Wie alle Mütter der Welt wünscht sie sich eine gute Zukunft für ihr Kind, aber die düstere Gegenwart verdrängt jede Vorstellung von künftigen Glück. In ihre Wohnung zurückgekehrt, beginnt Käthe ein Tagebuch über Ilse zu schreiben. Franz soll so an der Entwicklung seiner Tochter teilhaben. Bei einer Kurierfahrt nach Berlin kann ihm Charlotte die Aufzeichnungen übergeben.

Nach den grossen Bombenangriffen im Sommer 1943 ist die Verbindung zu Franz für einige Zeit unterbrochen. Eines Abends klopft es an Käthes Tür. Es ist eine junge Frau aus dem Haus. Luise Hesse wohnt mit ihrer Mutter zusammen. Käthe kennt sie beide als Christen und Nazigegner. Obwohl die Mutter immer wieder aufgefordert wird, bei bestimmten Anlässen die Hakenkreuzfahne herauszuhängen, tut sie es nicht, verschwindet an diesen Tagen jedesmal aus der Wohnung, setzt sich lieber der Gefahr aus, als die verhasste Fahne zu zeigen. Die Tochter steht nun vor Käthe, nestelt an ihrem Strumpf, reicht Käthe einen Brief von Franz. Käthes Herz klopft schneller vor Freude. Ein Lebenszeichen! Franz schreibt, von Sorgen bedrängt. Die Nachrichten vom brennenden Hamburg und den Schreckensszenen, die sich abspielten, hatten auch ihn erreicht. Er wählt die Firmenadresse, um an Luise Hesse zu schreiben, und baut auf Anständigkeit und Mut einer christlichen Hitlergegnerin. Franz hatte geschrieben, er wäre sehr dankbar, wenn sie es fertigbrächte, Käthe den einliegenden Brief zu geben, aber er hätte auch Verständnis, wenn sie es nicht täte. Sie bringt Käthe den Brief am gleichen Tag.

Käthe weiss immer, dass sie es mit einem Gegner zu tun hat, der seine Macht mit den infamsten Methoden aufrechtzuerhalten versucht. Das muss sie sogar innerhalb ihrer eigenen vier Wände erfahren. Die Gestapo versteht es, Käthes Untermiete-

rin zum Spitzel zu machen, gibt ihr Geld und verspricht ihr Käthes Wohnung. Durch die Aussagen einer Gestapo-Angestellten werden später nach 1945 die Einzelheiten bekannt. Aber Käthe, deren Wachsamkeit durch jahrelanges Leben in Gefahr geschärft ist, spürt es und kann sich darauf einstellen. Zuerst will sie es nicht glauben, dass diese Frau, die selbst Kinder und Enkelkinder hat, die in der gemeinsamen Wohnung Käthes Leben und Ilses Geburt aus engster Nähe miterlebt hat, zu solcher Schmutzarbeit fähig ist. Ursel hält sich zu dieser Zeit mit ihrer Schulklasse in der Kinderlandverschickung (KLV) auf. Wenn Käthe abends einen Brief an Ursel zum Kasten bringt, benachrichtigt die Verräterin schnell die Gestapo, die den Brief herausfischt, kontrolliert. Sie hofft dadurch, an Käthes Mann heranzukommen. Wenn Käthe mit Ilse im Kinderwagen sich auf einen Spaziergang vorbereitet, schüttelt die Frau als Zeichen ein Staubtuch aus, und Käthes Wege werden beobachtet. Ein V-Mann der Gestapo hatte sich im gegenüberliegenden Haus eingemietet.

Die primitive Frau fängt einen Kleinkrieg um die einfachsten Dinge im Haushalt an. Ihren Gemeinheiten ist Käthe nicht gewachsen. Bei einer Auseinandersetzung schlägt die Frau ihr ins Gesicht. Käthe versucht eine Räumungsklage gegen die unerwünschte Untermieterin, natürlich ohne Erfolg. So kann sie sich nicht einmal in ihrer Wohnung zu Hause fühlen.

Ruf aus der Zelle

Am 6. Juli 1944 wird Käthe wieder von der Gestapo verhaftet. Sie ist in einer schlechten Verfassung, Ilse hat starken Keuchhusten und Käthe einige durchwachte Nächte hinter sich. Es ist furchtbar, sich von dem kranken Kind trennen zu müssen. Die kleine Ilse, bald zwei Jahre alt, spricht manche Worte, die nur verständlich für die Ohren der Mutter sind. Wird man ihr Plappern verstehen, sorgt sich Käthe. Ihre Nachbarn eine Etage tiefer nehmen Ilse sofort in ihre Obhut, benachrichtigen die Schwiegermutter in Bergedorf. Sie holt sich ihr Enkelkind. Die Gestapo nimmt Käthe mit. Unterwegs Fragen mit merkwürdig hämischem Unterton, ob sie nicht wüsste, wo ihr Mann sei. Später erfährt sie, dass Franz und die anderen führenden Kräfte der Gruppe in Berlin verhaftet

sind. Ein Fahndungsschreiben liegt vor, Käthe und Charlotte Gross in Hamburg festzunehmen. Charlotte ist verreist, hält sich gerade in Thüringen auf und wird dort verhaftet.

Zur Nacht wird Käthe in das KZ Fuhlsbüttel überführt und in ihrer Zelle mit Händen und Füßen ans Bett gekettet, trotz der drohenden Fliegerangriffe. Am anderen Morgen kommt der Beamte, der sie nach Berlin bringen soll, und nimmt sie an eine lange Leine. Die Gestapo hat nicht mehr genug Benzin für Gefangenentransport per Auto. Der Beamte versenkt den grösseren Teil der Leine in seiner Tasche, und Käthe muss dicht neben ihm gehen. Sie möchte lieber, dass man sie in dieser Situation sieht, dass ihre Festnahme erkennbar ist, falls ihnen Bekannte begegnen. Sie fahren mit der Hochbahn bis Barmbek, dann mit der S-Bahn bis Altona. Barmbek ist Käthes S-Bahn-Station. Ihre Hoffnung, in der Menge ein bekanntes Gesicht zu erblicken, ist vergeblich. In Altona hat gerade der Fahrplan gewechselt, und der Zug nach Berlin ist schon weg. Wieder in die S-Bahn, dem Zug hinterher. Am Hauptbahnhof erwischen sie ihn noch und springen in den anfahrenden Zug. Käthe fragt: «Warum beeilen Sie sich denn so?»-»Ja», sagt der Beamte, «in Berlin wartet die Zelle auf Sie; wenn wir Sie da nicht schnell hinbringen, sitzen wir selbst drin.»

In Berlin verbringt Käthe die Nacht in einem Gefängnis. Am Morgen wird sie ohne Bewachung als erste in die grüne Minna gesetzt. An der nächsten Station werden zwei Leute in die Einzelzellen, die sich vorne im Wagen befinden, eingeliefert. Ein Gedanke schiesst Käthe durch den Kopf: Könnte das Lotte sein? Sie geht durch den Wagen und ruft: «Lotte?» - Unvorstellbar, sie ist es wirklich. Käthe flüstert ihr die wichtigen Neuigkeiten zu, dass Franz, Bernhard Bästlein und Anton Saefkow verhaftet sind, dass die Gestapo über Lottes Fahrten von Hamburg nach Berlin Bescheid weiss. Dann müssen sie aussteigen. Käthe dreht sich einen Moment nach der Freundin um, will sie sehen, aber grob wird sie gestossen: «Runter mit dir, dalli!» Käthe ist erleichtert, dass sie Lotte informieren konnte. Das wird ihr helfen.

Alle Inhaftierten der Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe kommen in das Gestapo-Gefängnis nach Potsdam. Hier erlebt Käthe den 20. Juli 1944. Aufregung auf dem Flur, Schimpfen und Nervosität der Aufseherinnen sind Anzeichen dafür, dass irgend etwas Besonderes passiert sein muss. Sie sind zu dritt in

einer Einzelzelle. Als sie am anderen Tag (geschlossen) zur Toilette geführt werden, sieht Käthe hinter dem grossen Abflussrohr die kleine Ecke einer Zeitung herausgucken. Sie steckt sich den Fetzen Papier in den Kleiderausschnitt. In der Zelle warten sie eine Zeit des Tagesablaufes ab, zu der gewöhnlich keine Aufseherin kommt. Der Zeitungsausschnitt berichtet vom 20. Juli und hat die Überschrift *Attentat auf Hitler*. Aber er ist am Leben, und sie fragen sich, wie wird das ausgehen? Beim nächsten Gang zur Toilette steckt Käthe das Papier wieder zurück, für weitere Leser.

Lotte und sie sind getrennt. Franz sieht sie einmal für einige Minuten im Beisein eines Beamten. Es ist Glück und doch furchtbar. Alles, was Käthe am Herzen liegt, kann sie nicht sagen. Irgendwelche Worte, unwichtig, alltäglich, drängen sich ihr auf die Lippen, weil sie die kurze Zeit ausnutzen will. Aber die lässt sich nicht halten, verstreicht so schnell.

Sie werden verlegt ins Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit. Die Aufseherin fragt, ob Käthe Hemden flicken kann, obgleich es nicht der Wahrheit entspricht, sagt sie sofort ja. Die Arbeit sieht sie als willkommene Abwechslung im Gefängniseinerlei an. Man stellt ihr eine Nähmaschine in die Zelle und legt einen Haufen entsetzlich zerrissener Soldatenhemden dazu. Käthe wird mutlos, denkt, wie kann ich das bewältigen? Dann besinnt sie sich auf das, was sie mal in der Volksschule im Handarbeitsunterricht gelernt hat. Das kommt ihr jetzt zugute. Einmal muss sie auch stricken. – Aus Versehen hat man sie in eine Dreierzelle gesteckt, obwohl sie doch Einzelhaft hat. Sie soll ja mit keinem anderen zusammen sein. Die zwei anderen Frauen stricken Strümpfe für die Soldaten. Da strickt sie eben mit. Als die Verwechslung bemerkt wird und Käthe wieder in die Einzelzelle muss, darf sie das Strickzeug mitnehmen. Der fertige Strumpf hat eine ganz kleine Spitze und eine riesengrosse Ferse, wird aber abgenommen. Der Aufseherin ist das egal. Nur Käthe bedauert den armen Soldaten, der diesen Strumpf anziehen soll. Der Aufenthalt in Moabit dauert nicht lange. Die nächste Station ist die Untersuchungshaft im Frauen-Gefängnis Barnimstrasse. Käthe wird zum Verhör geholt, soll aussagen, welche Arbeiten Lotte gemacht hat. Es geht jetzt nicht um sie, es geht um Lottes Kuriertätigkeit. Käthe leugnet zuerst, dass Lotte ihr Geld oder auch mal einen Brief gebracht hat. Das

wäre ein anderer gewesen. Inzwischen hat die Gestapo aber Lotte unter Druck gesetzt, sie mit Fingerquetschungen gefoltert. Charlotte gibt zu, was sie gemacht hat. Danach wird Käthe nicht mehr zum Verhör geholt.

Um 18 Uhr ist im Gefängnis Barnimstrasse Dienstwechsel, der sogenannte Einschluss. Dann beginnt oft ein reges Leben im Bau. Die Frauen treten – obgleich es streng verboten ist – an die Zellenfenster und rufen, geben Nachrichten weiter, bestimmt für eine Mitgefangene oder für alle. So verständigt man sich. Zum Beispiel will jeder wissen, wo die Front verläuft. Vielleicht noch mehr als die draussen hoffen sie auf das schnelle Ende des Krieges und damit der Naziherrschaft.

Die Fenster sind hoch; aber wenn man dicht genug herantritt und alle Kraft in die Stimme legt, wird man gehört. Eines Abends, Anfang September, dringt so ein Ruf in Käthes Zelle, der sie ins Herz trifft. «Ich hatte heute Prozess. Franz Jacob, Bernhard Bästlein und Anton Saefkow sind zum Tode verurteilt!» Es ist Judith Auer, selbst zum Tode verurteilt, Mutter eines kleinen Mädchens, die es ruft. So erfährt Käthe, dass ihr endgültig das Liebste genommen wird, als sie da in ihrer Zelle allein am Fenster steht.

Wenige Wochen später wird Judith im Zuchthaus Berlin-Plötzensee auf dem Schafott sterben, weil sie unter anderem illegale Materialien der Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe nach Thüringen und Sachsen gebracht hat. Sie war es auch, die Franz in ihrer Wohnung in Berlin vorübergehend Unterkunft gewährte.

Käthe schreibt an ihre Schwester Mariechen, ihre Schwiegermutter Marie Jacob und ihre Tochter Ursel (auf einem Briefbogen):*

Frauenstrafgefängnis

*Berlin NO 18, den 9. Sept. 1944
Barnimstrasse 10*

Liebes Schwesterherz!

Herzl. Glückwunsch auch. Ich warte so sehnsüchtig auf Post von Euch allen. Ich weiss seit meiner Verhaftung noch nichts von den Kindern. Am 10.8. schrieb ich einen Brief an Dich

Dieser Brief wurde von der NS-Zensur zurückgehalten und erst nach 1945 in einer Strafake durch Tochter Ursel wiedergefunden.

von einem anderen Gefängnis. Ist er nicht angekommen? Ich teilte Euch mit, dass auch Franz verhaftet ist. Mariechen, schicke auch diesen Brief bitte an meine Schwiegermutter, Marie Jacob, Hbg-Bergedorf, Ernst-Mantiusstr. 10. Hat Ursel an Franz geschrieben? Ich kenne immer noch nicht seine Anschrift. Alles würde für mich leichter sein, würde ich etwas von ihm hören oder könnte ich ihm selbst schreiben. Mariechen, versuch Du mal an Franz zu schreiben: Innige Grüsse von mir, vor allem meine Adresse. Er soll doch alles versuchen, mir zu schreiben oder mich zu sprechen. Steckst den Brief in einen Umschlag: Herrn Franz Jacob, nimmst einen 2. Umschlag und adressierst: Herrn Oberreichsanwalt beim Volksgericht Berlin, Bellevuestr., und legst einen Brief zu, bitte weiterzuleiten an Franz, da dessen Adresse unbekannt. Hoffentlich hast Du kapiert, Schwester. Und tue es bitte sofort. Es ist keine Stunde zu verlieren. Grüss alle Lieben. Eure Käthe. Meine Post richten an Frau Katharina Jacob. Das letzte Stück unten abschneiden und an Ursel schicken.

Liebe Mutter!

Es ist furchtbar, dass ich Dir das Schreckliche mitteilen muss: Franz ist am 5. 9. zum Tode verurteilt worden. Das Schlimmste ist, dass ich gar nichts von ihm höre. Keinen Gruss, nichts. Und ich möchte ihm jetzt besonders gern gut sein. Und kann nichts für ihn tun, den ich doch so sehr lieb habe. Es ist das Fürchterlichste meiner Haft. – Mutter, solltest Du seine Adresse erfahren, schreibe sie mir umgehend. Vielleicht beauftrage ich einen Rechtsanwalt, die Adr. festzustellen. Was macht unsere Ilsebill? Und wie geht es Dir, Mutter? Ich habe noch keine Post erhalten. Wenn ich erst mal was von den Kindern gehört habe, ist manches leichter. Dich, Vater u. Anne u. die kleine Süsse grüsst Käthe.

Mein liebes grosses Mädchel!

Wie es Dir wohl geht u. wie es Dir zumute ist? Von keinem, den ich so lieb habe, habe ich bis heute etwas gehört. Ich denke den ganzen Tag nur: Franz, Ursel, Ilse. Schreib mal ausführlich an Tante Mariechen, die es mir umgehend zuschicken soll. Ob Du noch im Lager bist? Es sind so unruhige Zeiten. Wie geht es mit dem Lernen? Wirst Du mitversetzt? Hast Du meinen ersten Brief bekommen, in dem ich schrieb, dass Franz

auch hier ist? Vor allem an ihn schreiben, auch an Tante M. Und noch mal, mein Urschel, halte Dich bei allen Entscheidungen an Waltrauts Mutti und an Deine Lehrerin Frl. Klempau. Ich kann gar nichts für Dich tun. Nur aus der Ferne immer an Dich denken und Dir gut sein. Solltest Du nach Hamburg zurück müssen, halte Dich an Tante Magda. Sei guten Muts, kleiner Kamerad, es ist immer wieder das Schönste, dass ich Euch habe. 1'000 Küsse, Mutti.

Freundschaft

Der Prozesstermin für Käthe und Charlotte ist auf den 20. September angesetzt. Erst eine gute Woche vorher erhalten sie die Anklageschrift. Kein Verteidiger sucht sie auf. Käthe ist angeklagt, dass sie wusste, wo ihr Mann sich aufhielt, und es nicht angezeigt hätte und dass ihr seine politische Tätigkeit bekannt gewesen sei. Es besteht ein Gesetz, dass man jeden von der Gestapo Gesuchten anzuzeigen hat, ganz gleich ob Mutter, Vater, Bruder, Schwester, Ehepartner oder Kind. Käthe scheinen diese beiden Anklagepunkte nicht so schlimm. «Ich möchte die Frau sehen, die ihren Mann anzeigt», wird sie sagen. Schlimm aber ist es für ihre Freundin Lotte: «Kuriertätigkeit, Geld und Flugblätter überbracht, Leute aufgesucht, die sie für die illegale Arbeit gewinnen sollte.» Käthe ist sich bewusst, dass es für Lotte hoffnungslos aussieht. Ausser Judith Auer, bei der hinzukam, dass sie Jüdin war, hatten schon andere Frauen, denen man weniger nachweisen konnte, Todesurteile erhalten.

Käthe überlegt hin und her, wie sie ihrer Freundin helfen kann. Zunächst muss es ihr gelingen, Verbindung mit ihr aufzunehmen. Das ist schwer. Die Zeit, in der sie bei den jetzt in Berlin häufigen Fliegerangriffen in die Keller geführt wurden und Käthe hätte versuchen können, sich an Lotte heranzupirschen, ist vorbei. Sie müssen auch bei Fliegeralarm in ihren Zellen bleiben. Lotte liegt ganz vorn in der ersten Zelle des langen Ganges, Käthe in der vorletzten. Wenn sie einmal täglich im Hof Spazieren gehen, bilden sie einen Kreis, der sie fast hintereinander bringt. Mit der Nachbarin verständigt sie sich, sie will versuchen, mit ihr den Platz zu tauschen. Die geeignete Stelle hierfür weiss Käthe schon. Auf ihrem

Weg zum Hof müssen sie eine Wendeltreppe hinuntergehen. Es gibt eine Biegung, die die Aufseherinnen oben und unten an der Treppe nicht im Blick haben können. Hier muss Käthe blitzschnell den Platz wechseln. Auf dem Spaziergang darf man nicht miteinander sprechen. Aber an einer bestimmten Stelle kann man vielleicht drei Worte wechseln, und die Fortsetzung folgt, wenn man einmal herumgegangen ist. Wieviel, oder besser, wie wenig nützt das schon bei den wenigen Runden. Wenn es mit dem Platzwechsel auf der Treppe nicht klappt, muss der bei Gefangenen übliche Trick erhalten: Natürlich geht Käthe oder Lotte das Schuhband auf. Das heisst, aus der Reihe treten, sich falsch einordnen, so dass sie hintereinander kommen.

Aber das alles reicht für eine sinnvolle Verständigung nicht aus. Käthe grübelt so lange, bis ihr etwas einfällt. Beim Spaziergang flüstert sie der Freundin zu: «Lotte, beim nächsten Duschen aufpassen! Vordere Dusche nehmen!» Sie lässt sich Tinte und Briefpapier geben mit der Begründung, sie wolle einen Antrag stellen. Für Anträge offizieller Art, die Kinder, Wohnung oder ähnliches betreffen, erhält man eine Extra-Schreiberlaubnis. In der Zelle ist ein Spülklo und Toilettenpapier, dünne braune Blätter, circa 10X 8 Zentimeter gross. Darauf entwirft Käthe eine Verteidigungslinie für Charlotte. Punkt für Punkt geht sie die Anklageschrift durch. Ihre Taktik ist, Lottes Taten aus dem Bereich des Politischen in die Sphäre des Privaten zu ziehen. Ihre Freundschaft zueinander ist ja aktenkundig. So soll Lotte sagen, sie habe das alles aus Freundschaft für Käthe getan, hier mal einen Brief von ihrem Mann gebracht, auch mal Geld, die Verbindung gehalten trotz Bedenken. Sie hätte ja immer damit aufhören wollen, schon wegen ihrer zwei Kinder. Aber Käthe hätte zu niemandem sonst Vertrauen gehabt, und so habe sie es eben immer weiter getan, um die Freundin nicht zu enttäuschen.

Belastend für Lotte ist, dass man noch einen Teil Flugblätter bei ihr gefunden hat und die Namen von drei alten Kommunisten, die sie zur Arbeit gewinnen sollte. Käthe schlägt vor zu sagen, diese drei hätte sie sich vorgemerkt, um zu fragen, ob nicht einer von ihnen die Verbindung zwischen Franz und Käthe übernehmen wollte an ihrer Stelle, sie hätte ihre politische Arbeit aufgeben wollen.

So baut Käthe die Verteidigung auf. Der Dushtag kommt. Sie werden wie immer in zwei Abteilungen hingeführt, Lotte in der ersten und Käthe in der zweiten. Käthe kommt mit ihren eng beschriebenen Papierchen, die so klein gefaltet sind, dass sie sie notfalls verschlucken kann, und marschiert in den falschen Duschaum. Sie atmet auf, als sie Lotte vornean unter der Dusche stehen sieht. Da schreit schon die Aufseherin, Käthe muss schnell aus dem Raum, aber Lotte hat die Botschaft abgenommen. Wird es etwas nützen?

Am 20. September ist der Termin vor dem Volksgerichtshof. Auf dem Gang zum Prozessraum bekommen sie endlich die Rechtsanwältin zu Gesicht. Auf Käthes Protest, dass sie die Angeklagten bisher nicht einmal aufgesucht hätte, hat sie nur die kaltschnäuzige Antwort: «Ja, was meinen Sie denn, was das nützen soll.» Der Prozess fängt an. Käthe wird hinausgeschickt. Lotte macht ihre Aussagen. Sie hält sich dabei an das, was Käthe aufgeschrieben hat. Dann wird Käthe hereingeholt, und Lotte muss den Raum verlassen. Käthes Aussage deckt sich mit der Lottes. Misstrauisch fragt der Richter den Wachtmeister, der sie hierhergebracht hat: «Besteht die Möglichkeit, dass die Frauen sich haben verständigen können?» In den Akten ist nämlich die strenge Anweisung vermerkt, dass sie auf keinen Fall zusammenzubringen sind. – «Unmöglich!» sagt der Beamte. Der Staatsanwalt beantragt Todesstrafe für Charlotte, Freispruch für Käthe. Danach zieht sich das Gericht zur Beratung und zur Essenspause zurück. Nichts kann Käthe und Lotte mehr zurückhalten, sie stürzen sich weinend in die Arme. Sie glauben nicht mehr an Lottes Rettung, obgleich sie es nicht aussprechen mögen.

Wütend über die lahme Verteidigung fährt Käthe die Rechtsanwältin an: «Es ist eine Unverschämtheit. Sie haben nicht einmal das Nächstliegende gesagt, nämlich dass die Frau zwei Kinder hat und der Mann an der Front steht!» Hat Käthe doch gerade in diesem Prozess das mutige Plädoyer eines Rechtsanwalts erlebt, der einen Studienrat verteidigte. Der hatte angegeben, dass ein ehemaliger Schüler ihn für die illegale Arbeit werben wollte, er es aber nicht fertiggebracht hätte, diesen anzuzeigen. Die Verteidigung gipfelte darin, dass auch ein Lehrer im Dritten Reich Treue und Vertrauen nicht missbrauchen dürfe. Der Studienrat hatte nur sechs Monate bekommen. Während Lotte Rede und Antwort stehen muss-

te, Käthe draussen auf dem Flur wartete, der Beamte mit geschlossenen Augen ihr gegenüber, hatte ihr die Frau des Studienrates ein herrliches Schinkenbrötchen gegeben und ihr leise die neuesten Nachrichten aus dem englischen Sender erzählt. Die Front war nicht mehr weit.

Das Gericht kommt und kommt nicht zurück, lässt die Angeklagten sitzen. Endlich die Verkündung des Urteils: Für Käthe Freispruch mangels Beweisen, zehn Jahre Zuchthaus für Lotte. Aber was heisst das schon im September 1944, wo der Krieg dicht vor den deutschen Grenzen steht, die Gefangenen in ihren Zellen die Tage bis zur ihrer Befreiung zählen! Käthe fasst sich ein Herz. Jetzt, da alles gut gelaufen ist, erfüllt sich vielleicht ihr grösster Wunsch, Franz noch einmal zu sehen. Sie tritt an den Richtertisch. «Ich bin doch freigesprochen. Mein Mann ist zum Tode verurteilt. Ich möchte ihn gern sprechen.» Der Beamte sagt: «Da müssen Sie sich aber beeilen. Geben Sie als Begründung etwas Juristisches an, Ihre Kinder, irgendeinen äusseren Grund. Schreiben Sie nur nicht letztes Wiedersehen oder so.» Käthe ist ihm dankbar. Ganz glücklich fahren sie in ihrer «Grünen Minna» wieder ins Gefängnis zurück, Käthe, Lotte und eine Berlinerin, die viereinhalb Jahre bekommen hat.

Die Gefängnisvorsteherin, eine ältere, hagere, schwarz gekleidete Frau, fragt sie: «Wie ist es denn abgegangen?» Lotte meldet strahlend: «Zehn Jahre Zuchthaus, viereinhalb Jahre Zuchthaus und einen Freispruch.» Da guckt sie alle drei an. Zu Käthe sagt sie: «Zehn Jahre Zuchthaus.» Zu der Berlinerin: «Viereinhalb» und zu Lotte: «Freispruch». Lotte sagt: «Nein, die mit den zehn Jahren bin ich!» Die Frau ist entsetzt. «Und da lachen Sie noch? Da würde ich mich in die hinterste Ecke verkriechen und keinen mehr ansehen.» Käthe begreift die Lebensfremdheit dieser Frau nicht, die einem Frauengefängnis vorsteht.

Käthe wird sofort aus der Einzelhaft im Untersuchungsgefängnis herausgeholt und kommt in einen anderen Bau der Barnimstrasse. Sie wartet auf ihre Entlassungspapiere. Sie sitzt da, mit ihren Gedanken bei Franz, und formuliert schon ihren Antrag für den Besuch. Da kommt eine Zivilangestellte des Gefängnisses und fragt: «Heissen Sie vielleicht auch Käthe?» Offiziell heisst sie ja Katharina. «Ja, so werde ich genannt.» «Es ist Post für Sie da.» Käthe wundert sich, wie eigenartig die

Frau sie ansieht, als sie die Zelle verlässt. Sie kommt wieder mit einem Brief, der ist von Franz. Als Käthe hastig in den Umschlag greift, fallen die Bilder der Kinder heraus. Da weiss sie, dass er nicht mehr lebt. Am 18. September ist er hingerichtet worden. Sie liest, was er ihr geschrieben hat: «Liebste Käthe! Ich wollte Dir im letzten Brief so vieles sagen. Es geht nicht mehr. Ich hatte in den vergangenen Wochen Zeit, über mein Leben nachzudenken. Es hat Höhen und Tiefen gehabt. Ich habe immer nach den Höhen gestrebt; dass ich sie manchmal erreichen konnte, darauf bin ich stolz. Dir danke ich für die schönsten Stunden meines Lebens. Einen Kuss unseren Kindern. Grüsse auch meine liebe Mutter. Dein Franz.» Käthe kann nichts sagen, nicht weinen, nichts. Als sie zum Essen geführt wird, begegnet ihr auf dem Gang ihre Freundin Lotte, schon in Zuchthauskleidern. Da läuft sie zu ihr, fällt der Freundin um den Hals, sagt ihr schnell das Schreckliche.

Käthe wird zum Polizeigefängnis Alexanderplatz überführt. Aus der Stille der Einzelhaft kommend, steht sie wie erschlagen am Eingang des grossen, überbelegten Saales, in der einen Hand noch den Brief, in der anderen ihr kleines Päckchen. Die Tränen laufen ihr herunter, nehmen ihr die Sicht. Da stürmen zwei Frauen auf sie zu. «Bist du politisch?» «Ja.» «Wer bist du?» «Käthe Jacob.» «Frau von Martin?» (Martin war der illegale Name von Franz.) Käthe nickt nur. Die beiden, Martha Paucka und Mieke Krüger, auch zu dieser Widerstandsgruppe gehörend, sind hier Saalälteste und bringen Käthe in ihre Ecke. Da kann sie endlich weinen und sich aussprechen. Danach kommt sie zwei Monate in das Gefängnis Kaiserdamm, wo ihr nun auch offiziell der Tod ihres Mannes mitgeteilt wird. Aus dem Mund des Beamten muss sie es noch einmal erfahren, dass Franz Jacob am 18. September 1944 hingerichtet worden ist. Ausserdem bekommt sie es schriftlich, dass sie bei Strafe der Öffentlichkeit davon keine Mitteilung machen darf.

Durch die Hölle gehen

In der Barnimstrasse hat man Käthe schon mitgeteilt, dass sie trotz ihres Freispruchs in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück eingeliefert werden soll. Mitte November 1944 steht für sie und eine Gruppe anderer Frauen in aller Herrgottsfrühe die Strassenbahn bereit. Auch die Gestapo hat eisern mit Benzin zu sparen. Dann bringt sie der Zug nach Mecklenburg. Fürstenberg hat schon ein winterliches Kleid angezogen. Käthe ist aber immer noch in Sommergarderobe, so wie sie im Juli verhaftet wurde.

Als die Frauen im Lager ankommen, gibt es keinen Platz für sie in den überbelegten Baracken. Ein Riesenzelt ist aufgestellt, in dem sich viele Frauen drängen, da werden sie hineingebracht. Käthe denkt ungläubig: Die können uns doch hier nicht in der Nacht lassen! Es zieht an allen Ecken, die Leinwand ist durchlässig, der Boden spärlich mit Stroh bedeckt. Das kümmert die SS nicht; sie müssen ein paar Tage dort bleiben. Obwohl Käthe schon einiges an Haft hinter sich hat, ist es erst mal wie ein Schock: das KZ und dieses Zelt. Am Abend kommt ein SS-Mann in das Zelt. Er führt eine Frau, die auf allen vieren kriecht, wie einen Hund an der Leine. Er hält sie so kurz, dass sie sich nicht aufrichten kann. Es ist eine grosse stattliche Frau, kräftig gebaut, mit langen Haaren. Käthe hält sie vom Typ her für eine Eskimo-Frau. Sie wehrt sich immerzu, aber sie kommt doch nicht dazu, sich aufzurichten. Keine kennt ihre Sprache, aber man versteht, dass sie ausser sich ist. Der SS-Mann macht dumme Bemerkungen und Witze, führt sie an einen Balken und bindet sie fest. Sie muss die ganze Nacht in dieser Stellung verbringen, bis sie am Morgen abgeholt wird. Käthe sieht diese Frau nicht wieder, weiss nicht, was der SS-Mann ihr noch angetan hat.

Das ist der erste Eindruck vom Lager. Nach zwei bis drei Tagen kommt sie in die Routine des festgelegten Tagesablaufs hinein: baden, Entlausung, Kleidungsstücke abgeben, andere empfangen. Den Frauen, die wegen Liebesbeziehungen zu Ausländern eingeliefert wurden, werden sofort die Haare geschoren. Käthe hat gerade ihre Tage. Im Bad nimmt ihr die SS-Frau das bisschen, was sie an Binden und Watte hat, restlos weg. Die dort arbeitenden Häftlinge sehen sie mitleidig an,

können aber nichts für sie tun. In dem kleinen Vorraum sieht Käthe nachher Binden und Watte zu Bergen gehäuft. Sie schnappt sich im Vorbeigehen schnell eine Binde, passt höllisch auf, dass es keiner sieht. Sie kann es nicht begreifen, dass die SS-Frauen es fertigbringen, andere Frauen so zu behandeln. Es ist schon kalt. Käthe hat wieder nur ganz dünne Sachen zum Anziehen bekommen, einen Schlüpfer, ein Hemd, ein sommerliches Kleid und eine dünne Jacke; keine Strümpfe, nur Holzschuhe. Käthe geht barfuss in den Pantinen über die Lagerstrasse zu ihrem Zugangsblock. Sie ist gar nicht weit gegangen, da steht eine unbekannte Frau in KZ-Kleidung vor ihr, guckt prüfend an Käthe hinunter, bückt sich, zieht ein paar Söckchen aus, darunter hat sie noch dünne Strümpfe an, gibt Käthe wortlos die Söckchen. Käthe ist überwältigt, in dieser Lage solcher Solidarität zu begegnen.

Sie erhält den roten Winkel, Kennzeichen der politischen Gefangenen, und die Nr. 84 498. Der Name ist ausgelöscht.

Sie kommt auf den entsetzlich überfüllten Block Nr. 26. Die ersten Kontakte laufen. Es ist schon bekannt, dass sie kommt, irgendwo liegt das in irgendwelchen Händen, dass sie willkommen geheissen wird, auf Wärme und Solidarität stösst. Es ist ihr eine Arbeit besorgt worden, die sie annehmen soll, da bricht auf dem Zugangsblock Bauchtyphus aus. Die Quarantäne ist hundertprozentig, denn die SS hat grosse Angst vor Ansteckung. Der Block wird gesperrt und von Häftlingspolizei umstellt. Die Krankheit wirkt sich bei den unhygienischen Zuständen in den Baracken entsetzlich aus. Sie sind ursprünglich für 270 Häftlinge gebaut und eingerichtet worden. Es gibt sechzehn Waschbecken und, wie sich Käthe zu erinnern meint, auf jeder Seite der Baracken sechs Toiletten. In dieser Zeit aber sind die Blocks mit 1'600 bis 2'000 Frauen belegt, die fast alle unter Durchfall leiden.

Käthes Bett liegt im dritten Stock; selbst wenn sie es schafft, schnell genug herunterzukommen, die Schlangen vor den Klos kann man nicht abwarten. Jeden Morgen sammeln die Sanitätshäftlinge die Toten ein. Neben Käthe wird ein junges Mädchen abgeholt, mit der sie sich den Tag zuvor noch unterhalten hat, ein achtzehnjähriges pausbäckiges Mädchen aus Usedom, eingesperrt wegen Liebe zu einem Kriegsgefangenen. In den Waschräumen stapeln sich die Leichen. Wenn

die Frauen zum Waschen gehen, blicken sie auf die entstellten Gesichter der Toten.

Eines Nachts klopft es an das Fenster bei Käthes Bett. Als sie die Klappe ein wenig öffnet, wird ein Päckchen hineingereicht. Darin findet sie eine Rolle Toilettenpapier, ein Stückchen Seife und zwölf Scheiben geröstetes Brot. Diese Kostbarkeiten sind nicht allein für sie bestimmt. Man weiss nicht, was wertvoller ist, das Stück Seife, das Toilettenpapier oder das geröstete Brot. Die zwei dünnen Scheiben Brot täglich sind von einer furchtbaren Qualität, nass und klitschig, sicher nicht mehr aus Mehl gebacken.

Als Käthe später in die anderen Blocks kommt, sieht sie die kleinen eisernen Öfen, die kaum Wärme ausstrahlen, von oben bis unten mit Brot beklebt, da gibt es keine freie Stelle. So trocknen die Gefangenen das Brot. Käthe weiss, wie ausgehungert die Menschen sind und was es bedeutet, eine Scheibe Brot abzugeben. Es gibt Frauen, die Hilfe für die Kranken organisieren, die vielleicht ihr Leben riskieren, um so ein Päckchen zu bringen. Soviel hat Käthe in der kurzen Zeit im Lager schon erfahren: Hier geht es immer gleich um Leben oder Tod.

Nach der Quarantäne kommt Käthe auf einen anderen Block. Sie erhält Arbeit in einem Kommando der Verwaltung, wo die Listen von den Häftlingstransporten der nächsten Tage ankommen. In der Schreibstube sind etwa fünfundzwanzig Frauen beschäftigt, die die Namen aus den Listen auf Karteikarten übertragen. Hauptsächlich politische Häftlinge sind es, die die wichtigen Arbeitskommandos im Lager besetzen und dadurch manches für ihre Kameradinnen tun können. Aber nicht alle mit dem roten Winkel auf dem Ärmel haben im Widerstandskampf gestanden. Manche hat nur einen Witz gegen Hitler erzählt, sich zu einer kritischen Bemerkung hinreissen lassen. Eine alte Bauersfrau hat z.B. für ihren Kriegsgefangenen ein paar Strümpfe gestrickt und ist dafür nun schon zwei Jahre im Lager.

In der Schreibstube, wo fast alle den roten Winkel tragen, haben einige, auch Käthe, eine wichtige Aufgabe. Sie sehen die Listen durch, ob unter den Neuankommenden bekannte Namen sind. Über jede Frau gibt es nur eine Zeile auf der Liste: Nationalität, Name, Alter, Delikt. Keinerlei Einzelheiten. Manche sind gekennzeichnet mit NN, *Nacht und Nebel*,

das sind aus besetzten Ländern Verschleppte, über deren Verbleib niemand – nicht einmal die engsten Angehörigen – etwas erfährt. Nach der ersten Durchsicht dieser Listen setzt sich ein illegaler Apparat in Bewegung. Wer kann gerettet werden, für wen kann man etwas tun? Leider können es bei der Riesenzahl der Ankommenden immer nur wenige sein, denen geholfen werden kann.

Das Arbeitskommando gibt den Frauen manchmal andere Namen, Namen von Häftlingen, die schon verstorben sind. Der eigene Name existiert nicht mehr. Karteikarten werden geändert, Frauen werden auf Krankenblocks geschickt, manchmal – nur ungern – auf Transport. Hauptsache ist, sie sind erst einmal den Augen der SS entzogen. Darum ist es ungeheuer wichtig, dass Block- und Stubenälteste «Politische» sind. Kameradinnen, die solche Dinge organisieren, riskieren ihr Leben. Schon vorher haben sie bei den Neuankommenden, den «Zugängen», aufgepasst und ihre Beobachtungen weitergegeben.

Noch im Dezember 1944 werden in Ravensbrück Gaskammern gebaut und in Betrieb genommen. Getarnt als Duschräume, sehen sie harmlos aus. Aber alle im Lager wissen: Aus den Duschen strömt kein Wasser, sondern Gas.

An einem Sonntagmorgen geht Käthe über die Lagerstrasse. Ein grosser Lastwagen mit hohen Seitenwänden fährt an einem Krankenblock vor. Eine Leiter wird angestellt. Die Tür des Krankenblocks öffnet sich und ein Elendszug von Frauen quillt heraus. Sie klettern die Leiter hoch und werden von SS-Leuten mit Schlägen und Püffen hinaufgestossen. Frauen, die wegen ihrer Gebrechlichkeit und Schwäche die Leiter nicht mehr ersteigen können, werden von den SS-Männern an Händen und Füßen gepackt und über die Seitenwände in den Wagen geworfen. Kein Laut ist zu hören. Käthe steht entsetzt und denkt: Warum schreien sie nicht? Warum erhebt keiner die Hand gegen die Peiniger? Sie wissen doch, dass es der Weg ins Gas ist! – Was haben die Bestien aus den Menschen gemacht?

Und es vergeht keine halbe Stunde, da steht der leere Wagen wieder vor der Tür des Krankenblocks.

Frühjahr 1945 – die Zeit der Auflösung des Lagers beginnt. Käthe kommt von der Schreibstube weg. Sie muss in einem Wehrmachtslazarett in der Nähe des Lagers saubermachen.

Der Krieg ist ihnen jetzt ganz dicht auf die Haut gerückt; die Häftlinge aus Sachsenhausen sind schon auf dem Marsch, das Konzentrationslager Auschwitz ist aufgelöst. Die Frauen, die dort und auch den Transport überlebt haben, sind in Ravensbrück angekommen. In dem Lazarett sind leicht verwundete Soldaten. Käthe bekommt den Auftrag zu versuchen, wichtige Neuigkeiten über die allgemeine Lage zu erfahren. Das ist nicht schwer. In den Krankensälen laufen die Radios auf vollen Touren. Ab und zu stösst sie auf einen Soldaten, der ihr erzählt, wo die Front steht und wie die Stimmung ist. Sie muss auch in der Küche arbeiten, Kartoffeln, Wurzeln und Steckrüben schälen. Da kann sie selbst ein bisschen essen, nimmt aber immer so viel, wie in die Kleidertasche geht, mit ins Lager für die anderen. Wenn sie beim Tor durch die Kontrolle muss, zittert sie. Aber es läuft immer gut ab.

Die letzten zwei Wochen wird sie noch auf dem Standesamt Ravensbrück eingesetzt, von dessen Existenz kaum jemand eine Ahnung hatte, muss Todesurkunden am laufenden Band ausstellen. Es gibt stets die gleichen Bezeichnungen für die Todesursache: Herzversagen und ähnliches. Einmal kann Käthe einen Ausdruck nicht lesen. Sie fragt den SS-Mann. «Ach, da schreiben Sie doch irgendwas», ist die Antwort.

Wiedergewonnene Freiheit

Ende April 1945 beginnt die SS mit der Evakuierung des Lagers. Alle Häftlinge, bis auf die in den Krankenblocks, werden aus den Baracken getrieben. Ein paar Tage schleppen sie sich die Landstrassen entlang, links von ihnen marschieren deutsche Soldaten, die von der Ostfront kommen, rechts ziehen die grossen Flüchtlingstrecks, über ihnen brummen englische Flugzeuge. Käthe denkt bange: Werden die in diesem Durcheinander erkennen, dass wir keine Soldaten sind? Jetzt, so kurz vor der Befreiung umkommen zu müssen wäre bitter. Einmal hören sie eine Riesendetonation und fürchten, die SS habe das Lager mit den Kranken in die Luft gesprengt, ein furchtbarer Schock ist das. Zum Glück erweist sich ihre Vermutung als Irrtum.

In einem grossen Wald kommt der Zug zum Stillstand. Am Morgen hören sie über Lautsprecher den Befehl: «Alle

deutschen Frauen vortreten an den Strassenrand!» Sie liegen im Wald verstreut, wo sie gerade Platz gefunden haben, kommen in Trupps zusammen, beraten sich schnell: Sollen wir das tun? Nein, wir wissen nicht, was die mit uns Vorhaben! Sie gehen nicht an die Strasse.

Nach ein paar Stunden ist keine SS mehr da. Sie sind frei. Es dringt gar nicht ganz in ihr Bewusstsein. Sie befinden sich noch im Kampfgebiet, hausen in Unterständen, in Erdlöchern. Granaten fliegen über sie hinweg. In der Nacht steht plötzlich ein sowjetischer Soldat vor ihnen und macht ihnen verständlich, dass sie in ihren Löchern bleiben sollen, er gehört nur zur Vorhut. Am anderen Tag, es ist der 1. Mai, kommen russische Soldaten, Offiziere, die gut deutsch sprechen: «Ihr seid frei. Geht alle nach Hause!» Sie sind mitten in Mecklenburg. Es ist ein herrlicher Maitag, sonnig warm, sie marschieren zur Landstrasse. Da zieht die sowjetische Armee mit Panzern entlang, und auf ihnen stehen baumlange junge Rotarmisten mit wehenden roten Fahnen. Käthe scheint es, als ob sie zu ihrer Begrüssung dort angetreten sind.

Käthe bezieht mit einigen Frauen und drei belgischen Häftlingen ein leerstehendes Bauernhaus in dem menschenleeren Dorf. Es wird ein Schwein geschlachtet, aber das Stück Fleisch bekommt manchen nicht, so unterernährt, wie sie sind. Käthe denkt daran, dass sie bei ihrer Arbeit auf dem Standesamt manchmal die Kellerräume der SS gesehen hat; voll der schönsten Nahrungsmittel. Sie stammten aus Care-Paketen des Internationalen Roten Kreuzes, die für die Gefangenen bestimmt, ihnen aber nicht ausgehändigt worden waren – und wieviel Frauen mussten im Lager verhungern.

Sie sind nicht weit von Hamburg entfernt. Käthe zieht es mit aller Macht zu ihren Kindern. Die Ungewissheit, wie es ihnen geht, quält sie sehr. Besonders um ihre vierzehnjährige Ursel macht sie sich grosse Sorgen. Sie befand sich zuletzt in einem KLV-Lager in der Tschechoslowakei. Ist sie aus den Wirren dort herausgekommen? Wo mag sie jetzt sein? Im KZ hatte die Zensurstelle nur zwei Briefe ihrer Tochter durchgehen lassen, sie weiss sehr wenig von ihr.

Aber die Grenze zwischen der sowjetischen und britischen Besatzungszone ist geschlossen. Berliner Frauen machen sich auf den Weg in ihre Heimatstadt. Käthe schliesst sich an. Es gibt keine Transportmöglichkeit, weder Bahn noch Last-

wagen. So marschieren sie bei herrlichem Sonnenschein die Landstrassen entlang. Sie sind zwölf Frauen und ein Mann aus Wien. Anne Saefkow ist dabei und Mieke Krüger, die sie seit dem «Alex» kennt und die sie mit zu sich nach Hause nehmen will. Hinter sich ziehen sie eine kleine Karre, ihrer aller «Gepäck» bedeckt kaum den Boden des kleinen Gefährts. Am 9. Mai kommen sie in Berlin an. Hier sieht Käthe Walter Hochmuth wieder. Nach der Emigration in Frankreich hat er die letzten Jahre im Zuchthaus Brandenburg verbringen müssen, dort, wo Franz hingerichtet wurde. Käthe freut sich, dass er es überstanden hat und zu Frau und Kindern zurückkehren kann.

In Berlin trifft Käthe ihre Freundin und Genossin Charlotte Gross wieder. Sie musste vom Zuchthaus Jauer in Schlesien schon im Januar auf Fusstransport gehen mit – wie sie – halb verhungerten Häftlingen auf einem furchtbaren Marsch durch Eis und Schnee. In einem Dorf konnte sie sich absetzen. Sie hat überlebt. Zusammen mit Lotte und einigen anderen schlägt Käthe sich durch nach Hamburg. Sie haben jetzt Ausweispapiere und müssen sie oft vorzeigen. Das ist immer ein Spass für Käthe und Lotte, sie sind beide am 6. März geboren. Und immer, wenn sie den Geburtstag sagen müssen, sagt Käthe: «6. März 1907» und Lotte dann: «6. März ...» «Nein, Ihren Geburtstag will ich wissen», sagt prompt der Kontrollierende. Die beiden Frauen freuen sich schon jedesmal vorher auf diese Szene. Wie lange haben sie nicht mehr gelacht! Ende Juli überschreiten sie die sowjetisch-britische Demarkationslinie.

Das zweite Leben

In Hamburg sieht Käthe ihre beiden Kinder wieder. Ursel ist aus der KLV zurück. Sie arbeitet bei einem Bauern in Altengamme bei Hamburg, weil in Hamburg erzählt wurde, ihre Mutter sei tot. Und da meinte sie, sie müsste schnell Geld verdienen, um für ihre kleine Schwester Ilse zu sorgen. Aber nun kann sie weiter zur Schule gehen. «Ich hatte gedacht, nach dem Krieg gibt es nichts mehr», sagt sie zu ihrer Mutter. So hat die Nazipropaganda gewirkt. Wenn wir den Krieg verlieren, ist alles aus. Das versuchten die Nazis allen weisz-

machen. Käthes Wohnung ist von den Bomben verschont geblieben. Die Spitzelin wohnt noch drin, wird dann verhaftet. Käthe merkt, wie sehr sie plötzlich am Ende ist mit ihrer Kraft, mitgenommen von den Erlebnissen der furchtbaren Zeit.

Aber es gibt noch einmal einen Neuanfang. 1946 liest Käthe eine Pressenotiz, dass sich Interessierte auch ohne akademische Vorbildung für den Lehrerberuf melden können. Eine der Bedingungen ist antifaschistische Gesinnung. Käthe war schon in die Elternarbeit der Meerweinschule eingestiegen, hilft z.B. in der Schule mit beim Verteilen der schwedischen Kinderspeisung. Nach ernsthaften Überlegungen und Zureden ihrer Tochter und Freunde entschliesst sie sich, diese Chance wahrzunehmen, und besteht die Vorprüfung. Ein Jahr lang besucht sie den Sonderlehrgang, den die Sozialistin Professor Anna Siemsen leitet, eine mutige Antifaschistin, die in ihrer Schweizer Emigration vielen Verfolgten geholfen hat. Käthes Verehrung gehört ihr bis zum heutigen Tag. Es ist nicht leicht für Käthe, als fast Vierzigjährige noch einmal neu anzufangen. Sie hat die zwei Kinder, die sie brauchen, die ihr Glück bedeuten, aber auch Arbeit und Zeit abverlangen. Sie muss viel lernen. Sie bekommt wenig Geld während der Ausbildung, ist auch noch nicht gesund. Einmal kommt sie an einen Punkt, wo sie denkt: Das schaffst du doch nicht. Sie will alles hinwerfen, geht zu Dr. Herzer, dem Leiter ihres Kurses, der vorher Schulleiter an der Schule ihrer Tochter war und sie zu diesem Schritt ermuntert hatte, sagt: «Ich schaffe es nicht, das geht über meine Kräfte.» Der sieht sie ruhig an: «Sie haben etwas, Frau Jacob, das kann man nicht lernen, und was Sie noch nicht haben, das steht in Büchern.»

Das ist ein gutes Wort. Und Käthe fasst wieder Mut. 1948 kommt sie in den Schuldienst. Nun ist doch noch ihr alter Kinderwunsch in Erfüllung gegangen. Fast fünfundzwanzig Jahre arbeitet sie als Lehrerin an der Schule Winterhuder Weg und geht bis zum letzten Tag mit Freuden hin.

Fast gleichzeitig mit der Urkunde des Hamburger Senats an sie mit *Dank und Anerkennung für treue Dienste* leitet derselbe Senat gegen ihre Tochter Ilse, die Lehrerin geworden ist, ein Berufsverbot ein. Wieder Kampf. Der grosse Protest im In- und Ausland erkämpft ihre Einstellung.

Stolz ist Käthe auch auf ihre Tochter Ursel, die neben ihrem

Beruf an der Erforschung des Hamburger Widerstandes arbeitet und darüber einige Bücher veröffentlicht hat.

Als Grossmutter erfreut sie sich ihrer vier Enkel. Liebe und Fürsorge umgeben sie. Liebe und Arbeit machen ihr Alter schön.

Als Käthe mit fünfundsechzig Jahren in den Ruhestand tritt, setzt sie sich noch längst nicht zur Ruhe. Sie ist Mitglied der VVN, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten, und sie ist der Meinung, dass viel zu wenig Kenntnis über die faschistische Vergangenheit vorhanden ist. In der Schule muss man damit anfangen. Interesse der Lehrer und Wissbegier der Schüler kommen ihr entgegen. Sie wird eingeladen in den Unterricht, erzählt über ihre Erlebnisse während der Nazidiktatur und im Widerstand, «um deutlich zu machen, dass es heute wieder notwendig ist, aufzupassen, kritisch zu sein und Zivilcourage zu beweisen», wie sie selbst es nennt.

In Briefen an sie von Schülern einer zehnten Klasse der Hamburger Schule am Walde (Dezember 1979) heisst es: «Am meisten hat mich die Menschlichkeit, mit der Sie erzählt haben, fasziniert. Ich glaube, mir hat Ihr Schicksal etwas fürs Leben gegeben» (Christiane). «Kein Buch und kein Film kann einem dieses komplizierte Thema so interessant und warnend mitteilen, wie Sie es bei uns in der Klasse getan haben» (Frank). «Kein Geschichtslehrer hätte das so lebendig erzählen können. Sie haben zwar gesagt, dass Sie nur eine kleine Rolle gespielt haben, aber ohne die Kleinen hätten die Grossen auch nichts machen können» (Thomas). «Leider glaube ich, dass sich viele Leute auch heute noch von einem Mann wie Hitler einwickeln lassen würden. Ich hoffe nur, dass ich nicht zu diesen Menschen gehöre, denn oftmals merkt man gar nicht, dass man nicht nach seinem eigenen Willen handelt» (Maren).

Käthe spricht manchmal auf Kundgebungen gegen Neonazismus, auf Frauenversammlungen. Sie ist froh, dass sie mit ihren vierundsiebzig Jahren noch Aufgaben bewältigen kann. Eine seltene Anerkennung für eine ehemalige Widerstandskämpferin erfährt Käthe, als sie 1980 bei einer Umfrage der Frauenzeitschrift *Brigitte* von der Hamburger Journalistin Peggy Parnass zur Frau des Jahres gewählt wird.

Wenn Leute fragen, ob sich denn der Kampf gegen Hitler

gelohnt habe, antwortet sie: «55 Millionen Menschenleben sind in Deutschland und Europa ausgelöscht worden: vergast, an der Front gefallen, in der Heimat umgekommen. Sollte man hier nicht fragen: Hat deren Tod einen Sinn gehabt? Ihr Leben wurde sinnlos für eine schlechte Sache geopfert. Warum nehmen die meisten Menschen einen solchen Tod als selbstverständlich hin und begehren nicht auf? Die Widerstandskämpfer haben ihr Leben für Humanität und Frieden eingesetzt. Mein Mann ist an dieser Front gefallen. Auch ich folgte meinem Gewissen und meiner Überzeugung. Die Entscheidung war nicht leicht. Aber Unrecht sehen und nichts dagegen tun? – Ich musste vor mir und meinen Kindern bestehen können.»

Konsequent gegen Hitler:
Maria Agnes Gräfin zu Dohna

Käthe Jacob, als ehemalige Ravensbrückerin, erzählte mir, dass im gleichen Transport, mit dem sie November 1944 ins Lager kam, auch eine Gräfin gewesen sei. Diese Frau war *Maria Agnes Gräfin zu Dohna*, die heute als Sechsunachtzigjährige in München lebt. Als ich mich an sie wende und ihr mein Anliegen vortrage, sagt sie sofort zu. Zwei Tage, bevor ich zum verabredeten Termin nach München fahren will, erreicht mich ihr Telegramm. Durch Krankheit ist sie auf einer Reise bei ihren Kindern aufgehalten. Aber ein Tonband kommt zu mir, das ihr Sohn aufgezeichnet hat und das zu besprechen sie, wie er schreibt, sehr angestrengt hat. So kenne ich bisher nur ihre Stimme.

Ich hatte ihr einige Fragen geschickt.

Wodurch sind Sie mit der Nazidiktatur in Konflikt geraten ?
Mit der Diktatur hatte das zunächst noch gar nichts zu tun. Wir haben von Anfang an diesen Hitler als Verbrecher beurteilt. Als 1923 sein Putschversuch in München war, haben mein Mann und ich gesagt: Das ist ein ganz unmöglicher Mensch, und so kann man nicht handeln. Als nachher die Nazis ungeheuer Zunahmen, waren wir natürlich ganz besonders besorgt, und schon im Jahre 1930 haben wir Bekannte gewarnt, die für unseren Geschmack viel zu leichtsinnig waren und den Hitler zu harmlos beurteilten.

Viele haben auf das Naziregime erst reagiert, als sie selber davon betroffen wurden. Das war bei uns nicht der Fall. Wir lebten in Ostpreussen auf dem Lande. Mein Mann bewirtschaftete das Gut, und wir hatten mit Politik im Grunde nichts zu tun. Menschen wie wir wurden ja damals noch nicht verfolgt. Wir haben versucht, auf einflussreiche Leute einzuwirken und sie vor Hitler und dem Dritten Reich zu warnen. Wir kannten ja mehrere unter anderem dadurch, dass mein Mann im Ersten Weltkrieg im grossen Generalstab war, z.B.

kannte er Hindenburg. So waren wir in Berlin auch mal bei Hindenburg eingeladen. Das war noch vor der sogenannten Machtergreifung.

Am 30. Januar 1933 hielten wir uns gerade in Berlin auf und waren ein paar Tage später bei einem Freund meines Mannes zum Essen eingeladen. Dort führte mich der General von Blomberg. Er war gerade Minister geworden unter Hitler, und da fragte ich ihn: «Wie können Sie bloss in dieser Regierung Minister werden?» Worauf er betonte, erfände die Regierung gut. Hitler würde es schon sehr gut machen usw. Ich sagte dann, ich könnte mir nicht vorstellen, dass diese Regierung, so wie sie jetzt zusammengesetzt wäre, auf die Dauer bleiben könnte. Schon vorher hatte ja die Regierung dauernd gewechselt. Aber ich fürchtete, dass Hitler weiter Reichskanzler sein würde, mit einer reinen Naziregierung. Darauf entgegnete Blomberg: «Nein, Hitler hat uns versprochen, es würde alles so bleiben, wie es jetzt ist.» Da mischte sich ein anderer Herr, der bei unserem Gespräch zugehört hatte, ein: «Ja, hat er es denn auch schriftlich gegeben?» Blomberg meinte, ja, er hätte es auch schriftlich gegeben, aber das wäre an sich ganz unnütz. Da habe ich dann schliesslich bloss noch gesagt: «Wenn diese Naziregierung bleibt oder eine neue Naziregierung kommt, dann gibt es in fünf Jahren Krieg.» Die Generäle haben aber natürlich auf Frauen nicht gehört.

So war z.B. im Mai 1934 General von Fritsch, Chef der Heeresleitung, bei uns. Ich besinne mich noch gut. Wir gingen in unserem Park spazieren. Ich schimpfte immerzu auf das Regime und auf Hitler. Da sagte Herr von Fritsch bloss: «Sie kommen noch mal ins KZ.» Als er es zum dritten Mal sagte, wurde ich sehr ungeduldig: «Sicher komme ich ins KZ, aber darauf kommt es doch nicht an, nicht auf mich. Es kommt doch auf das ganze Volk an. Deswegen finde ich, dass unbedingt die Generäle etwas tun müssten.» Das waren doch die einzigen, die noch etwas gegen Hitler hätten tun können. Das muss im Mai 1934 gewesen sein, denn ich weiss genau, es war noch vor der «Reichsmordwoche». (Auf Befehl Hitlers wurden unter der Leitung von Göring und Himmler am 30. Juni 1934 über tausend Personen durch die SS erschossen, darunter hohe Offiziere, Beamte und Funktionäre der NSDAP, aber auch viele kleine SA-Leute.)

Wie kamen Sie zu dieser politischen Haltung?

Zu der politischen Einsicht, dass Hitler sehr verderblich für Deutschland war, kam ich aus meiner christlichen Überzeugung. Sie war durch meine Erziehung und das Vorbild meiner Eltern geprägt. Mein Vater war ein sehr rechtlich denkender Mann. Er hat auch schon in der Kaiserzeit heftige Kritik geübt an der Regierung in Deutschland. Oft kritisierte er, dass die Menschen zu devot zu ihren Vorgesetzten waren und ihre Meinung nicht sagten. Alles bei einer immerhin doch konservativen Grundeinstellung. Ich bin der Meinung, dass vor allem der Grundbesitz meinen Grosseltern und Eltern die unabhängige Stellung und Meinungsfreiheit ermöglichte. Der moralische Massstab für das Handeln meiner Eltern sowie für mein eigenes Handeln beruhte auf unserem evangelischen Christentum. Gleich Anfang des Ersten Weltkrieges hatte ich mich als neunzehnjähriges Mädchen beim Roten Kreuz zur Lehre in einem Krankenhaus gemeldet und den ganzen Krieg über als Schwester Kranke und Verwundete gepflegt. Die Schwesternzeit hat mich sehr viel mehr befriedigt als das gesellschaftliche Leben vorher.

Nach dem Machtantritt Hitlers begannen die Übergriffe auf die protestantische Kirche. Von Anfang an waren wir am Kampf der Bekennenden Kirche beteiligt. Mein Mann unter anderem als Mitglied der Synode und des Bruderrates. Als der von den Nazis verfolgte Professor der Theologie, Hans Joachim Iwand, Redeverbot erhielt, luden wir ihn zu uns ein, und er hielt eine Ansprache vor vielen Menschen, wobei wir die Veranstaltung als private Einladung getarnt hatten.

Als Mutter hatte man damals grosse Sorge wegen des Einflusses der Nazis auf die Jugend. Ich aber hatte die Freude, dass meine vier Kinder von jeher unsere moralische und politische Überzeugung teilten.

Welche Aufgaben erfüllten Sie im Widerstand?

Als Hitlers Unrechtspolitik immer mehr auf den Krieg zutrieb, trat die entscheidende politische Zielsetzung, Hitler und das Naziregime zu beseitigen, mehr und mehr in den Vordergrund. Nachdem mein Mann schon Anfang August 1939 eingezogen worden war, fiel die Aufgabe, Kontakte zu halten mit Nazigegnern, stärker mir zu. Diese Kontakte wurden besonders intensiv, als sich seit Sommer 1941

das Führerhauptquartier in unserer Nähe, bei Rastenburg, befand.

Bei dem Austausch von Informationen war der General Fellgiebel der wichtigste Mittelsmann. Als Chef der Nachrichtentruppe kam er sehr viel herum, war ständig bemüht, hohe Militärs für den Widerstand zu gewinnen. Er kam sehr oft zu mir nach Tolksdorf, weil er da ganz offen sprechen konnte. Auf ziviler Seite war der wichtigste Mittelsmann Fritz Goerdeler, der Bruder von Carl Goerdeler. Er war Stadtkämmerer in Königsberg. Wir trafen uns öfter in seinem Büro oder auch bei mir im Haus. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir die Tatsache, dass viele Attentatstermine immer wieder kurzfristig verschoben wurden. So war zum Beispiel General von Witzleben bei uns angemeldet, damit er unauffällig als Gast in der Nähe vom Hauptquartier sein konnte, um dann gleich nach dem geplanten Attentat auf Hitler den Oberbefehl im Hauptquartier zu übernehmen. Es war eine ziemliche Nervenprobe, weil andauernd hin- und hertelefoniert wurde: Kommt nun der Gast, oder kommt er nicht? Leider konnte auch dieses Attentat im letzten Moment nicht stattfinden. Soweit ich mich erinnere, war das im November 1943. Es kann aber auch März 1944 gewesen sein.

Am 21. Juli 1944, einen Tag nach dem endlich von Stauffenberg ausgeführten, aber misslungenen Attentat, kam um die Mittagszeit die SS mit zwei Autos angefahren, umstellte das Haus und verhaftete meinen Mann und mich und den zufällig gerade anwesenden jüngsten Sohn. Wir wurden in das Gefängnis nach Königsberg gebracht. Mein Mann wurde dann bald nach Berlin in die Prinz-Albrecht-Strasse überführt. Dass er am 14. September hingerichtet wurde, habe ich damals nicht erfahren. Das erfuhr ich erst im Juli 1945.

Welchen Verfolgungen waren Sie ausgesetzt?

Eine Zeitlang war ich in einer Zelle mit meiner Cousine. Das war an sich ganz erfreulich. Ich fand es nur so überflüssig, dass sie über alles schimpfte. Über das Gefängnis, über das Essen, dass wir zum Beispiel auch eingeschlossen wurden bei Luftalarm. Alles mögliche hatte sie auszusetzen. Darauf habe ich ihr schliesslich erklärt: «Wir werden noch einmal von hier sagen, das war ein Sanatorium, sogar ein gutes.» Ich hatte schon das Gefühl, dass ich im KZ landen würde. Meine

Tochter sass von August bis Oktober 1944 in dem gleichen Gefängnis wie ich, in Königsberg. Als sie herauskam, wurde sie so bedauert, dass sie im Gefängnis gewesen sei. Darauf sagte sie nur ganz kurz: «Ich danke Gott für jeden Tag, den ich in dieser Zeit im Gefängnis war.» Im Übrigen möchte ich sagen, dass das Gefängnispersonal teilweise zu uns recht freundlich war. Das kam sicher daher, dass sie wussten, dass wir politische Gefangene sind.

Anfang November wurde ich mit anderen Frauen in einem Transport, der zehn Tage dauerte, in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. Sehr unangenehm war die Ankunft. Der Zug hielt auf einer Bahnschiene ausserhalb des Lagers. Dort wurden wir empfangen von SS-Leuten, die mit Peitschen bewaffnet waren und scharfe Hunde mit sich führten. Nach dem anstrengenden Transport verlangte der Marsch zum Lager, auf dem ich noch mein Gepäck schleppen musste, äusserste Kraft.

Wie überstanden Sie das K7. Ravensbrück?

Entscheidend für mein Überleben im Lager war eine Freundschaft, die ich von früher her mit einer Ärztin hatte, mit Dr. Else Court. Sie war schon zweieinhalb Jahre als Häftling im Lager. Bald nach meiner Ankunft fragte ich andere Häftlinge, ob sie vielleicht diese Else Court kannten, was sie bejahten und sogar sagten, ach, die wäre eine gute Frau. «Die holen wir dir gerne, damit du mit ihr sprechen kannst», denn ich glaube, vier Wochen lang durfte ich nicht aus meiner Aufnahmebaracke heraus. Die Else kam zu mir, war sehr nett und sagte: «Die Hauptsache ist, dass du arbeitest.» Ich überlegte, was könnte ich denn schon machen? Da fiel mir ein: Das einzige, was ich in meinem Leben wirklich gelernt hatte, war Krankenpflege. Ich sagte ihr das. Darauf war sie sehr begeistert. «Das ist das Beste, was man machen kann. Hier gibt es wenige unter den Häftlingen, die ausgebildete Schwestern sind, so dass du eine Stelle kriegen kannst.» Sie nahm mich dann mit zu dem SS-Arzt, dem sie unterstand, und erreichte, dass ich ins Revier und sogar in ihre Baracke kam.

Als Schwester hatte man natürlich viel zu tun. Es war eine anstrengende Arbeit, die bis sehr spät abends ging, aber sie brachte mir doch grosse Befriedigung. Ich kann nur sagen, ich war sehr froh, habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht

Geheime Staatspolizei
Geheimes Staatspolizeiamt

Berlin SW 11, den 17. Januar 1945
Dring. Albrecht-Str. 8
Fernsprecher: Ortsverkehr 120040 · Fernverkehr 120421

IV A 6 b - P.St.Nr. 788

Bitte in der Antwort vollständiges Geschäftszeichen und Datum angeben

Herrn

Leutnant Graf D o h n a

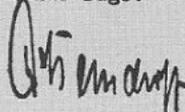
Braunsberg/Ostpr.

Lehrgang für genesende Offiziere im Wehrkreis I.

Auf Ihre Anfrage in Angelegenheit Ihrer Frau Mutter teile ich ergebenst mit, daß die Festnahme wegen staatsfeindlichen Verhaltens erfolgt ist. Die Festgenommene hatte dazu in unerhörter Offenheit über die nationalsozialistische Bewegung hergezogen. Da bei der Stellung der Festgenommenen dieses Verhalten gerade in der heutigen Zeit geeignet ist, den z.Zt. mehr denn je erforderlichen Zusammenhalt im Volk zu untergraben und das Vertrauen zur Staatsführung zu unterbinden, bedauere ich Ihnen mitteilen zu müssen, daß im Augenblick keine Möglichkeit zur Entlassung gegeben ist.

Sollten dringende Gründe für eine Vorsprache im Konzentrationslager Ravensbrück vorliegen, so stelle ich anheim, unter Angabe dieser einen entsprechenden Antrag hierher zu richten.

In Auftrage:



Brief der Gestapo an Lothar Graf zu Dohna über seine Mutter.

so vielen Leuten helfen können wie in diesem halben Jahr. Günstig war, dass ich auf diese Art nicht dem Lagerführer unterstand, sondern den SS-Ärzten. Andererseits war es sehr deprimierend, so viele leidende Menschen zu sehen. Darüber konnte man sogar seine eigenen Leiden etwas vergessen. Von den schrecklichen Zuständen im KZ brauche ich wohl nicht zu sprechen. Sie sind ja doch bekannt.

Als die Russen näherrückten, verließ die ganze SS-Mannschaft das Lager, auch die braunen Schwestern. Die Oberschwester wollte mir wohl und hat gesagt, sie würden mich mitnehmen, und hat mir auch einen Entlassungsschein besorgt. Als ich aber draussen war, überfiel mich die Sorge um die zweihundert Patienten, die ich im Grunde zu pflegen

hatte, weil ja kaum noch Schwestern da waren, und ich bin einfach wieder zurückgegangen und geblieben. Die Russen besetzten dann das Lager. Meine Ärztin, Dr. Else Court, wurde von dem russischen Kommandanten nach Fürstenberg beordert, um ein Lazarett zu leiten. Ich habe sie begleitet und dort wochenlang die Kranken gepflegt.

Als ich dann in die Britische Zone zu meiner Schwester wollte, stellte sich heraus, dass ich selber noch lange Zeit gepflegt werden musste, ehe ich wieder gehfähig war, um die grüne Grenze zu überqueren. Erst Anfang Oktober 1945 konnte ich meine drei Kinder Wiedersehen; mein ältester Sohn war im Krieg gefallen.

Für die anderen da sein:
Helene Jacobs

In Kreisen junger Christen in Berlin, die sich mit dem Problem des Widerstandes gegen die Nazis oder mit den Fragen jüdisch-christlicher Zusammenarbeit heute beschäftigen, höre ich immer wieder den Namen *Helene Jacobs*. Als ich sie anrufe, führen wir sofort ein angeregtes Gespräch. Es folgen lange Besuche bei ihr in derselben Wohnung, in der sich die aufregenden und bedeutenden Ereignisse ihres Lebens in der Nazizeit abspielten. Wir haben beide schon unseren vertrauten Platz am Tisch, wo wir uns gegenüber sitzen, um für Stunden die Vergangenheit wieder heraufzubeschwören, die sie eigentlich lieber ruhen lassen möchte. Auf mein Bitten, aus ihrem Leben zu erzählen, überlegt sie eine Weile, denkt nach, beginnt.

Ja, was hat mich in meinem Leben bewegt? Aus dem Erlebten, den Widersprüchen, Erfolgen, Niederlagen wird das Bild meines Lebens entstehen, indem sich eines aus dem anderen zu einer Einheit fügt. Ich bin Jahrgang 1906. Heute neigt man vielfach dazu, die Weimarer Republik als einen Abschnitt anzusehen, der schon von vornherein zum Abgrund hinsteuerte, zum moralisch-geistigen Verfall. Mein um zwei Jahre älterer Bruder und ich haben das anders erlebt. Geistige Durchdringung der Welt war uns das höchste Ziel. Wir brannten darauf, etwas zu tun, Verantwortung zu tragen für uns *und* für andere. Das war kein Gegensatz, sondern ein Miteinander. Das gehörte untrennbar zusammen. Die Weimarer Zeit nach dem Kriege hatte für mich eine grosse Bedeutung.

Ich müsste aber noch früher anfangen. Mein nachdrücklichstes Erlebnis in der Kindheit ist das Bewusstsein, dass Deutschland im Krieg mit fast allen Staaten der Welt lag. 1914, als der Krieg begann, war ich acht Jahre alt. Da hiess es: Das müssen wir durchstehen, das ist eine Sache, die schnell

vorbeigeht. Dann dauerte es Jahre. Jahre, in denen wir immer öfter hörten, was die Soldaten in den Schützengräben erdulden mussten. Ich fand es bedrückend und hoffnungslos. Das hat mich als Kind ganz unheimlich gepackt, obwohl ich doch nichts davon sah. Das ist eigentlich mein erstes Erlebnis, in dem ich gefühlt habe, dass das, was meine Umwelt betrifft, auch mein eigenes ist. Das vermisse ich heute so bei vielen Menschen. Man trennt in das, was man selbst ist, und in das, was die Welt ist.

Wir lebten in ziemlicher Armut. Mein früh verstorbener Vater liess uns unversorgt zurück. Meine Mutter war Lehrerin. Sie gründete in Siemensstadt eine private Vorschule. Das war das zweite, was mich prägte als Kind. Das eine, die Bedrückung, das zweite, ein Erfolgserlebnis trotz der unglaublichen Entbehrungen, mit denen meine Mutter die Schule angefangen hat. Zuerst hatte sie nur drei Schüler. Jeder Schüler zahlte 25 Mark im Vierteljahr. Das war ihre ganze Einnahme. Allmählich brachte sie es zu einer Schülerzahl von hundert und zu grossem Ansehen in Siemensstadt.

Dann war der Krieg zu Ende. Es belastete mich, dass Deutschland damals nicht viel galt in der Völkerfamilie der Welt. Hoffnung auf einen Neubeginn gab uns aber die *Weimarer Verfassung*. Ich halte sie heute noch für vorbildlich. Mein Bruder und ich waren davon sehr angetan, obgleich die Verfassung einen Artikel enthielt, der uns hart traf. Private Vorschulen, hiess es, sind im Zuge der Gleichberechtigung aufzulösen. Das war bitter, aber es hat uns nicht entmutigt. Im Gegenteil, wir wollten nun erst recht meiner Mutter helfen. Das hatte zur Folge, dass ich darauf verzichtete, nach dem Lyzeum weiter zur Schule zu gehen. Ich habe einen Handelskursus mitgemacht, obwohl ich mir eigentlich eine andere geistige Betätigung wünschte. Ich war damals sechzehn Jahre alt und hoffte, später noch alles nachholen zu können. Nach dem Handelskurs fand ich eine Anstellung bei der Bank. Das war nicht viel, was man da verdiente. Aber meine Mutter war entlastet. Sie arbeitete dann als Volksschullehrerin mit einem sehr bescheidenen Gehalt.

Vom Abbau zum Berufserfolg

Solange die Inflation herrschte, brauchte man in der Bank Arbeitskräfte. Als sie vorüber war, wurde ich prompt abgebaut. Durch diesen Umstand kam ich in eine sehr gute Stellung bei einem Patentanwalt. In kürzester Zeit hatte ich mich eingearbeitet, weil dieser Mann die seltene Gabe und Bereitschaft hatte, Menschen wirklich anzuerkennen und zu fördern. Die Verbindung von exaktem naturwissenschaftlichem Denken und juristischem Scharfsinn lag mir sehr. Der Sinn eines Patents ist ja überhaupt etwas, was in meine demokratische Lebensauffassung passt. Eine schöpferische Tätigkeit wird gefördert und belohnt, aber nicht in der Art, dass der Erfinder nur den alleinigen Vorteil davon hat.

Die folgenden Jahre waren die schönsten meines Lebens. Ich konnte mir nichts anderes wünschen. Ich verdiente gut, und die Arbeit machte mir grosse Freude. Mein Chef ermunterte mich nun, ebenfalls Patentanwalt zu werden. Ich meldete mich beim Kultusministerium zur sogenannten Begabtenprüfung für Mathematik und Naturwissenschaften, die zum Studium berechtigte. Diese bestand aus drei Teilen. Bei dem Allgemeinen und dem Physikalischen hatte ich keine Probleme. Ausgerechnet bei der Mathematik, die mir am meisten lag, bin ich reingefallen. Der Prüfer, ein Schulrat, brachte lauter Begriffe aus der mathematischen Geographie, da kannte ich noch nicht mal die Ausdrücke. Er guckte mich nun ganz entsetzt an, dachte sicher: Wieso soll die begabt sein? Es war also nichts. Als ich die Prüfung wiederholen wollte, entdeckten sie, dass ich eigentlich gar nicht das vorgeschriebene Alter hatte. Man durfte sich erst mit fünfundzwanzig Jahren melden. Sie erlaubten mir, es nach zwei Jahren noch einmal zu versuchen. Und siehe da, auf einmal war ich begabt genug und bestand.

Inzwischen war es 1932 geworden. Schon ein Schicksalsjahr. Der Hitler-Putsch 1923 war für mich eine unerhörte Attacke auf unsere Demokratie. Dass man diese Leute nachher so sanft behandelt hat, war nicht in meinem Sinn. Ich habe damals schon erkannt, dass Hitler ein Zerstörer meiner Welt war, denn für mich war diese Republik mein Vaterland, das wollte ich so erhalten. Abgesehen von den wirtschaftlichen Katastrophen, die uns auch berührten, gab es 1932 aber doch eine

starke Hoffnung. Die Reparationen, die uns so bedrückt hatten, wurden zum grossen Teil gelindert. Deutschland war wieder gleichberechtigt im Verband der Völker. Ich hätte alles getan, um den Nationalsozialismus zu verhindern. Aber es ist eben unser Schicksal, dass wir das nicht vermocht haben, dass seine Herrschaft erst durch die Niederlage im Krieg beendet wurde.

Keine Kompromisse

1932 fing ich an zu studieren, habe aber nach ein paar Semestern wieder aufgehört. Ich habe das nicht ausgehalten, denn man musste dauernd Kompromisse schliessen, Pflichtübungen im Sinne der Nazis machen. Da ich dazu auf keinen Fall bereit war, habe ich mir gesagt, dann warte ich eben ab, bis das alles vorbei ist. Ich konnte und wollte ja sowieso meine Arbeit in der Praxis weiterleisten. Solange ich konnte, war ich bei dem Patentanwalt tätig. Er war jüdischer Herkunft. Das spielte zunächst keine Rolle, denn er war gar nicht bewusst jüdisch. Bei ihm und bei anderen, die auch auf dem Gebiet arbeiteten, habe ich eine wunderbare jüdische Mentalität kennengelernt, die sie selber gar nicht als jüdisch angesehen haben. Ich habe es nachher erst empfunden, dass diese jüdischen Menschen, die religiös nicht gebunden waren, ihre Traditionen im Geistigen weiterführten und dadurch etwas Wohltuendes und Aufbauendes hatten.

Natürlich war für mich der Antisemitismus von vornherein eine Teufelei, auch wenn ich keinen einzigen Juden gekannt hätte. Aber nun erlebte ich die Bedrohung meiner Mitmenschen, unter denen ich mich so wohl fühlte. Auch aus diesem Grunde sah ich im Nazismus eine furchtbare Gefahr für mich. Ich war um die Familie meines Chefs mehr besorgt als sie selbst. Sie hatten einen sehr begabten Sohn, der ist nach Amerika gegangen, ist später Atomphysiker geworden. Aber die Eltern wollten eben hier aushalten. Sie waren vermögend von der Mutter des Mannes her. Sie wollten die alte Dame hier in Frieden sterben lassen. Was sollen wir denn im Ausland? sagten sie.

Mein Chef hat bis 1938 praktizieren können, weil er sogenannter Frontkämpfer war, Kriegsteilnehmer am Ersten

Weltkrieg. Ein Major missgönnte ihm diese Vergünstigung und hat ihn denunziert, er hätte damals Fahnenflucht begangen. Da hat man noch ein Disziplinarverfahren vor der Patentanwaltskammer gegen ihn angestrengt. Das war richtig makaber. Wir suchten einen Anwalt und kamen zu Dix, der sich für verfolgte Katholiken eingesetzt hatte. Leider übernahm er unseren Fall nicht. Schliesslich sind wir zu einem Anwalt gegangen, der SS-Mann war. Von ihm hörten wir, dass er sich für Parteigenossen in Konflikten mit der Partei einsetzte. Der hat das auf eine ganz andere Tour gebracht, nicht viel Federlesens gemacht und das Ganze als lächerlich erklärt. Er hat ein anständiges Honorar verlangt, alles andere war ihm egal.

Zwangsläufig wurde die Praxis doch allmählich abgebaut. Die Vereinigten Stahlwerke haben uns zuerst das Mandat entzogen. Mich wollten sie übernehmen, aber das habe ich abgelehnt. Wir hatten nur noch eine kleine Praxis für eine chemische Fabrik und für verschiedene ausländische Patentanwälte, bis sie ihm auch das weggenommen haben.

Seit April 1938 verstärkten sich die Einschränkungen. Jeder jüdische Bürger musste sein Vermögen jetzt ganz genau angeben, es wurde alles registriert. Mir war vollkommen klar, dass diese Familie ihres Lebens hier nicht mehr sicher war. Einige sind in der Zeit noch nach Shanghai gegangen, aber das war für meine Freunde eine zu schreckliche Vorstellung. Sie haben es gar nicht erst versucht. Sie hatten gute Beziehungen im Ausland. Auch ihre Pässe, die sie für die Ausreise brauchten, waren bis 1938 intakt. Noch im Juli dieses Jahres waren sie durch Reiseabkommen im Ausland. Ich hatte sie telefonisch gebeten, sie sollten nicht zurückkommen, weil ich von Einzelaktionen in Berlin gehört hatte. Sie haben es nicht begriffen.

Dann kam der November 1938, die sogenannte Kristallnacht. Von da an war mein Chef wie ein gejagter Hund. Sie wollten ihn auch abholen. Das haben wir verhindert, er hielt sich verborgen. Wenn er bei mir in dieser Wohnung war, sagte er, hier bin ich in Sicherheit, was ja nicht stimmte, aber er empfand es so.

Die Freunde retten

Ich habe monatelang daran gearbeitet, die Familie ins Ausland zu bringen. Als deutscher Bürger konnte man 1938 über Reiseabkommen noch in die Schweiz und nach Holland fahren. Sonst hatte man ja keine Devisen. Für 400 Mark konnte man Schweizer Franken kaufen und für 700 Mark holländische Gulden. Ich habe dann solche Reisen gemacht, ganz sparsam gelebt, um meinen Freunden das nicht verbrauchte Geld geben zu können. Auf solche Tricks verfiel man eben.

Man konnte in ganz eigenartige Situationen geraten. Das Vermögen meiner Freunde befand sich zum Teil in Holland. Wir wollten etwas davon vor der Gestapo retten, was nach den Devisenvorschriften fast unmöglich war. Ich bin also nach Amsterdam zu ihren Verwandten gefahren, die Bankiers waren. Heute kommen einem die Versuche, die man damals unternommen hat, fast lächerlich vor. Mein Chef hatte mir einen Blankobogen mitgegeben mit seiner Unterschrift, weil ich doch nicht seinen Auftrag mit über die Grenze nehmen konnte. Im Hotel sollte ich alles nach seiner Anweisung ausfüllen. Als ich am Morgen zu den verwandten Bankiers kam, machten sie gleich eine Konferenz. Ich sass da wie eine Angeklagte. Sie hatten die Briefbogen misstrauisch betrachtet und irgendwie festgestellt, dass ich es mit einer Schreibmaschine des Hotels geschrieben hatte. Vielleicht fürchteten sie auch, ich wäre ein Spitzel oder eine Betrügerin. Zufällig kam ein junger Verwandter, der mich schon einmal in Berlin gesehen hatte und mich legitimierte. Ich will damit nur zeigen, wie schwer das alles war.

Der Sohn meiner Freunde, der in Princeton studierte, gab für seine Eltern die eidesstattliche Erklärung, ein Affidavit ab, auf Grund dessen eine Einreiseerlaubnis nach Amerika beantragt werden konnte. Wegen der grossen Zahl der Asylsuchenden wurden Quoten eingeteilt. Meine Freunde hätten noch jahrelang warten müssen, deshalb brauchten sie einen Zwischenaufenthalt in einem europäischen Land. Ich reiste nach England, um dort einen Aufenthalt für sie zu beantragen. Die Quäker halfen, aber das Verfahren dauerte lange. Ich hatte es deshalb auch in der Schweiz versucht, in Lausanne. Da lebte eine ehemalige Erzieherin der Familie. Sie hatte zugesagt, das

Ehepaar bis zur Weiterfahrt nach Amerika aufzunehmen. Sie hätten auch von den holländischen Verwandten Geld bekommen, die Nazis waren ja noch nicht in Holland. Wie ich aber von der Präfektur in Lausanne behandelt wurde! Die haben zu mir gesagt: Was wollen Sie denn *hier*? Gehen Sie doch zu Ihren Behörden und wimmern Sie denen was vor! Das musste man überstehen. Es ist ja schliesslich in England auch gelungen. Im Juli 1939 sind sie über Holland nach England gegangen und später nach Amerika.

Diese erste Phase meiner Tätigkeit gegen die Nazis war also ein rein persönlicher Einsatz für Menschen, mit denen ich eine enge Beziehung hatte. Sie kam zu einem glücklichen Abschluss. Von den späteren Phasen spreche ich nicht so gern, da gibt es viel Trauriges und nur in Einzelfällen ein gutes Ende.

Bitte, Frau Jacobs, erzählen Sie doch trotzdem weiter! Es gibt heute wieder junge Menschen, die schwärmen vom Nationalsozialismus. Da aufzuklären ist eine wichtige Aufgabe.

Nun gut. Als meine Freunde weg waren, fing etwas Neues für mich an. Es war für mich überhaupt kein Problem, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, weil ich auf dem Gebiet des Gewerblichen Rechtsschutzes bekannt war. Ich wollte aber keine Stellung annehmen, sondern unabhängig bleiben. So habe ich für eine Firma die Patent- und Warenzeichen weiter bearbeitet, habe als Gewerbe «Schreibmaschinarbeiten» angegeben und mich nirgendwo gebunden, niemals an einer Naziorganisation, Arbeitsfrontoderdergleichen beteiligt. Jetzt begann ich mich um fremde Menschen zu kümmern, die in Not waren.

Wie war eigentlich Ihre Beziehung zur Bekennenden Kirche?

Kurz nachdem sich die Bekennende Kirche gebildet hatte, habe ich mich ihr angeschlossen. Ich bin zu den Veranstaltungen der Dahlemer Gemeinde gegangen, denn dort traf ich Menschen, die den Nazismus ablehnten, hatte aber zunächst keine engen Kontakte, weil im Vordergrund die Sorgen um meine Freunde und meinen Beruf standen. In der Dahlemer Gemeinde wirkte Pfarrer Niemöller. In seinen Vorträgen wettete er gegen die staatlichen Eingriffe in das kirchliche Leben. Dazwischen sagte er immer: «Stapo, sind Sie auch da? Hören Sie auch gut zu?» Das war sehr mutig. Es ging aber nicht

deutlich um das, was mich bekümmerte, zum Beispiel die *Nürnberger Gesetze*, durch die die «Nichtarier» zur Vorbereitung der späteren Verbrechen schon ausgebürgert wurden.

Als Pfarrer Niemöller verhaftet wurde, bestand noch unsere Patentanwaltspraxis. Es hat meinen Chef sehr berührt, dass Niemöller ins KZ kam, während er noch relativ normal leben konnte.

Pastor Gollwitzer vertrat Niemöller dann in der Gemeinde, bis er selbst ausgewiesen wurde. Als im Oktober 1941 «Nichtarier» durch den Judenstern gekennzeichnet wurden, sahen wir erst, wie viele «nichtarische» Christen an den Dahlemer Gottesdiensten teilnahmen. Durch eine noch von Gollwitzer begründete Arbeitsgemeinschaft über Karl Barths Dogmatik kam ich in persönlichen Kontakt mit einem von ihnen, der bei meinen späteren Versuchen, Menschenleben zu retten, eine bedeutende Rolle spielte.

Die Helferkreise

In der Friedenauer Gemeinde *7.um guten Hirten* – dort war auch Dietrich Bonhoeffer zu Hause – nahm Pfarrer Jannasch unsere Sternträger liebevoll in seinen Gottesdiensten auf. Auch in dieser Gemeinde hatte sich ein Helferkreis gebildet, der über geheime Kontakte zusammenwirkte. Ich lernte dort die Schriftstellerin Etta von Oertzen kennen. Sie tat sehr viel, um den Verfolgten beizustehen. Mit ihr arbeitete ich eng zusammen.

Etta gelang es, in adligen Kreisen Hilfsbereitschaft zu wecken. Sie konnte Beziehungen zu ausländischen Diplomaten anbahnen. Für eine gewisse Zeit boten deren Haushalte Schutz für die Bedrohten, wenn die Diplomaten sie in Stellung nahmen. In dem kleinen, halb verfallenen Haus in Doberan, in dem Etta allein wohnte, fanden Untergetauchte Gastfreundschaft. Hier konnten sie sich in einem Badeort wie Feriengäste bewegen, bis wir einen Dauerplatz für sie gefunden hatten. In einem Fall konnte Etta für eine ehemals selbst leitende Fürsorgerin einen Dauerplatz organisieren, in der Augenklinik des Dr. von Tippeiskirch, der Etta wegen ihres schweren Augenleidens behandelte. Daraus entwickelte sich dann später eine lebenslange Freundschaft.

Gab es ausser diesen Hilfskreisen, in denen sich einzelne zusammenschlossen, einen organisierten Hilfsdienst der beiden Kirchen?

Ja. Zunächst auf *katholischer* Seite. Aufgrund des Konkordats konnten sie in der Caritas eine Hilfsstelle einrichten. Erlaubt war nur eine soziale Betreuung der katholischen Gemeindeglieder, der sogenannten Nichtarier. Aber insgeheim erstreckte sich die Betreuung auf alle Verfolgten, die den Weg zu ihnen fanden, unabhängig von ihrer Religion. Wir Evangelischen, die zunächst keine entsprechende Stelle hatten, fanden bei den katholischen Freunden Information und Rat. Dadurch lernte ich Dr. Gertrud Luckner aus Freiburg kennen. Ihr vor allem ist es zu danken, dass sehr viele Menschen gerettet wurden. Unermüdlich und ohne Rücksicht auf die eigene Person nutzte sie jede nur denkbare Möglichkeit. Darüber und über ihre persönlichen Erlebnisse im KZ sollte sie schon längst der Öffentlichkeit berichten. Doch hat sie sofort nach der Befreiung aus dem KZ weiter in demselben Sinne gearbeitet und für ihre Erinnerungen noch keine Zeit gefunden. Für ihren Einsatz damals und ihre ökumenische Arbeit danach ist sie weltweit geehrt worden. Der von ihr begründete *Freiburger Rundbrief* ist zu einem Mittelpunkt christlich-jüdischer Begegnung geworden.

Auf *evangelischer* Seite gelang es der Bekennenden Kirche, auch eine Hilfsstelle zu errichten. Pastor Heinrich Grüber trug die volle Verantwortung dafür.

Seine ehrenamtlichen Helfer kamen hauptsächlich aus dem Kreis der Betroffenen selbst. Er hat überall seine Beziehungen spielen lassen, um noch einigen zur Auswanderung zu verhelfen. Gefährlich wurde es für ihn dadurch, dass er nicht still war, als man in Stettin anfang, die ersten Juden zu deportieren. Das waren keine Christen. Er hat Protest erhoben und gesagt, er könne sich nicht nur für die Christen einsetzen, er müsste für alle da sein. Dadurch ist er ins Konzentrationslager gekommen.

Von den aus Stettin Deportierten kamen Hilferufe. Sie baten um Sachen und Lebensmittel. In der Dahlemer Gemeinde bildete sich eine Gruppe von Frauen, die viele Pakete dorthin schickte. Der Absender hatte bei der Zollstelle seinen Namen anzugeben. In Dahlem gab es gutsituierte Leute, die grosse, wertvolle Pakete beisteuerten. Wegen der grossen Zahl ver-

teilten wir sie auf mehrere Absender. Viele wurden unter meinem Namen geschickt. Dadurch hatte ich mein erstes Verhör mit der Gestapo. Das hatte für mich persönlich keine weiteren Folgen, aber wir mussten mit der Paketaktion aufhören.

Gräbers Mitarbeiter Sylten, der selbst halbjüdischer Abstammung war, hat die Hilfsstelle noch eine Weile weitergeführt. Dann haben sie auch ihn verhaftet. Er ist leider im KZ umgekommen. Grüber aber hat es überstanden. Seine Frau hat es fertiggebracht, dass er aus Krankheitsgründen entlassen wurde. Nachdem Grüber und Sylten ausgeschaltet waren, war Pfarrer Kurz dazu ausersehen, die Betreuung noch ein wenig fortzuführen. Viele Sternträger kamen zu ihm. Man nannte deshalb seine Kirche *die Synagoge am Nollendorfsplatz*.

Die illegale Hilfe

Ich wollte auf der Seite der Verfolgten sein. Für mich begann nun die *zweite* Phase der Hilfeleistung. So habe ich mir von Gräbers Sekretärin einige Namen geben lassen, die sie noch hatte.

Wir verteilten die Adressen auf eine kleine Gruppe und in verschiedenen Berliner Gemeinden und besuchten die Menschen in ihren Wohnungen, um unsere Sympathie auszudrücken. Hierdurch kamen wir zum ersten Mal mit einer Frau in Beziehung, die sich entschlossen hatte, unterzutau-chen. Das war ein kühner Entschluss, den wir bewunderten und nach Kräften unterstützten. Von der Helferin in Halensee, die diese Frau betreute, hörte ich zum ersten Mal die Bezeichnung *U-Boot* für die Untergetauchten. Ihnen und all denen, die verängstigt in ihren Wohnungen blieben, wollten wir wenigstens menschlichen Beistand leisten, wie schwach auch immer die Hilfe war. Mindestens Lebensmittel und Lebensmittelkarten konnten wir selbst beisteuern oder von anderen erbetteln. Dafür fanden wir auch Hilfwillige in den Gemeinden und bei Pfarrern. Durch unser Auftreten konnten aber auch Probleme entstehen. In einem Fall bekam der Betreffende, wie ich später erfuhr, kurz nach unserm Besuch eine amtliche Aufforderung und glaubte, wir hätten damit

etwas zu tun. So konnten menschliche Beziehungen auch durch Misstrauen – das ja leider nur zu berechtigt war – vereitelt werden.

Andererseits gab es Menschen, die auch in dieser äussersten Bedrängnis und Lebensbedrohung noch Gedanken dafür hatten, ihre Sachen zu retten. Wenn wir glaubten, sie müssten vor allem sich selbst in Sicherheit bringen – in eine Sicherheit, die es allerdings nicht gab –, baten sie darum, dass wir ihre Sachen für sie aufbewahren sollten. So hat die Witwe eines sehr bekannten Berliner Schriftstellers bei mir einen riesigen Schrankkoffer untergestellt. Er war verschlossen. Den Schlüssel behielt sie, oder sie gab ihn vielleicht an einem andern Ort in Verwahrung. Mir sagte sie, der Koffer enthalte eine Wäscheaussteuer für ihre Nichte. Die sollte unbedingt erhalten werden. Ich hatte nicht das Herz, sie zu fragen, warum sie die Sachen nicht direkt an die Nichte schicken wolle. Vielleicht hatte sie dafür Gründe. Ich versprach, den Koffer aufzubewahren, bis die Nichte sich bei mir melden würde. Was niemals geschah. Sie selbst hatte als Witwe eines prominenten und berühmten Mannes den Vorzug, in das Lager Theresienstadt zu kommen. Wie die meisten alten Damen, die dorthin gebracht wurden, ist auch sie nicht zurückgekommen. Ich nehme an, dass sie im Lager an einer der dort grassierenden Krankheiten, wie Typhus, gestorben ist.

Tante Vally

Von einer, zu der ich in besonders nahe persönliche Beziehungen kam, möchte ich genauer erzählen. Sie war als eine Verwandte meiner nun ausgewanderten Freunde hier zurückgeblieben. Ich nannte sie Tante Vally. Oft war sie hier bei mir zu Besuch. Wir haben uns gemütliche Stunden gemacht und viel gemeinsam gelesen. Eine Tante von mir war die dritte im Bunde. Sie brachte stets eine Überraschung für Tante Vally mit. Ich höre noch, wie sie dann immer sagte: «Zauberhaft!» So dankbar und glücklich für jede Kleinigkeit. Bei uns fühlte sie sich auch zu Hause. Aber mein Angebot, bei mir unterzutauchen, lehnte sie ab. Sie sagte, sie *könne* es nicht. Lange Zeit hatte sie auch Freude an

gemeinsamen Bibelabenden in einem Privathaus in Dahlem. Aber plötzlich hatte sie auch dazu keinen Mut mehr. Hier auf meinem Schreibtisch steht die Karte, mit der sie mir schrieb: «Ich habe mich soeben entschlossen, am Dienstag nicht zu gehen.» Diese Ansichtskarte mit dem Bild «Ich gehe über die Erde» von Spötl erinnert mich an unser Adventserlebnis im Jahre 1941.

Besuche bei den Einsamen

Ich hatte einen mir bekannten jüdischen Rechtsanwalt gefragt: «Sie haben doch in Ihrer Praxis sicherlich einige Menschen, von denen Sie wissen, dass sie in wirtschaftlicher Bedrängnis leben. Ich möchte einigen eine kleine Freude machen.» Das war um die Weihnachtszeit. Er gab mir einige Adressen. Dazu gehörten die Geschwister Nast, Bruder und Schwester, beide schon alt, jeder allein in eigener Wohnung lebend in der Nürnberger Strasse. Und Selly Ascher mit dem kleinen Sohn Klaus in der Pestalozzistrasse. Ich kaufte kleine Weihnachtsbäume in Blumentöpfen. Tante Vally half mir, sie zu schmücken. Wir packten Geschenke, vor allem Lebensmittel und Süßigkeiten, soviel wir auftreiben konnten, in Säcke und zogen gemeinsam los. Tante Vally strahlte soviel Güte und Menschlichkeit aus. Deshalb bat ich sie, mich zu begleiten, damit die Menschen, die wir besuchen wollten, Vertrauen haben würden und nicht etwa erschrecken, wenn eine Fremde überraschend auftrat. So sind wir zu zweit mit den Bäumchen und schweren Säcken losgezogen.

Die Geschwister Nast haben sich gefreut über den überraschenden Besuch und über unsere kleinen Geschenke. Mir war es ein Bedürfnis, wenigstens in solchen kleinen Gesten mein Mitgefühl zu zeigen. Weihnachten als das übliche gefühlvolle Fest erschien mir verlogen, wenn wir wussten, dass Menschen in Todesnot sind und wir ihnen nicht helfen können.

Nast war Journalist. Er hatte viele literarische Beiträge für Zeitungen geschrieben. Seine Einstellung war deutsch-national. Seine Themen Philosophie, Geschichte und heitere Glossen, z.B. über den Handkuss. Er gab mir einige seiner Veröffentlichungen. Ich lud ihn zu mir ein. Wir haben hier zu

dritt, wieder mit meiner Tante, zusammengesessen. Er hat uns aus seinen Arbeiten vorgelesen, die immer einen heiteren Zug hatten. Ich habe diese Arbeiten noch bei mir aufbewahrt. Als er eines Tages zu einer Verabredung nicht erschien, ging ich in seine Wohnung und fand ihn tot in der Badewanne. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Auch seine Schwester ist still aus dem Leben gegangen.

Der schwere Entschluss

Den Entschluss, unterzutauchen, musste jeder selber fassen. Dazu konnte man nur bedingt raten und helfen. Wer von uns konnte dafür einstehen, dass es gut gehen würde! Die Mehrzahl der Betroffenen war ja viel eher bereit, sich preiszugeben, als sich zu retten. Einige sagten, dann habe *ich* selber wenigstens keine Schuld und ziehe keinen andern mit hinein.

Ich konnte auch diejenigen verstehen, die keinen Mut mehr hatten, so eingengt und hoffnungslos, wie alles für sie war. Wer erst einmal registriert war mit den zusätzlichen Namen Sara und Israel und den besonderen Kennkarten, stand völlig ausserhalb des normalen Lebens. Ich dachte oft, wenn sich doch nur nicht alle so hätten registrieren lassen. Wie war das überhaupt möglich, die Menschen, die man aus der Gemeinschaft ausschalten wollte, so genau zu erfassen. Aus Korrektheit, vor allem aus Angst wagte kaum jemand, sich dem zu entziehen. Hätten wir andern, wir sogenannten Arier, uns doch wenigstens geweigert, Fragebogen über unsere Abstammung auszufüllen. Damit hätten wir die allgemeine Diskriminierung vielleicht abwenden oder doch erschweren können.

Klaus Ascher

Ich ging mit Tante Vally auch zu Klaus Ascher in die mit einem Stern gezeichnete Wohnung. «Dürfen wir Klaus etwas bringen?» fragten wir an der Tür. «Nein, nein», wehrte die Mutter ängstlich ab. Aber durch die Tür sahen wir den zehnjährigen Klaus. Er lag mit Fieber zu Bett, sprang freudig auf: «Ja, ja!» Da hat sie uns reingelassen.

Mit beiden entstand eine Freundschaft... Aber gerettet habe ich sie auch nicht.

Ich habe mit Klaus Spaziergänge gemacht, wir sind nach auswärts gefahren. Einmal habe ich in Michendorf einen Johannisbeerstrauch zum Abernten gepachtet und bin mit ihm dorthin gefahren, damit er mal einen Tag draussen sein sollte. Kaum sind wir aus der S-Bahn ausgestiegen und über die Strasse gegangen, wurde hinter ihm hergerufen. Er sah sehr auffällig aus mit seinen grossen, traurigen Augen und dem blassen Teint. Dennoch hatten wir einige fast sorglose Stunden im Garten unter dem Strauch.

An einem Sonntag fuhr ich mit Selly und Klaus zur Pfaueninsel. Klaus machte grosse Augen, staunte über die schönen Pfaue und den Garten mit dem Schloss. Aber zufällig stand am nächsten Tag in der Zeitung, dass Goebbels sich aufgeregt hatte, weil Juden unverschämterweise die Pfaueninsel besucht hatten. Ausser mir waren noch andere auf den Gedanken gekommen, einmal einige Stunden zu geniessen. Und es muss wohl irgendwelchen Zeit- oder Parteigenossen aufgefallen sein, dass ausser den wohlgenährten Ariern auch blasse, hungrige Gesichter zu sehen waren. Selly war so erschrocken; sie würde so etwas nie, nie wieder wagen.

Ich habe dann versucht, Klaus zu unterrichten. Er durfte doch nicht mehr in die Schule gehen. Unser Verhältnis war rührend. Natürlich hat er immer gehofft, ich würde ihn irgendwie vor dem Unheil bewahren. Die Mutter musste in der Fabrik Glimmerarbeit für Rüstungszwecke machen. Bei der Fabrik-Aktion im Februar 1943 wurde sie von der Arbeit weggeschleppt. Das war furchtbar. Was sollte nun aus Klaus werden? Ich hatte nicht den Mut, ihn einfach hierherzunehmen. Zu dieser Zeit steckte ich schon sehr in der illegalen Arbeit. Meine Wohnung war deshalb kein sicherer Platz für ihn. Ich beherbergte zwar ständig einige Untergetauchte, aber meist nur vorübergehend, bis wir einen andern Platz gefunden hatten oder sie sich selbst weiterhelfen konnten. Ich hatte den Plan, den Jungen bei Verwandten in Schlesien unterzubringen. Mir blieb aber nicht mehr Zeit genug, um die Verwandten vorzubereiten. Man wusste tatsächlich nicht ein noch aus und wie man es richtig machte. Mich hat besonders bedrückt, dass ich für Klaus zu keiner Lösung kam. Zu ihm kam dann ein jüdischer Ordner, der ihn aufforderte, zur

Grossen Hamburger Strasse in das Sammellager zu kommen. Auf diesem Weg habe ich ihn sogar noch begleitet! Es war grauenhaft.

Vielfach bestand bei uns damals noch eine Vorstellung, dass die Deportationen irgendwohin führten, wo man weiterleben oder vegetieren konnte, bis die Naziherrschaft vorüber war. Ich kriege es kaum über die Lippen, weil es so unfasslich ist: Wir haben Menschen christlichen Bekenntnisses vor ihrem zwangsweisen Aufbruch feierlich mit einem Abendmahl verabschiedet. Vielleicht war es für manche ein Trost. In einem Fall ist es sogar auf überraschende Weise gut gegangen. Der Gestapomann, der eine Frau holen sollte, kam dazu, als in ihrer Wohnung dieses Abendmahl gehalten wurde. Er hatte davor noch so viel Respekt, dass er wieder fortging. Die Betreffende hat sich daraufhin kurz entschlossen, unterzutauchen. Sie hatte gute Freunde, bei denen sie die Jahre überlebt hat.

Auch für Klaus ergab sich noch eine überraschende Wende - wenn auch leider keine Rettung. Ein paar Tage nach seinem Fortgang schrieb er mir eine Karte aus dem Jüdischen Krankenhaus. Dorthin war er gekommen, weil ein mitleidiger Arzt in dem Sammellager ihn als diphtherieverdächtig bezeichnet hatte. Die Diphtheriestation mieden die heldischen Gestapoleute. Deshalb konnte ich ihn dort besuchen. Er wurde gut gepflegt. Seiner Pflegerin, einer jungen Krankenschwester, konnte ich einige Zeit später zum Untertauchen verhelfen.

Ich kannte Helene Schwarzkopff, die Leiterin des Erziehungsheimes für gefallene Mädchen *Haus Gottesschutz* in Erkner, als eine zuverlässige Helferin. Zu ihr hatte ich eine feingebildete Jüdin gebracht, die sie trotz ihres Alters - sie war dreiundsiebzig Jahre alt - ohne Zögern als Küchenhilfe einstellte. Mir fällt gerade ein, wie komisch es war, dass in der S-Bahn ein SS-Mann ritterlich für die alte Dame aufsprang, als wir nach Erkner fuhren. Sie hatte vorher schon ein paar Nächte bei mir verbracht. Nun wollte ich sie aber auf eine Dauerstation bringen. In *Haus Gottesschutz* kam sie in ein streng christlich geführtes Haus. Für sie als liberale Jüdin eine fremde Welt. Doch fand sie in der neuen Umgebung gute menschliche Kontakte. Gern spielte sie zu den christlichen Veranstaltungen und Gottesdiensten die Orgel. Nur wenige

wussten von ihrem Schicksal. Sie wurde einfach menschlich aufgenommen und blieb dort bis zum Ende der Nazi-herrschaft. Dann ging sie nach Amerika.

Als mir die junge Schwester, die Klaus pflegte, zu verstehen gab, dass sie untertauchen wollte, habe ich sie auch noch im *Haus Gottesschutz* unterbringen können.

Eine einmalige Persönlichkeit

Zusammengehalten wurden unsere verstreuten Bemühungen durch eine einmalige Persönlichkeit aus der Dahlemer Arbeitsgemeinschaft, von der ich schon sprach. Von diesem Mann, der selbst zu den Verfolgten gehörte, der aber durch seine Heirat zunächst nicht unmittelbar bedroht war, ging eine grosse Kraft aus. 1940/41, als die Deportationen begannen, öffnete er uns die Augen, dass es wirklich nichts anderes mehr gab, als Menschen davor zu retten, ganz gleich wie. Er sagte, wir können als Christen doch nicht an dem Vorbeigehen, was geschieht. Er war vor seiner Entlassung als Jude Oberregierungsrat im Rechnungshof gewesen und setzte alle seine Beziehungen ein, um sich über die Bedrohung zu informieren und um zu helfen. Unerschütterlich war sein Vertrauen darauf, dass die Nazis endgültig doch scheitern müssten. Fast völlig Verzweifelte machte er Mut, den Sprung in die Illegalität zu wagen. Uns, die wir nicht selbst bedroht waren, spornte er mit immer neuen Anregungen an, unsere Suche nach Hilfe nicht aufzugeben.

Seine Person, den Geist, der von ihm ausging, empfanden wir als etwas Kostbares in seiner einsamen Grösse. Perle nannten wir ihn deshalb, wir sprachen von *unserer Perle*, wenn wir auf seine Hilfe anspielten. Mit diesem harmlos klingenden Stichwort für seinen gefahrvollen Einsatz konnten wir uns auch brieflich und telefonisch verständigen, um praktische Schritte im Einzelfall anzukündigen, wenn es die Zusammenarbeit erforderte. Wir konnten uns aufeinander verlassen. *Unsere Perle* war das Vertrauenswort, das uns ermunterte.

Wir haben dann auch mit einzelnen Arbeitgebern Verständigung gesucht, um die in den Fabriken Dienstverpflichteten reklamieren zu lassen. Die Rüstungsindustrie brauchte ja dringend Arbeitskräfte. Perle hat immer auf eine unglaub-



Helene Jacobs, 1942/43. Skizze von Günther Rogoff.

liehe Weise herausbekommen, was gerade wichtig war. Er hat mich z.B. veranlasst, eines Sonntagmorgens zu einem Fabrikdirektor in Schlachtensee zu gehen, um ihm zu sagen, er sollte eine Frau Sowieso reklamieren, die würde sonst abgeholt; das hat auch funktioniert. Solche Dinge konnte man machen. Aber sie waren nie eine endgültige Rettung.

Schliesslich konnten wir in dieser letzten Phase nur noch die vom Tode Bedrohten verstecken und für ihren Lebensunterhalt sorgen. Perle hatte jemanden gefunden, einen jungen Mann namens Günther Rogoff, der sehr geschickt darin war, Ausweise zu verändern. Er war glücklich, dass wir dadurch eine Möglichkeit hatten, im grösseren Massstab als bisher für Verfolgte eine gewisse Bewegungsmöglichkeit zu schaffen. Man bekam die Ausweise entweder gegen Bezahlung oder von hilfreichen Menschen, die sie uns zur Verfügung stellten. Manchmal haben wir Namen und Bild geändert, manchmal auch nur das Bild ausgewechselt. Rogoff sollte mein bester Freund werden. Alle Bilder, die mich heute in meiner Wohnung umgeben, sind sein Werk. Er war damals zwanzig Jahre alt, lebte illegal, seine Eltern hatte man schon nach Majdanek deportiert. Für ihn fühlte ich mich besonders verantwortlich, weil er uns half und dadurch seine eigene Gefährdung ungeheuer verstärkte. Aus Sicherheitsgründen sollte er nicht mehr mit denjenigen in Berührung kommen, für die die Ausweise bestimmt waren. Ich übergab sie nur auf der Strasse, er selbst sollte in meiner Wohnung völlig verborgen bleiben.

Inzwischen war Klaus Ascher von einem sogenannten Ordner, der den Jungen kannte, adoptiert und in dessen Familie aufgenommen worden. Diese jüdischen Ordner besaßen eine gewisse Bewegungsfreiheit und redeten sich ein, durch ihre Arbeit vor Deportationen geschützt zu sein. Manchmal habe ich Klaus noch aus der Grossen Hamburger Strasse zu mir oder zu Freunden geholt, die einen Garten hatten, habe mir etwas für ihn ausgedacht, wobei mir Rogoff half. Als ich später verhaftet und in die Grosse Hamburger Strasse gebracht wurde, spielte Klaus unten im Garten, ich konnte mich durchs Fenster mit ihm unterhalten. Da hat er selbst gesehen, wie begrenzt meine Kräfte waren und dass ich ihn nicht retten konnte.

Misstrauen und Vertrauen

Eine gewisse Bereitschaft zum Helfen bestand sicherlich bei nicht wenigen. Die Schwierigkeit lag nur immer darin, sich gegenseitig vertrauensvoll zu verständigen. Einmal klingelte es bei mir. Draussen stand ein Ehepaar, das Unterkunft haben wollte und sich auf Pfarrer Kurz berief. Ich hatte aber nichts von ihm darüber gehört. Ausserdem beherbergte ich schon zwei Leute in der Wohnung, aber das konnte ich ihnen nicht sagen. Es konnten ja auch Spitzel sein. So habe ich sie weggeschickt. Später hörte ich, dass sie bei Freunden von mir untergekommen waren. Wir haben dann darüber geredet. Ich sagte, ich dachte so an Gogol, der *falsche Revisor*. Wir haben immer versucht, aus solchen Zusammenhängen einen Namen zu finden, unter dem wir den Betreffenden führten. Wir wollten gar nicht wissen, wie er hiess. Diese Familie nannte ich Gogol.

Bei mir hier in diesem Hause hat keiner gewusst, was ich machte. Nicht einmal meine Tante, die bei mir ein- und ausging. Sie machte sich immer Gedanken, ob ich auch richtig für mich sorgte, weil ich so viel unterwegs war. Als Rogoff nun hier war, sagte ich, ich habe jetzt einen Koch. Er hatte sich eine weisse Schürze umgebunden. Da freute sie sich. Diese Spannweite von Harmlosigkeit und äusserster Angst, in der man sich dauernd bewegte, war schon recht merkwürdig.

Wie kam es dann überhaupt dazu, dass Sie verhaftet wurden ?

Unser Freund Perle hatte einen Mitarbeiter, Ernst, der war mir suspekt durch seine Reden. Zum Beispiel sagte er, den Übergang ins Vierte Reich müsse man im Gefängnis mitmachen und lauter solche Sachen. Durch Denunziation fahndete die Gestapo schon nach Perle und liess sein Haus beschatten. Perle war gewarnt und verbarg sich bei Freunden. Unglücklicherweise ging aber Ernst noch in Perles Wohnung und wurde verhaftet. Er, der vorher so grossspurig geredet hatte, war nun völlig konsterniert. Er rief mich aus der Grossen Hamburger Strasse an und fragte: «Wo ist Perle?» Ich sagte: «Woher soll ich das wissen?» Doch er drängte weiter, er habe eine wichtige Nachricht für ihn. Ich hatte keine Ahnung davon, dass er schon verhaftet war, sagte, dass ich Perle noch

am selben Abend sehen würde. Er könne zum Bahnhof Feuerbachstrasse kommen, um mir die Nachricht für Perle zu übergeben. Dort wollte ich an diesem Abend ein Ehepaar treffen, die mir Bilder für ihre Ausweise geben wollten. Als ich dort ankam, stand er schon da. Das Ehepaar wartete zum Glück ausserhalb des Gebäudes. Ich ging auf ihn zu und sagte unwirsch: «Erst muss ich noch etwas erledigen, dann können Sie mir sagen, was Sie wollen. Ich treffe Perle um zehn Uhr am Breitenbachplatz.» Die beiden Kerle, die ihn bewachten, standen abseits. Sie dachten, er hätte mich gewarnt und ich wollte weg. Da verhaftete mich der eine. Während ich mir von ihm noch den Ausweis zeigen liess, hatte Ernst leider dem anderen schon Ort und Zeit meines Treffens mit Perle offenbart. Das alles war unnötig. Der hat sich selber damit nur reingerissen.

Nun war ich verhaftet. Ich hatte etwas belastendes Material bei mir. Unter anderem hatten wir in Karlshorst eine Beziehung zur Gestapo angeknüpft. Sie hatten uns vorgetäuscht, wenn wir für eine Person 1200 Mark zahlten, würden sie die von der Vernichtungsliste streichen. Ich habe zwar kein Wort davon geglaubt, mich aber trotzdem versuchsweise darauf eingelassen. Ich hatte eine Liste von Namen, nach denen ich fragen wollte, und habe mit dem Kerl geredet. Er telefonierte mit dem Mann von der Gestapo. Der hiess Vender oder Pfender. Ihm nannte er die Namen, nach denen ich gefragt hatte. Bei den meisten wiederholte er: «Erledigt.» Diese waren also schon umgebracht, wie ich verstand. Bei einigen tat er, als würden sie noch geführt. Für die kassierte er 1200 Mark pro Kopf. Natürlich war alles Schwindel. Der Mann hatte sich nur bereichert. Doch Perle war nicht ganz so misstrauisch wie ich. Er war dafür, diesen Versuch fortzusetzen. Ich hatte nun eine kleine Liste weiterer Namen bei mir, die Freunde uns übergeben hatten. Darüber wollte ich mit Perle bei dem verabredeten Treff sprechen. Ausserdem hatte ich eine Lebensmittelkarte von Rogoff bei mir.

Aber die suchten jetzt erst mal nur nach Ausweisen. Es war bis jetzt nur Ausweissfälschung herausgekommen. Die Liste konnte ich unbemerkt in der S-Bahn unter die Bank werfen, die Lebensmittelkarte habe ich in der Nacht auf dem Polizeirevier zerrissen und ins Klo geworfen. Die haben bei mir nichts Belastendes gefunden.

Ich sollte der Gestapo nun helfen, unsere Perle zu schnappen. Ich bemühte mich mit besten Kräften, sie irrezuführen. Da unser Treffpunkt schon verraten war, erzählte ich, dass er mich vielleicht um zehn Uhr abends *im* U-Bahnhof Breitenbachplatz abholen wolle. Wir hatten uns aber *oben* auf dem Platz verabredet. Um zehn Uhr sind wir auf dem Bahnhof auf und ab gegangen. Eine Sekretärin von denen musste mich begleiten, die beiden Männer immer im Abstand hinterher. «Das ist ja auch eine schöne Aufgabe, die Sie da haben!» sagte ich im Tone des Bedauerns zu der Sekretärin. Ich tat, als wenn alles nichts wäre. «Was wollen Sie denn eigentlich von dem? Wenn der wüsste, dass ich hier seinetwegen so behandelt werde, würde er sofort kommen», entrüstete ich mich. Nun war es schon elf Uhr. Ich merkte, die Kerle wurden unruhig, aus Angst vor Fliegeralarm.

Fluchtwege

Ich überlegte: Normalerweise würden sie doch jetzt in meine Wohnung gehen, in der Annahme, dass er sich dort melden könnte. Das musste unbedingt vermieden werden. Rogoff und ich hatten uns oft Gedanken über seine mögliche Flucht aus der Wohnung gemacht. Vor der Wohnungstür standen ständig leere Milchflaschen. Falls ich auf der Strasse verhaftet würde und die Gestapo mitkäme, wollte ich sie vor dem öffnen der Wohnungstür krachend zerschlagen. Dann sollte er über eine Strickleiter, die auf dem Balkon bereitlag, flüchten. Wir hatten das ausprobiert. Es war natürlich höchst fraglich, ob unsere Vorsichtsmassregeln im Ernstfall genügen würden.

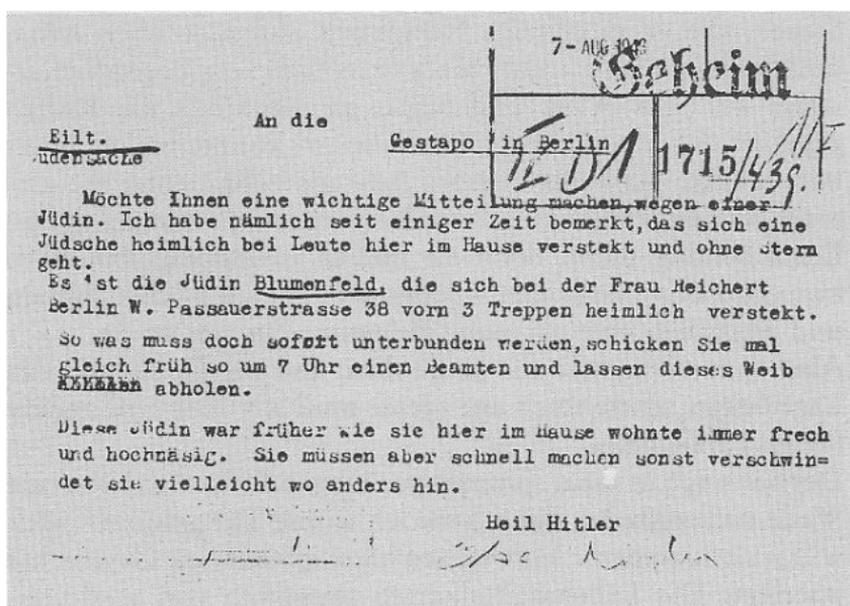
Mir kam eine Idee. Die ehemalige Kinderfrau von Perles Familie hatte mich kurz vorher angerufen und gesagt: «Was soll ich bloss machen, bei mir war die Gestapo und hat mich gefragt, wo ist denn der Franz?» Also wusste ich, bei der ist er ganz bestimmt nicht. So habe ich denn gesagt: «Ja, wo könnte er nur sein?» Immer so gequatscht, als wenn ich mir gar nichts dabei denke. Immer zu dieser Sekretärin, die sofort alles weitergetragen hat. Da habe ich richtig Theater gespielt. «Ja, dann könnte er vielleicht bei Fräulein Schöder sein.» Ich wollte bloss, dass wir dahin fahren, und hoffte im Stillen, dass

sie mich dann mit raufnehmen würden. Das ist leider nicht gelungen. Ich musste mit einem Kerl als Bewachung unten bleiben. Es tat mir leid, dass ich der guten Frau einen weiteren Schreck bereiten musste, aber wieder war etwas Zeit gewonnen, und ich hatte sie weiter von der Wohnung ferngehalten. Ich fand, die waren ziemlich blöde. Die hatten nur Interesse daran, dass sie befördert wurden, wenn sie soundso viele geschnappt hatten. Aber im Grunde genommen war das für die eine bürokratische Angelegenheit. Günther Rogoff ist dann in der Nacht aus meiner Wohnung weggegangen. Er hatte hier noch einen Zufluchtsort, den er aber nicht mehr für sicher gehalten hatte. Er hat eine abenteuerliche Flucht mit dem Fahrrad bewerkstelligt, die dauerte Tage und Wochen. Schliesslich hat er mit Militärpapieren, die er sich besorgte, die Grenze überschritten und war in Sicherheit.

Ins Rollen gekommen war unsere Verhaftung durch eine anonyme Karte. Ein Weib aus der Passauer Strasse 38 schrieb an die Gestapo, in ihrem Haus sei noch eine Jüdin, die müsse abgeholt werden. Ich habe die Karte nach 1945 in den Akten gesehen. Danach wurde zuerst die Jüdin verhaftet. Die hatte eine Beziehung zu einem Polizeiwachtmeister angeknüpft, der ihr ein Visum besorgen sollte. Sie vermutete nun leider, er hätte sie getäuscht, und hat ihn angegeben. So ging das immer weiter, und schliesslich kam die Reihe auch an einen, der hatte von unserem Freund Perle den Ausweis bekommen und ihn dann genannt. Jemand hat auch noch die Gegend verraten, wo er sich aufhielt. Dann haben sie da so lange gesucht, bis sie ihn gefunden und festgenommen haben. Es sind noch viele andere mit hineingerissen worden. Wir hatten eine lange Liste von Angeklagten. Mir persönlich ist eigentlich nichts so Schlimmes widerfahren, ausser, dass mich ständige Angst um die anderen, vor allem um Perle, quälte.

Zwanzig Monate in Haft

Zuerst war ich in der Grossen Hamburger Strasse. Die Gestapo hatte mir gesagt, wenn sie Perle gefunden hätten, würden sie mich freilassen. Sie konnten mir zunächst nichts beweisen. Ernst hatte wieder Schuld, dass es anders kam. Er hatte bei seiner Verhaftung Adressen und Notizen bei sich, die ihm



Die anonyme Denunziation an die Gestapo. Laut Gestapo-Akte, Blatt 186, Bericht vom 12. Oktober 1942, wurden in dieser Angelegenheit insgesamt 50 Personen verhaftet. Davon wurden 11 Personen in Strafverfahren vor dem Sondergericht zu Freiheitsstrafen verurteilt (eine Frau starb an den Folgen der Untersuchungshaft, eine andere erlitt schwere Gesundheitsschäden), ein Polizeibeamter wurde ins Strafbataillon gesteckt, von den restlichen 38 vorwiegend jüdischen Menschen gelang einem noch die Flucht aus dem KZ. Die anderen sind mit Sicherheit umgekommen.

abgenommen wurden. Dadurch wurde Melanie Steinmetz mit reingezogen, die stets zu jeder Hilfe für die Verfolgten bereit war. Er gab zu, ihr Lebensmittelkarten zur Weitergabe gegeben zu haben. Sie wurde vom Scherl-Haus, ihrer Arbeitsstelle, abgeholt. Ich sehe sie noch in der Hitze dastehn, in ihrem reizenden Organza-Kleid, als wir uns in der Grossen Hamburger trafen. Mich wollten sie gerade an dem Tag entlassen.

Ernst hatte ihr auf dem Flur zugeflüstert: «Vier Sätze Lebensmittelkarten an Jacobs.» Vielleicht glaubte er, dass sie dadurch entlastet würde, während ich ohnehin schon in der Sache drinsteckte. Aber ich weiss nicht, ob er sich überhaupt etwas gedacht hat. Soviel ich mich erinnere, hatte ich mit diesen vier

Sätzen, die er in seinem Notizbuch aufgeschrieben hatte, überhaupt nichts zu tun. Melanie verliess sich begreiflicherweise auf sein Wort und sagte, sie habe mir die Karten gegeben. Ich war richtig böse, denn ich konnte nicht verstehen, warum sie keine bessere Ausrede gebrauchte, die niemanden namentlich belastete. Sie wiederum verstand meine Enttäuschung nicht, denn sie musste annehmen, dass es so zwischen uns verabredet worden sei. Es war höchst seltsam und eigentlich eine unnötige Belastung für uns beide.

Aber nun waren wir alle beide drin, und der Dobberke, der Lagerleiter, schrie mich an: «Jetzt muss ich doch mal andere Seiten aufziehen!»

Der hat mich in mein Zimmer zurückgeschickt. Ich habe eine Weile nachgedacht, dann habe ich an die Tür geklopft: «Ich will jetzt aussagen.» Inzwischen hatte ich mir eine Geschichte überlegt: Die Lebensmittelkarten stammten von kinderreichen Familien, die damit Geld machen wollten. Ich habe als Zwischenfigur den Namen einer Familie genannt, die schon deportiert war. Die hätte mich mit einem Herrn Schröder zusammengebracht, der Lebensmittelkarten brauchte, den hätte ich am Bahnhof Friedrichstrasse getroffen und ihm die Lebensmittelkarten gegeben, und das wäre alles. Dann habe ich bloss noch Angst gehabt, ob ich das behielte, was ich erzählt hatte.

Ich wurde nicht entlassen, kam von der Grossen Hamburger Strasse weg in die Bessemerstrasse in Tempelhof. Das war ein grauenhaftes Barackenlager für Frauen. Zum Glück blieb ich dort nur ganz kurz. In dieser trostlosen Atmosphäre waren sehr viele polnische Frauen, die in ihrer Heimat von der Strasse weg verhaftet worden waren, auch viele schwangere Frauen. Wieso sie dort waren, weiss ich nicht. Merkwürdigerweise war ich ganz obenauf in der Zeit, wenigstens scheinbar. Ich hatte mir das so überlegt: Was man mir nachweisen kann, ist nicht so schlimm, dafür werde ich Gefängnis kriegen. Das ist zwar bedauerlich, vor allem deshalb, weil ich nichts mehr für andere machen kann. Aber ich muss und kann das durchstehen. Ich bekam gleich etwas zu essen, das nahm ich gar nicht, überliess es den anderen. Die haben mir nachher gesagt, es wäre so merkwürdig gewesen, wie ich da reingekommen bin, als wenn das alles nur ein kleiner Ausflug für mich war.

Eine Unterbrechung

Wenige Tage nach meiner Ankunft ist dieses Lager von dem ersten Phosphorbombenangriff getroffen worden. Es brach eine Panik aus, weil man dachte, die Bretterschläge würden gleich brennen. Für die vielen Inhaftierten gab es nur wenig Bewachungspersonal. Die waren aber dafür mit Hunden ausgerüstet. Die Baracken- und Verschlagtüren wurden schnell aufgemacht und die Frauen in die Splittergräben gescheucht. Die Schwangeren sind in ihrer Angst über die Wasserkübel gestolpert und hingefallen. Es war ein grosses Durcheinander. Ich habe die anderen alle laufen lassen und mich ganz ruhig beiseite gehalten. Nicht weit von mir stand ein dicker Wachtmeister. Ob das der ist, von dem mir meine Zellengenossinnen erzählt hatten, dachte ich bei mir. Da sollte doch ein Wachtmeister mit einer attraktiven Blondin aus der Nachbarzelle durch die Gitterfenster Kontakt aufgenommen haben. Ob der mich laufen lässt, fragte ich mich. Ich werde einfach abwarten, was der tut. Der brennende Phosphor auf dem Boden war ein erregender Anblick. Plötzlich sagte dieser Wachtmeister zu mir: «Na sehen Sie doch mal zu, dass Sie hier ein bisschen löschen können.» Löschvorrichtungen standen genug herum. Er kümmerte sich nicht weiter um mich, lief aus dem Gebäude hinaus in einen Luftschutzbunker in der Nähe. Ich folgte seinem Beispiel. Als der Angriff vorüber war, bin ich natürlich nicht wieder zurück ins Lager gegangen. Ich wollte den Tag benutzen, um in Freiheit einiges zu erledigen. *Dachten Sie auch an Flucht? Oder daran, siehst unterzutauchen?*

Nein, das wollte ich nicht. Ich hatte es doch erlebt, für Menschen in der grössten Todesgefahr fand ich keine Quartiere. Sollte ich nun für mich suchen? Meine Situation war nicht so bedroht. Ich hatte nur eine Gefängnisstrafe zu erwarten. Dann hatte ich eine sehr liebe Verwandte, die alles für mich tat. Die wäre vor Angst um mich gestorben, wenn ich mich hätte irgendwo verstecken müssen.

Ich ging zuerst zu Eva Bildt, die in Tempelhof wohnte, und bat sie um etwas Geld, damit ich telefonieren konnte. Dann habe ich die Bank angerufen, über die ich laufend Geld für Hilfszwecke bekam, und veranlasst, dass die Zahlung gestoppt wurde. Am Bayerischen Platz wollte ich jemanden treffen,

der in der Nähe versteckt war. Wir hatten uns vorsichtshalber nie die Adressen gegeben. Ich bin überall in der Gegend umhergelaufen. Man musste sowieso alles zu Fuss erledigen an dem Morgen nach dem Fliegerangriff. Ich dachte: In zehn Minuten bin ich jetzt wieder an dieser Stelle, und dann soll der da stehen, und *er stand wirklich da!* Ich konnte ihn warnen, dass er sich von meiner Wohnung fernhalten sollte.

Das war irgendwie ein erfüllter Tag. Dann sagte ich in der Firma, für die ich Patent- und Warenzeichen bearbeitete, sie sollten bei der Gestapo nach mir fragen und ihre Unterlagen anfordern, die noch in meiner Wohnung waren.

Ich suchte noch Pfarrer Jannasch auf, um ihn kurz zu informieren. Vor allem sollte er eine Dahlemer Dame warnen, auf die sich ein Zettel bezog, der nach meiner Verhaftung durch meinen Briefschlitz geworfen worden war. Die Gestapo hatte mich dazu gefragt, aber ich konnte ausweichend antworten, weil die Adresse an sich harmlos war und die Untergetauchte nicht genannt war.

Schliesslich habe ich angerufen in der Grossen Hamburger Strasse und dem Dobberke gesagt: «Ich bin durch den Brand in der Bessemerstrasse herausgekommen, ich möchte in meine Wohnung gehen, um mich umzuziehen. Machen Sie mir bitte meine Wohnung auf!»

Er hat wirklich zwei Leute geschickt. Ich habe ein Bad genommen und mich umgezogen, habe mir feste Schuhe angezogen, ich wusste ja nicht, was man mit mir noch machen würde. Meine Tante war dabei. Die habe ich durch meine scheinbare Gelassenheit etwas beruhigt. Sie war ein gütiger Mensch, zu *jeder* Hilfe bereit. Aber dies war fast zuviel für sie. Später sagte sie, sie wäre doch stolz auf mich gewesen. Die Leute im Haus guckten alle etwas töricht, das berührte mich gar nicht. Ich hatte mir fest vorgenommen, so zu handeln. Und das war nicht etwa heldisch, das war vernünftig. Sie brachten mich wieder in die Grosse Hamburger zurück. Da habe ich Perle wiedergesehen. Bei Fliegeralarm durften wir in so einen langen Gang, wo wir zusammenstanden. Das war aber nur für wenige Tage. Ich war in den Gefängnissen Lehrter Strasse und Alexanderplatz, danach in der Untersuchungshaftanstalt Moabit, dann fing der Prozess an.

Der Adoptivvater des Klaus Ascher spielte noch eine gewisse Rolle in meinem Fall. Ausgerechnet er wurde beauftragt, in

meiner Wohnung nach belastendem Material zu suchen. Jemand hatte mir noch einen Ausweis durchgesteckt, den wir ausbessern sollten. Den hat er abgeliefert und dann noch Briefe von Klaus, die er in meinem Schreibtisch gefunden hatte. Die waren nun ganz harmlos. Unter vier Augen hat er später versucht, mir zu erklären, dass er damit nur seine Eltern und seine Familie retten wollte.

Ich musste dadurch einiges zugeben. Ihm hat das aber auch nichts genützt, denn die wurden später doch alle umgebracht. Das war eigentlich klar. Die Ordner mussten bis zuletzt mitmachen, dann sind sie auch deportiert worden. Im Januar 1944 wurde ich zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. *Wofür sind Sie eigentlich bestraft worden ? Von wem erging das Urteil? Was genau hat man Ihnen vorgeworfen?*

Durch Urteil des Sondergerichts III beim Landgericht Berlin vom 11. Januar 1944 wegen zweier Fälle, die durch meine Verhaftung aufgedeckt wurden: a) wegen Verbrechens gegen Paragraph 1, Absatz 2, der Kriegswirtschaftsverordnung - das waren die Sätze Lebensmittelkarten, die ich angeblich weitergegeben hatte; b) wegen Beihilfe zur versuchten Urkundenfälschung - das war der durch meinen Briefschlitz gesteckte Ausweis. Nur die durch meine Verhaftung unterbrochenen Handlungen ergaben die Anklage. Die zahlreichen anderen Fälle, in denen wir wirklich helfen konnten, wurden nicht aufgedeckt.

Nach der Beseitigung des NS-Regimes wurde das gegen mich ergangene Urteil von der Zweiten Grossen Strafkammer beim Landgericht Berlin durch Beschluss vom 1. Juli 1946 mit folgender Begründung aufgehoben: «Es ist gerichtsbekannt, dass Juden, die sich der Zwangsevakuierung nicht rechtzeitig durch die Flucht entziehen konnten, in den Konzentrationslagern von der Gestapo und der SS in den Tod getrieben wurden. Die Angeklagte hat die Tat begangen, um diesen politisch und rassistisch Verfolgten Hilfe zu leisten und sie mit den notwendigen Lebensmitteln und Ausweisen zu versorgen. Sie hat die Hilfe aufgrund ihrer religiösen Überzeugung uneigennützig geleistet und dafür keinerlei wirtschaftliche Vorteile gefordert oder erhalten. Danach hat die Angeklagte in Notwehr gehandelt. Dieser Rechtfertigungsgrund der Angeklagten ist in dem Urteil aus politischen und rassistischen Gründen nicht gewürdigt worden. Die Verurteilung war

daher aufzuheben.» Damit ist also auch gerichtlich festgestellt, dass unsere Handlungen rechtens waren – was für Eingeweihte niemals zweifelhaft gewesen ist. Ich legte keinen Wert darauf, dass das Urteil aufgehoben wurde. Ein Rechtsanwalt hat es von sich aus in Gang gebracht, weil er meinte, man solle die Sache auch formal in Ordnung bringen.

Nach der Verurteilung hatte ich grosses Glück, weil ich in das Gerichtsgefängnis Charlottenburg in der Kantstrasse kam; das galt als das bessere von der Untersuchungshaftanstalt Moabit. Die Leiterin war Anne Weider, eine christliche Frau. Ich kannte sie über eine Freundin, hatte sie vorher einmal aufgesucht und sie gebeten, uns gelegentlich bei der Sache mit den Ausweisen zu helfen. Das hatte sie abgelehnt. Wir waren nun nicht gerade gut aufeinander zu sprechen. Ihr Vorgesetzter, ein gewisser Oberregierungsrat Struwe, hat mich geschützt. Er war sehr anständig zu mir. Bei den Akten lag ein Ersuchen auf Transport. Ich sollte ins Zuchthaus Cottbus, war als «gestrauchelt» eingestuft. Da hat er immer ein ärztliches Zeugnis ausstellen lassen wegen meiner Pickel im Gesicht. Ich hätte eine Hautkrankheit und wäre nicht transportfähig. Das hat er von sich aus gemacht.

Auch mit der Arbeit sah es hier günstig aus. In Untersuchungshaft hatte ich verschiedene Tätigkeiten. Zuerst musste ich Glimmer spalten. Ich habe das teure Material zum grossen Teil verdorben. Nicht einmal mit Absicht. Ich konnte das einfach nicht, weil in meinem Bewusstsein stand: Das ist für Kriegszwecke. Ich musste Postkarten austauschen, habe ich wohl auch nicht zur Zufriedenheit gemacht, denn ich kam in die Zelle für die Dummsten, die mussten Erbsen auslesen. Schliesslich habe ich in Massen wollene Strümpfe für Soldaten gestopft, erreichte aber nie das Soll. Eine Weile habe ich mich dann gerettet, indem ich mich mit den Unterlagen der chemischen Firma beschäftigte, die man mir zur Bearbeitung ins Gefängnis geschickt hatte. Ich tat nun so, als hätte ich eine Riesenarbeit zu leisten, und habe ziemlich lange damit zugebracht. Als Strafgefangene hat mich die Oberin schliesslich ins Büro genommen. Da stand gerade eine Prüfung der Wirtschaftsbücher bevor, und die hatten das alles so verschlampt, dass nichts stimmte. Ich habe die Bücher tagelang umgeschrieben, zum ersten Mal verlief die Kontrolle ohne Beanstandung.

Die Auflösung des Gefängnisses

Die Drohung, dass ich nach der Strafhaft auch ins KZ kommen könnte, stand immer über mir. Davor hatte ich Angst. Aber ich dachte, meine zweieinhalb Jahre würden reichen bis zum Ende, das abzusehen war. Es war nun schon April 1945. Hitler lebte noch. Zum Kriegsende hin sollten die Untersuchungsgefängnisse geräumt werden. Struwe hatte Häftlingslisten aufstellen lassen. Die Oberin hatte Blanko-Entlassungsscheine unterschrieben. Ich hatte die Aufgabe, nach Struwes telefonischen Anweisungen die Leute auf der Liste I zu entlassen. Das waren die leichten Fälle. Die Beamtinnen traten ihren Dienst im Gefängnis schon nicht mehr an, weil sie wegen der ständigen Luftangriffe nicht durchkamen. Die Oberin hatte sich selbst vom Dienst suspendiert.

Vorher, wenn Struwe gekommen war und ich Rapport machen musste, habe ich immer gesagt: «Und dann haben wir noch eine Zuchthausgefangene.» Das war ich. Er immer: «Über die habe ich keine Macht.» Zuletzt hat er sich diese Macht verschafft, zu meinen Gunsten. Ich gehörte zu dem sogenannten Luftschutztrupp im Gefängnis. Wir waren in einem grossen Raum zusammen, das war ein Vorteil, weil wir nicht mehr in der Zelle bleiben mussten. Als einmal Alarm war, bin ich ohnmächtig geworden bei dem Gedanken, jetzt geht meine kranke Tante durch die Strassen, um mich zu besuchen und mir etwas zu bringen.

Ich war zusammen mit Philippa von Bredow. Sie ist ein aussergewöhnlicher Mensch, hat sich viel herausgenommen. Das hat man ihr auch durchgehen lassen, weil sie sich vielleicht sichern wollten für später. Sie war in Sippenhaft im Zusammenhang mit dem 20. Juli. Sie sorgte dafür, dass dem Struwe gemeldet wurde, wie bedrückt ich war. Da hat er sich mit dem Staatsanwalt in Verbindung gesetzt, mich dann mit der Oberin zu ihm nach Moabit kommen lassen. Ich sollte ein Gnadengesuch machen, damit ich aus der Haft beurlaubt würde, um meine kranke Tante zu pflegen. Und es sei schon bewilligt, unter der Bedingung, dass ich meine Arbeit im Gefängnis weitermache.

In meiner Wohnung war alles kaputt. Kein Gas. Zu essen hatte ich nichts. Da hatte ich es im Gefängnis besser. Ich habe mir eine Zelle genommen und dort gewohnt. Ich meinte, dass

ich auch etwas für einige Gefangene tun konnte. Aber ich habe mich tatsächlich in eine zweideutige Situation gebracht, denn die Gefangenen wussten sicher nicht, was sie aus mir machen sollten. Es waren ein paar Gestapohaftgefangene da. Mit denen habe ich gesprochen: «Soll ich etwas für Sie erledigen? Soll ich jemandem etwas bestellen?» Ich habe denen natürlich geholfen. Die standen auf der dritten Liste, sollten gar nicht entlassen werden.

Jetzt kamen die Russen immer näher. Struwe gab telefonisch eine Warnung: «Die Lage spitzt sich zu. Schliessen Sie die Zellen ab, und gehen Sie nach Hause!» Das wäre eine unglaubliche Anordnung. Die Wachtmeisterin Opitz hatte gerade Dienst. Sie warf ihre Schlüssel hin und ging fort. Zu mir sagte er: «Sie tun, was Sie für richtig halten.» Ich nahm nun die Schlüssel an mich und redete auf den ersten Hauptwachtmeister ein: «Das können Sie doch nicht machen, das wäre ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Sie können doch nicht die Zellen zuschliessen und Weggehen.» Er war ein treuer Beamter und durch und durch anständig. Zögernd willigte er ein, alle zu entlassen. Nur wollte er vorher noch pünktlich die Reservate auszahlen und das bisschen Geld, das die Häftlinge für ihre Arbeit zu kriegen hatten. Zu Frau Sternsdorf, das war die Küchenaufseherin, eine goldige Frau, sagte ich: «Wir geben jetzt jeder Gefangenen reichlich Proviant und einen richtigen Entlassungsschein, dann können sie sich bei der Kartenstelle anmelden und sind nicht in Gefahr.»

Kaum hatten wir alle entlassen, klingelte es an der Pforte, ein paar abgerissene deutsche Soldaten standen da und baten um Asyl. «Natürlich lassen wir die rein», sagte ich. Wir gaben ihnen eine grosse Zelle. Dann bin ich in der Gegend umhergelaufen und habe Zivilkleidung für sie gesammelt. Das hätte schlecht ausgehen können.

Als wir erfuhren, dass Hitler sich getötet hatte, sind wir in einer kleinen Gruppe aus dem Gefängnis aufgebrochen. Am Kurfürstendamm trafen wir auf einen langen Zug von Zivilpersonen unter russischer Bewachung. Um nicht dahineinzugeraten, gingen wir wieder zurück. Am nächsten Tag machte sich jeder allein auf den Weg. Das Haus meiner Tante brannte. Ich habe sie dann aber schnell gefunden. Wir waren froh, wieder zusammen zu sein.

Die Zeit, die dann folgte, war schwer. Ich begann Jura zu

studieren, um später als Rechtsanwalt speziell im Gewerblichen Rechtsschutz zu arbeiten. Aus wirtschaftlichen Gründen musste ich das Studium bald wieder abbrechen.

Zwei Dinge waren jetzt wichtig. *Erstens*: Das besondere Unrecht, das an den Juden verübt worden war, musste durch Gesetze und entsprechende Taten wiedergutmacht werden. *Zweitens*: Aus der christlichen Welt sollte der anti-jüdische Komplex, der seine Wurzeln schon im Anfang der Kirchengeschichte hat, herausgebracht werden. Man könnte das heute auf die Formel bringen, dass wir Jesus wieder als Juden verstehen.

In den Gesprächen mit dem Jungen, dem Klaus Ascher, hatte er sich gewundert, wenn er von seinem Religionsunterricht erzählte, dass ich das alles kannte. Am Anfang unserer Bekanntschaft sagte er zu seiner Mutter: «Wieso hasst sie uns denn nicht? Sie ist doch Christin.» Das war für ihn normal, dass die Christen ihn hassten. Dass ich ihn aber schützte und versuchte, mit ihm über biblische Dinge zu reden, von denen er eine ganze Menge Kenntnisse hatte, verwunderte ihn sehr. Dann wollte er etwas von Jesus wissen. Da gab ich ihm für Kinder bestimmte Geschichten über Jesus, wie er sich zu den Armen und Bedrückten verhalten hat. Klaus sollte mir schreiben, was er davon hielt. Wirklich bewegend hat er geschrieben, einen Satz, den ich heute noch als richtig ansehe: *In meinen Augen, schreibt er, war Jesus ein guter Jude.*

Wie haben sich nun die beiden von Ihnen hervorgehobenen Aufgaben in den seither verstrichenen Jahrzehnten nach Ihrer Ansicht gelöst oder entwickelt?

Die erste ist praktisch abgeschlossen. Unser Staat hat die Wiedergutmachung dieses besonderen Unrechtskomplexes im Rahmen des Möglichen grundsätzlich bejaht, eine gesetzliche Verpflichtung aber nur zögernd und nur sehr eingeschränkt anerkannt. Über Jahrzehnte wurde durch komplizierte Gesetze der Umfang abgegrenzt und beschränkt. Obwohl Beträchtliches geleistet wurde, ging der eigentliche Wiedergutmachungswille verloren. Fiskalisches Denken ging vor Sachverstand. Wegen meines Einsatzes für die Verfolgten galt ich beispielsweise als voreingenommen. Hier aus freiem Herzen umfassend und verständnisvoll zu handeln, hätte uns zu einem klaren Rechtsbewusstsein verhelfen können, das wir zum Wiederaufbau unseres demokratischen Rechtsstaates so

dringend brauchten. Die besten Kräfte hätten dafür eingesetzt werden müssen. Leider überliess man die grosse Aufgabe subalternen Kräften, die ihren Sinn überhaupt nicht verstanden. Fehlentscheidungen führten zu Verbitterung und riefen zahlreiche Prozesse hervor, die bei sorgfältiger Bearbeitung vermieden worden wären. Das eigentliche Ziel wurde verfehlt.

Die andere Sache, die theologische Neubesinnung, ist längst nicht abgeschlossen. Sie hat gerade erst begonnen, aus ihr *kann* noch etwas werden. Nach einer langen Periode sprachlosen Erschreckens begannen an vielen Orten Laien und Theologen sich darum zu kümmern, dass die Jünger Jesu, das heisst die Kirchen, diesen Jesus in einen so unheilvollen Gegensatz zu dem Juden Jesus gebracht haben. Hier liegt noch eine ökumenische Aufgabe für Generationen. Unter ökumenisch verstehe ich gemeinsame Besinnung von Juden, Katholiken und Protestanten. Daran beteilige ich mich nach meinen Kräften.

Ich habe Ihnen anfangs erzählt von der Familie des Patentanwalts, da war gar nichts Religiöses im Spiel, das waren *meine Mitmenschen*, für die ich mich bedingungslos einsetzen musste, ob ich wollte oder nicht. Das möchte ich jungen Menschen heute weitergeben, dass sie das Gefühl dafür bekommen, wie man *seine eigene Welt* aufbaut und gern hat. Das ist das Natürlichste für jeden Menschen.

Wenn ich an die schlimme Zeit zurückdenke, suche ich nach einem befreienden Wort. Ich finde es darin, dass wir trotz allem *danken* können. Weil wir in einer zwar kleinen menschlichen Gemeinschaft dennoch den Triumph des Bösen nicht gelten liessen. In Not und äusserster Verzweiflung entstand zwischen uns Vertrauen, das sich bewährt bis heute. Darin liegt ein menschliches Zeugnis, das über uns hinausweist.

Günther Rogoff hörte durch Helene Jacobs von meinem Vorhaben. Sofort schickte er mir ein Tonband mit folgendem *Zeugnis der Dankbarkeit*:

In den vierziger Jahren lernte ich einen ungewöhnlichen Mann kennen, als er einen Grafiker suchte, der die von ihm bei hilfreichen Menschen gesammelten «arischen» Ausweise durch Auswechseln der Fotos und Nachzeichnen des Stempels in Dokumente umwandeln könnte, mit denen sich «unter-

getauchte* Juden bei Strassenkontrollen legitimieren konnten. Er fragte mich, ob ich das machen wollte. Ich sagte zu und konnte auf diese Weise etwa ein Jahr lang in zahlreichen Fällen helfen. Im Rahmen dieser Beschäftigung lernte ich H.J. kennen. Sie brachte mir von Zeit zu Zeit Ausweise und Fotos, die ich dann modifizierte. Dass ich eines Tages steckbrieflich gesucht wurde, verdanke ich einer Nachlässigkeit von mir. Ende 1942 verlor ich meine Briefftasche in der Strassenbahn. Dummerweise wurde sie auf dem Polizeirevier abgegeben, und ein Schupo, der in deutscher Korrektheit meine Papiere an die auf dem Ausweis ersichtliche Adresse zurückgeben wollte, stellte erstaunt fest, wie fingiert alle Angaben waren. Darauf wurde ich steckbrieflich gesucht. Das Foto in diesem Ausweis war neuesten Datums. Ich war also in grösster Gefahr. In dieser Situation jemanden zu bitten, mich bei sich aufzunehmen, war eine unzumutbare Forderung. Helene Jacobs schlug von sich aus vor, mir bei sich Unterschlupf zu gewähren. Das war damals eine gewaltige Tat. Als Arierin einen jungen jüdischen Mann zu beherbergen, waran sich schon strafbar. Wenn der junge Mann aber schon steckbrieflich gesucht wurde, war die Sache noch wesentlich gefährlicher. Aber nicht genug, dass sie mich bei sich aufnahm, sie förderte noch meine Hilfstätigkeit, indem sie Ausweise, die andere zur Verfügung gestellt hatten, und die persönlichen Bilder von Bedürftigen entgegennahm und die fertigen Ausweise ihnen übermittelte. Sie war sich der Gefahr, die sie einging, zu jeder Stunde bewusst. Sie tat es nicht für irgendeine Belohnung, sondern aus reiner Menschlichkeit. Vielleicht sogar aus einem achtenswerten Patriotismus, nämlich um zu zeigen, dass es auch noch deutsche Menschen gibt, die in erster Linie Mensch sind und ihre Menschlichkeit nie vergessen haben. Sie hat Christentum nicht gepredigt, sondern praktiziert. In keiner Sekunde hat sie gezögert, ihr Leben voll einzusetzen. Dabei war sie nie leichtsinnig, sondern immer überlegt. Nicht aus Angst, sondern in dem Bestreben, ihre wertvolle Hilfskraft nicht in Gefahr zu bringen, weil sonst für Juden, die sich in tödlicher Gefahr befanden, eine unersetzliche Hilfsquelle versiegen würde.

Dabei wusste sie auch die Glaubwürdigkeit ihrer Person in die Waagschale zu legen, auch gegenüber NS-Behörden. Z.B. erzählte sie mir folgendes Gespräch bei der Gestapo, als es um

Hilfspakete nach Lublin ging. Der Beamte: «Nun hören Sie mal zu. Sind Sie eigentlich ganz von allen guten Geistern verlassen? Als deutsche Frau schicken Sie den Juden Pakete! Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?» Sie liess sich nicht einschüchtern, fragte zurück: «Nun möchte ich Sie etwas fragen. Sie sind ein deutscher Mann, ich bin eine deutsche Frau. Jetzt überlegen Sie doch mal mit, was habe ich da getan? Da sind in Polen Menschen, die Hunger haben, und ich habe den hungernden Menschen etwas zu essen geschickt. Finden Sie das etwas Verwerfliches?» Darauf der Beamte: «Ja, vom menschlichen Standpunkt kann ich das schon verstehen, aber nicht vom nationalsozialistischen.» Worauf sie fragte: «Ja, nun machen Sie also einen Unterschied zwischen dem menschlichen und dem nationalsozialistischen Standpunkt?» Das war typisch für Helene. Sie wusste, wie weit sie gehen konnte, aber sie ging so weit, wie sie es für möglich hielt.

Aus den Gestapoprotokollen, die ich später lesen konnte, geht hervor, dass durch ihre Aussage kein Name und keine Adresse preisgegeben wurden. Bekannt war, dass sie Kontakt mit mir hatte, und die Gestapo war hoch interessiert, festzustellen, wo Rogoff sich befand. Notfalls gab sie sich den Anschein, die Fragen beantworten zu wollen. Jedoch konnten jene mit dem, was sie sagte, nie etwas anfangen, weil sie sie ganz raffiniert auf eine falsche Fährte lenkte.

Die Gedenkstätte in Jerusalem, Yad Vashem, hat ihre Tätigkeit nicht vergessen. Dort wurde sie geehrt. Viele Juden verdanken ihr ihr Leben. Vielen Menschen hat sie geholfen. Vielen hat sie durch ihr Beispiel Kraft gegeben, und einen Menschen hat sie in höchster Todesnot bei sich aufgenommen und ihm das Leben gerettet. Dieser Mensch bin ich, und dafür werde ich Helene Jacobs mein Leben lang dankbar sein.

Erinnerungen aus dem Gefängnis: *Katja*

Katja hat ihre Geschichte selbst verfasst. Sie möchte anonym bleiben. Sie ist der Meinung, dass ihr Werdegang stellvertretend für viele gelten kann, die unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen sind, und dass der Anteil, den die Arbeiterbewegung an der Bewusstseinsbildung der Menschen hat, besonders auch der Frauen, an ihrem Lebensschicksal deutlich wird.

Meine Jugend

Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie. Mein Vater, gebürtiger Ostpreusse, Transportarbeiter, musste im Jahre 1907, der Not gehorchend, seine Heimat verlassen, da ich als zweites Kind unterwegs war und sein Lohn nicht ausreichte, um eine grössere Familie zu ernähren. So machte ich schon im Mutterleib eine weite Reise. Per «Bummelzug» vierter Klasse, auf einem grossen Reisekorb sitzend, kamen meine Eltern mit meiner dreijährigen Schwester nach Berlin-Rixdorf, heute Neukölln. Eine Einzimmerwohnung im Hinterhaus einer alten Mietskaserne war bald gefunden. Vater ging zunächst auf den Bau nach auswärts arbeiten, war nur am Wochenende zu Hause. Dann kam ich zur Welt und vier Jahre später mein Bruder. Die einzige Stube diente als Schlafraum für die ganze Familie. Schularbeiten wurden abends in der Küche bei einer Petroleumlampe gemacht. Später, als Vater Transportarbeiter bei der Müllabfuhr war, hörte ich zum ersten Mal Worte wie *Streik* und *Lohnkampf*. Vater gehörte zu den aufgeklärten, klassenbewussten Arbeitern und wurde bald Betriebsrat. Meine Eltern legten Wert darauf, dass wir gut lernten. Vater liess es sich nicht nehmen, abends nach Feierabend, wenn er sich gewaschen und gestärkt hatte, unsere Schularbeiten zu kontrollieren. Vom zweiten Schuljahr an befreite er mich

vom Religionsunterricht, und als im Jahre 1920 die ersten weltlichen Schulen ihre Tore öffneten, besuchte ich die Rütli-Schule in Neukölln.

Im Ersten Weltkrieg war Vater vom ersten Mobilmachungstag an eingezogen und kam kurz vor Kriegsende in englische Gefangenschaft, aus der er erst 1919 zurückkehrte. Inzwischen war die Novemberrevolution von 1918 vor sich gegangen. Mutter hatte den *Vorwärts* aufgehoben, damit er sich über die Vorgänge orientieren konnte.

Mein Vater, selbst ein guter Turner, sorgte dafür, dass ich, die durch die Englische Krankheit zurückgeblieben war, in den Turnverein *Freie Turnerschaft – Neukölln – Britz* eintrat. Später in der Jugendbewegung gehörten Wandern, Schwimmen sowie Gymnastik zu den Dingen, die mit zu meiner gesundheitlichen Kräftigung beitrugen. Es war gleichzeitig eine Befreiung aus häuslicher Enge. Ich lernte die positive Wirkung des Kollektivs kennen.

Meine Mutter war im Ersten Weltkrieg gezwungen, Geld zu verdienen. Sie nähte Untertailen, zuerst weisse, dann schwarze, später Sandsäcke und Zeltbahnen für die Front. Der Lohn reichte nicht aus. Wir waren drei Kinder, die ernährt werden wollten. Also ging sie abends als Garderobiere ins Metropoltheater. Tagsüber sang sie an der Nähmaschine die Operettenmelodien und erzählte uns vom Theater. Wenn sie uns abends um acht Uhr allein liess, spielten auch wir Theater. Als Kostüme dienten uns Nachthemden meiner Mutter. Der Brennschere fiel eine grosse Rolle zu. Ich war meistens die Versuchsperson, denn ich hatte langes, üppiges Haar. An mir wurden die schönsten Frisuren ausprobiert. Kein Wunder, dass es abends, wenn Mutter nach Hause kam, verdächtig nach verbrannten Haaren roch. Aber solange wir eifrig spielten, konnten wir keinen anderen Unfug treiben. Es ging immer gut.

Wir wuchsen heran. Meine Schwester war bereits in der Arbeiterjugendbewegung. Ich wollte es ihr nachtun, aber Mutter bestand darauf, dass ich zuerst meinen Abschluss an der Privat-Handelsschule machte. Ich tat es mit gutem Erfolg. Das Schulgeld für meine Schwester und mich hatte sie schwer erarbeitet. Später hat sie auch noch für die Berufsausbildung meines Bruders gehungert.

Gerne hätte ich studiert, denn ich hatte in der weltlichen

Schule erlebt, welche Freude es machte, sich Wissen anzueignen. Mein Wunschtraum sollte erst fünfundzwanzig Jahre später erfüllt werden.

Zunächst wurde ich, vierzehneinhalb Jahre alt, Stenotypistin. Nach anderthalb Jahren Tätigkeit in einem Damenkonfektionsgeschäft wechselte ich über zur Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahnbeamter und Anwärter in Berlin. Hier war ich dem Gewerkschaftssekretär Kurt Steffelbauer, einem ehemaligen Lehrer, unterstellt. Er förderte meine Entwicklung, indem er mich in den Stenographenverein *Stolze-Schrey* schickte, wo ich Debattenschrift erlernte, es bis zu dreihundert Silben pro Minute brachte und das Niveau einer Parlamentsstenographin erreichte. Ich verdanke Kurt Steffelbauer nicht nur mein berufliches Fortkommen, er brachte viel Verständnis auf für mich, die ich mit meinen sechzehn Jahren im Stil der Zeit in zünftiger Wandervogelkleidung im Büro erschien. Er sprach mit mir über die tägliche Zeitungslektüre, und ich erlebte, mit welchem Einsatz er sich der Nöte der kleinen Beamten annahm, die unter dem Druck des Personalabbaus standen. Als ich ihn zufällig nach meiner Haft im Jahre 1935 wiedertraf, arbeitete er als Lehrer. Erst Jahre nach dem Krieg erfuhr ich, dass er als Widerstandskämpfer von den Nazis 1942 hingerichtet worden war.

Widerstand und Gefangennahme

Beim Machtantritt Hitlers ist Katja fünfundzwanzig Jahre alt und seit Jahren aktiv in der Arbeiterbewegung tätig. Am 29.3.1933 kommt sie wie immer aus dem Büro. Sie hat es eilig, denn sie will zu einer Verabredung. Rasch zieht sie sich um. Da fällt ihr Blick auf den Stoss Flugblätter, die auf dem Tisch liegen. Als im Februar der Reichstag brannte, hatten die Nazis versucht, die Kommunisten als die Schuldigen darzustellen, und gleichzeitig die Zeitung der KPD *Die Rote Fahne* verboten. Um die Menschen über die wahren Täter, nämlich die Nazis selbst, aufzuklären, haben Genossen die illegalen Flugblätter hergestellt, und Katja will sie jetzt verteilen. Das ist eine Sache, die keinen Aufschub duldet. Sie läuft also schnell von Haus zu Haus, wird dabei beobachtet, denunziert. Jeder SA-Schnösel darf ja «Verdächtige» ohne Haft-

befehl abführen. So wird sie verhaftet. Anstatt bei ihrem Freund, landet sie auf dem nächsten Polizeirevier und dann auf dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Nach strengem Verhör wird sie zunächst nach Moabit ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Nach sieben Wochen findet endlich der Termin statt. Das Urteil lautet: achtzehn Monate Einzelhaft im Frauengefängnis Berlin, Barnimstrasse. Gleich nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis schreibt Katja nieder, was ihr die Kraft gab, die Haft zu ertragen, und welche Methoden des Überlebens dabei angewandt wurden.

Die Zelle

Plötzlich war das Unglaubliche geschehen. Mit ohrenbetäubendem Klirren schlugen die Tore des Kerkers hinter mir zu. Wie da der gesunde Atem stockte, wie die Grabesluft mir entgegenschlug, und wie ich auf dem langen dunklen Weg kein Ende sah! Wo war denn auf einmal die Sonne geblieben? Die Fenster in diesem Bau waren wohlweislich so angelegt, dass von keiner Seite ein Sonnenstrahl Eingang finden konnte. Was aber ist ein Mensch ohne Sonne?

Da werden kerngesunde, lebensbejahende junge Menschen, klug und voll Glauben an die Wahrheit, an diesen schrecklichen Ort gebracht, und sie sollen hier «bereuen», was sie angeblich «verbrochen» haben.

Und wie ertragen sie es? In ihnen brennt die Überzeugung, für eine gute Sache, für die Wahrheit zu leiden. Diese Überzeugung besiegt selbst den Tod, der täglich an sie herankriecht; sie besiegt den Wahnsinn, der in der riesigen Menschaufbewahrungs-Maschine auf Opfer lauert.

Nun geht es tagaus, tagein im gleichen Trott. Wenn die Türe hinter dir zugeschlagen wird, bist du allein mit den kahlen vier Wänden. Es ermüdet, keinen Ruhepunkt für den Blick zu finden. Immer wieder nur vier schmutziggraue Wände, ein Wandschränkchen mit Wasserglas, «Kaffee»-Topf, Blechnapf, Salzfass etc. Hier herrscht Ordnung wie bei Preussens. An der Schranktür hängt das Schild mit Namen, Nummer, Straftat und Entlassungsdatum. Wird dieser Tag jemals kommen?

Das Fenster im Moabiter Untersuchungsgefängnis besteht

zur unteren Hälfte aus Milchglas, während die obere Hälfte durchsichtig ist. Den Blick unterbrechen starre, altersgeschwärzte Eisenstäbe, auf denen gewöhnlich dicker Staub liegt. Steil an die Wand geklappt eine schwere Eisenpritsche mit Matratze, Keilkissen, Laken, zwei Pferddecken in blau-weiss-kariertem Bezug, übelriechend und feuchtkalt. Der Gedanke, sich mit dem warmen Körper da hineinlegen zu müssen, lässt einen schauern. Man glaubt, dass man zuletzt genauso farblos und trübe werden muss wie dieses Gewahrsam. Man setzt sich erst einmal. Aber wie hart ist doch der Klappschemel, der noch dazu so weit vom Tisch entfernt am Fussboden befestigt ist, dass man krumm sitzen muss, um sich aufstützen zu können. Das macht sehr müde. Liegen ist tagsüber streng verboten. So wandert man also zum Ausgleich zwei Schritte hin, zwei Schritte her – grösser ist dieses «Loch» nämlich nicht. Man möchte die Wände wegschieben, gibt auch das Laufen bald auf.

Zur Abwechslung wird mal die Türe geöffnet. Da lautet die Vorschrift: «Stramm stehen, nur antworten, wenn man gefragt wird!» Wenn die Tür zuklappt, ist man froh, wieder allein zu sein.

Aber nun dampft auf dem Tisch heisse «Lorke», auch etwas Brotähnliches liegt da, bestehend aus Kleie und Kartoffeln, ganz ohne Belag – «Karo einfach»! Schnell etwas Salz drauf! Ob die Wangen rot bleiben? Dann wieder eisige Stille, nicht friedliche Geruhsamkeit, nein – fressende Ungewissheit, bohrende Langeweile.

Ein nervtötender Rieselfelder-Geruch steigt plötzlich in die Nase. Er kommt vom «Lokus», der in der Ecke steht und nur von aussen gespült werden kann. -

Manchmal bekommt man ein Buch zu lesen. Obwohl der Inhalt kaum anregend und meistens religiös ist, vertieft man sich darin. So genau und präzise liest man wohl nirgends. Endlich wird es Abend, und man darf «zu Bett gehen». Hat man sich vor der feuchten, grabähnlichen Lagerstatt zuerst gefürchtet, ist man nun froh, die Glieder strecken zu können. Nicht lange währt es, so tun einem alle Knochen weh. Das Licht wird gelöscht. Nun ist man in der grauenvollen Hölle allein. Ich kenne hier noch niemanden, aber endlich tröstet mich das Bewusstsein, für eine gute Sache zu leiden, und das Gefühl, dass ausser mir auch andere leiden, und ich verfallende in einen langen, traum-

losen Schlaf. Langsam gewöhne ich mich an mein stummes Grab. Die Gedanken jagen einander – wertvolle und unsinnige, schreckhafte und zuversichtliche in stetem Wechsel, und ich lerne zu warten. Ich erlebe eine Zeit der Bewährung. Wenn morgens, bellend wie ein wütender Hund, die Glocke dich aus dem Schlummer schreckt, wenn die Riegel – viele hundert sind es – klirrend beiseite geschoben werden, dann geht ein Ruck durch die Glieder, du beginnst auf Kommando zu *funktionieren*-, Aufstehen, waschen mit dem kalten Wasser aus dem Steinkrug, dann den Fussboden reinigen – alles in einer halben Stunde. Wenn die Tür aufgeht, wird die Müllschippe abgegeben, dann klirrt der Futterwagen heran. Auf einem Spiess reicht man uns das Stück «Karo einfach». Diese Prozedur erinnert an die Fütterung der Raubtiere im Zoo. Eine halbe Stunde später müssen wir heraustreten zum Rundgang.

Rundgang

Die Hände auf dem Rücken, einen Meter Abstand voneinander, bei strengem Sprechverbot, so machen wir unseren täglichen «Spaziergang» immer im Kreis herum. Wir entwickeln die Fertigkeit zu reden, ohne die Lippen zu bewegen. Ständig werden wir beobachtet. Die Hauptwachtmeisterin – wir nennen sie unter uns «Fridericus Rex» – steht hochauferichtet vor uns. Man wird an eine Löwenbändigerin im Zirkus erinnert, grünschillernde Augen und aufreizende, Widerspruch weckende Bewegungen besitzt sie – eine Bestie in Menschengestalt!

Nun setzt sich die lange Reihe der Gefangenen in Bewegung – trab, trab, tritt, tritt, so schnurrt es über die Eisentreppen hinunter zum Hof. Vier lange Mauern, durchsetzt von vergitterten Luken, umwandern wir immer im Kreis.

Das Gesicht der Aufseherin kennen wir bald auswendig. Wir nennen sie die «Grabfigur». Regungslos steht sie, in ein dunkles Umschlagtuch gehüllt, an einer Ecke, aber mit den Augen eines Wachhundes registriert sie alles, um sofort loszuklaffen, falls etwas Verbotenes geschieht. Aber es passiert nichts. Das monotone Geräusch der Schritte wirkt einschläfernd.

Was allgemein interessiert, ist der Dampf, der aus der Küche kommt. Ob es wohl heute etwas einigermaßen Schmackhaftes gibt? Blutwurst mit Quetschkartoffeln und Sauerkohl oder Griess mit sauren Kirschen? Nein. Heute ist Montag, es gibt Kartoffelsuppe mit *gekochtem* Hering. Das ist das gemeinste Futter, was man sich denken kann.

Und dann ist man wieder *drin* und allein mit sich. Langsam tropfen die Minuten. Quälend legt sich auf alle Sinne die Gewissheit: 60 Minuten sind eine Stunde, ein Tag hat 24 solcher Stunden, und ein Jahr hat 365 solcher Tage.

Kontakte

In diese trüben Betrachtungen meiner Zelleneinsamkeit dringt plötzlich halblautes Sprechen aus den mir gegenüberliegenden Luken. Um besser hören zu können, klettere ich mit Hilfe des Tisches, der hier beweglich ist, aufs Fenster und rufe: «Lauter!» (Eine solche Handlungsweise wurde bei Entdeckung mit Dunkelarrest im Keller bei Wasser und Brot, nicht unter drei Tagen, bestraft.)

Es waren Schutzhäftlinge, die auf der gegenüberliegenden Hofseite ihre Zellen hatten. Sie durften sich Zeitungen und Lebensmittel für eigenes Geld halten. Uns Untersuchungsgefangenen war das versagt. Auch Kalfaktordienste auf den Fluren waren nur Kriminellen vorbehalten. Politische Gefangene standen im Rang noch unter ihnen.

Als die Schutzhäftlinge meine Stimme vernahmen, fragten sie nach meinem Namen, worauf von allen Seiten Grussworte an mein Ohr tönnten. Bekannte meldeten sich.

Nun fühlte ich mich plötzlich nicht mehr allein. Von nun an konnte ich jeden Tag, während ich regungslos am Fenster sass, klar und deutlich den Inhalt der Zeitung vernehmen, über den sich zwei Schutzhäftlinge von Luke zu Luke unterhielten. Ich wurde so über das Geschehen informiert, das sich während meiner Haft *draussen* abspielte. Das war *eine Möglichkeit*, die schädliche Isolierung zu durchbrechen. Es gab noch andere, über die ich später noch berichten werde.

Besuchstag

Sechs lange Wochen muss man warten, um eine Viertelstunde lang mit Angehörigen sprechen zu können. Fällt die Besuchszeit auf den Nachmittag, so verlebt man den Vormittag wie im siebten Himmel. Schon morgens lässt einen der gewohnte Anschauzer ganz kalt. Entsetzlich langsam kriecht die Zeit, das Herz klopft vor banger Erwartung, die Erregung gleicht dem Reisefieber.

Endlich darf man diese Reise antreten. Allein, ohne Bewachung, vier Treppen hinunter bis an eine verschlossene Eisentür. Dort warten schon andere Gefangene. Nun muss man sein klopfendes Herz wieder zügeln und dann? In einem kahlen Raum, durch einen Ladentisch von den Besuchern getrennt, erwartet man das Aufgehen der Tür. Man möchte laut aufschreien, jubeln, weinen, lachen – und sagt doch nur mit seltsam lebloser, vor Erregung heiserer Stimme: «Guten Tag!» Nur nicht weinen, man könnte vielleicht gar nicht wieder aufhören. Aber wie ist es, wenn man das Weinen verlernt hat?

Jedes Wort wird von der Wache gehört. Man kann kaum reden aus Angst, dass die kurzen Minuten im Nu verrinnen. Hier ist der einzige Ort dieses schrecklichen Hauses, wo die Zeit rast! Endlich hat man sich soweit gefasst, dass man reden könnte, da rasselt die Wärterin mit dem Schlüsselbund, bereit, einen wieder in den Käfig zu geleiten, pflichttreu und diensteifrig, von Kopf bis Fuss Beamtin – nichts weiter.

Man entledigt sich rasch des Abschieds, atmet noch einmal tief den Duft sauberer Kleider, saugt in sich ein den Anblick der Menschen, die von einem wissen, möchte ewig festhalten die Wärme der Blicke und Gebärden. Jetzt weiss man, was einem so fehlt, was die Haft so drückend und quälend macht. Und dann geht's wieder zurück in den Kerker.

Kirchenchor

Bei einem Besuchstag stellte ich fest, dass ich nicht mehr fließend sprechen konnte. Es war nur noch ein Stammeln. Ich beschloss, mich zum Kirchenchor zu melden. In Freiheit gehörte ich jahrelang der Gesangsgemeinschaft Rosebery

d'Arguto an. Auch diesen Mann, der sich grosse Verdienste um den proletarischen Chorgesang erworben hat, haben die Nazis auf dem Gewissen. 1935 erhielt er Berufsverbot. 1938 wurde er in das KZ Sachsenhausen verschleppt, wo er noch einen Chor jüdischer Häftlinge gründete. 1943 wurde er in Auschwitz ermordet. Er war eine faszinierende Persönlichkeit. Da es zu den Prinzipien des Gesangsreformers Professor Rosebery d'Arguto gehört hatte, vor den Übungsstunden eine halbe Stunde Atemübungen zu machen und durch Vokalübungen die Texte klar zum Ausdruck zu bringen, hatte ich eine geschulte Gesangsstimme. Es gelang mir, in den Kirchenchor aufgenommen zu werden, und ich hoffte, dadurch das Stottern zu überwinden.

Ich war nicht wenig erstaunt, dort fast ausschliesslich politische Gefangene wiederzusehen. Sie hatten die gleiche Idee wie ich: die schädlichen Folgen der Isolierung zu überwinden. Jede von uns wollte sich durch Singen von einem unerträglichen Druck befreien. Es war eine Reihe von Vorteilen mit diesen wöchentlichen Übungsstunden verbunden. So konnten wir in der Vorweihnachtszeit an zwei Tagen in der Woche zweimal ä zwei Stunden aus der Zelle heraus in den Kirchensaal kommen. Eine Lehrerin sass mit dem Rücken vor uns an einer Orgel und spielte die zu erlernende Melodie. Wir hatten Gesangbücher, die alle in braunes Packpapier eingeschlagen waren und zum Verwecheln ähnlich aussahen. Wir sammelten beim Tütenkleben kleine weisse Zettel, die zwischen den Zellophanblocks nach jedem hundertsten Blatt eingelegt waren. Mitleidige Kriminelle versorgten uns heimlich mit winzigen Bleistiftstummeln. So entwickelte sich eine eifrige Korrespondenz unter den Chormitgliedern hinter dem Rücken der Lehrerin, denn die Umschlagdeckel der ausgetauschten Gesangbücher verwandelten sich in Briefkästen. Jede von uns konnte das Gesangbuch mit in die Zelle nehmen.

Bald hatten wir uns gegenseitig auf diese Weise gut kennengelernt, wussten voneinander. Ich selbst hatte auch noch das Glück, als Solistin ausgewählt zu werden, um bei der bevorstehenden Weihnachtsfeier Lieder wie *Vom Himmel hoch...* oder *O Lamm Gottes unschuldig...* zu singen. Dadurch kam ich zum Üben noch zusätzlich zwei Stunden aus der Zelle. Der Text war uns, die wir alle der Kirche nicht angehörten,

egal. Wir überwandten die Schäden der Isolierung, und ich hörte auf zu stottern, das Beste aber – der Kontakt zu etwa zehn anderen politischen Gefangenen war hergestellt.

Klara

Nach einigen Monaten Einzelhaft wollte es der Zufall, dass ich zu einer anderen politischen Gefangenen in die Zelle gesperrt wurde. Sie sass drei Zellen von mir entfernt. Beim «Baden», wo immer zwölf Häftlinge ohne Aufsicht in eine Wartezelle gesperrt wurden, hatten wir uns kennengelernt. Sie war mir schon beim Rundgang aufgefallen. Eine grosse, ältere Frau mit einer *Asta-Nielsen-Frisur* und einem wiegenden Gang trotz der klobigen Lederlatschen, die wir tragen mussten. Nun erfuhr ich, wer sie war: eine ehemalige Schauspielerin – man merkte es an ihrer Sprechweise -, hatte sie sich, da geschieden und schon im vorgerückten Alter, ihr Brot als Stenotypistin verdienen müssen. Wegen ihrer politischen Tätigkeit hatte man sie ebenfalls zu achtzehn Monaten Einzelhaft verurteilt.

Da geschah folgendes: Wir hatten als Schliesserin einen richtigen Drachen. Jeden Morgen wurden wir angebrüllt, was für den ganzen Tag reichte. Eines Tages fehlte sie wegen Krankheit. Ein kleines, unscheinbares Wesen öffnete die Zellentür, der Anschauzer blieb aus. Ich wurde nur gefragt, warum ich allein sitze, da doch das Gefängnis überfüllt sei. Ich nahm sofort die Gelegenheit wahr und machte die Aufseherin auf *Klara* aufmerksam, die «das Gleiche» hätte wie ich und auch in Einzelhaft sässe. So landete ich in Klaras Zelle, die tagsüber in einer anderen Zelle an einer Strickmaschine arbeiten musste. Ihre eigene Zelle war also bis abends achtzehn Uhr leer.

Ich freute mich diebisch auf Klaras Rückkehr, kaum konnte ich es erwarten. Endlich kam sie den Flur entlang, ich erkannte sie am Gang. Die Schliesserin war noch weit entfernt. Klara schaute von aussen durch den «Spion» (ein Guckloch) in ihre Zelle und – erschrak. Inzwischen war die Wärterin angelangt, und Klara rief so theatralisch wie möglich: «Da sitzt ja jemand in meiner Zelle!» Die Antwort lautete: «Halten Sie die Schnauze!» Der Schlüssel klirrte -

und wir standen uns gegenüber und fielen uns in die Arme. Wir redeten dann die halbe Nacht wie ein Wasserfall - manchmal beide gleichzeitig. Alles, was sich monatelang aufgestaut hatte, brach sich Bahn. Oft wurden wir durch die Wache gebremst, die uns mit Dunkelarrest drohte.

Nun begann die schönste Zeit während der Haft. Einige Episoden aus dieser Zeit seien hier wiedergegeben.

Sonntags wurde uns prinzipiell die Arbeit weggenommen (Tütenkleben, Erbsenlesen oder Stricken). «Du sollst den Feiertag heiligen!!» Das brachte uns auf die Idee, uns zum Gottesdienst zu melden. Zu diesem Zweck kämmten wir uns sorgfältig die Haare und zauberten mit Hilfe von Gummiringen, die vom Tütenkleben übrigblieben, sogar Frisuren. Eines Sonntags wurden wir nicht fertig mit dem Kämmen, schon klang der Ruf «Heraustreten zum Kirchengang», und ich zog mit wallender Mähne zum Kirchentor (es war damals ganz ungewöhnlich, dass Frauen oder junge Mädchen – im Gegensatz zu heute – mit langem offenen Haar gingen). In diesem Aufzug schockierte ich natürlich «Fridericus Rex», die Hauptwachtmeisterin. Sie zuckte merklich zusammen, als sie mich sah.

In der Kirche fielen Klara und ich dann wieder beim Gesang auf, als wir bei dem Lied *Ein' feste Burg ist unser Gott* die Strophe *Und wenn die Welt voll Teufel wär' miteinender artig* kämpferischen Pathos sangen, dass man uns am liebsten hinausgeschmissen hätte. Nach dem Kirchengang besuchte mich die Hauptwachtmeisterin in meiner Zelle und machte mir Vorhaltungen, appellierte dabei an meine Intelligenz.

An den Sonntagnachmittagen vertrieben wir uns die Zeit auf andere Weise. Klara spielte mir Theater vor. Als sie mir einmal *Maria Stuart* vorspielte, war ich restlos begeistert. Ein Gespräch zwischen Mortimer und Maria Stuart wurde so plastisch wiedergegeben, dass ich zeitweilig vergass, dass Klara Gefängniskleidung anhatte.

Oft wurden ihre Darbietungen durch ein Klopfen an unsere Zellentür unterbrochen, aber wir liessen uns nicht stören. Seit einigen Tagen wurde von Amnestie gemunkelt, die natürlich nur die Kriminellen betreffen sollte. Wir machten uns darüber lustig. Klara sagte: «Also, wenn sie mich jetzt entlassen wollten, ich hätte keine Lust zu gehen – es ist hier so gemütlich!!!»

Weihnachten im Gefängnis

Mittlerweile kam Weihnachten heran, das Fest der Nächstenliebe und des Friedens! – Welch ein Hohn. Die Zellen wurden visitiert, ob auch der Aufwischeimer gerade steht, ob der Bettbezug keine Falten schlägt. All das war hochwichtig. Ob in uns selbst alles gerade und «in Ordnung» war, wen ging das etwas an? Wir waren nur Nummern und hatten zu parieren. Endlich war der Weihnachtsabend da. Schon am Nachmittag füllt sich die Kirche mit langen Reihen Gefangener. Selbst das «Lazarett» erscheint in gestreiften Kitteln, humpelnd, hinkend, ächzend, hustend. Ganz alte Weiblein und junge, dahinsiechende Gestalten, junge Mütter und werdende Mütter.

In der Kirche ein Lichterbaum. Es duftet nach Tannen. Schmerzliche Erinnerungen werden wach. Dann singt der Chor. Der Pfarrer spricht. Ein Schluchzen und Stöhnen, mehrere Ohnmächtige werden hinausgetragen. Wir singen Lieder, deren Inhalt uns nichts sagt – und doch – auch wir glauben an unsere Wiedergeburt – aber nicht im Jenseits, nein, in der Gegenwart! Wir wissen, dass sich die Tore öffnen werden – auch für uns! So singen wir denn: *Und wenn die Welt voll Teufel war'...* Das Lied geht uns *doch* etwas an. Nun findet die «Bescherung» statt. Wir bekommen einen Stollen, ein paar Äpfel, Nüsse, einen Tannenstrauß mit Lametta.

In der Zelle gibt es noch Kaffee und ein gutes Abendbrot, auch an den übrigen Feiertagen gutes Essen. Aber die Lange- weile ist dieselbe geblieben. Man wird zwar zur Feier des Tages nicht angeschnauzt, weiss aber nicht, womit man ohne Arbeit die Zeit totschiagen soll, und ist froh, wenn die «Feiertage» endlich vorbei sind. Am meisten leiden die Mütter, deren Kinder draussen bei fremden Menschen untergebracht sind. Die Wände widerhallen von haltlosem Schluchzen und Jammern. Wie hatte doch der Pfarrer gesagt? Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Ein Lichtblick

Vier kahle Mauerwände, öde und grau. Der Fussboden ist aufgerissen und schmutzig. Eine schmale Fensterluke, schmierig und undurchsichtig. Die Augen suchen nach etwas Schönem und finden nur Hässliches. Plötzlich wird der Blick angezogen durch den Wasserkrug in der Ecke. Er enthält sechsundzwanzig langstielige Tulpen, in allen Farben leuchtend. Wie auf einem Gemälde scheint von dem grauen Hintergrund dieser Farbfleck abzustechen, aber der Duft mahnt an die Wirklichkeit. Welch ein Gegensatz: hier Erstarrung - dort blühendes Leben. Wie ich die Farben in mich aufnehme und als lieblich klingende Melodie empfinde - die dunklen als tiefe, die hellen als hohe Töne, dazu die eigene Sehnsucht – ein schönes, schwermütiges Lied. Vierzehn Tage lang freue ich mich an den Blumen. Ihr starker Duft erinnert mich an viele schöne Augenblicke meines Lebens. Sie stammten von meiner Mutter und waren zu meinem sechsundzwanzigsten Geburtstag in meine Zelle gelangt.

Mona Lisa

Ungewollt hörte man manchmal, wie sich Kriminelle von Luke zu Luke miteinander verständigten. Da gab es z.B. Mona Lisa, so wurde sie von ihren Mitgefangenen getauft, und zwar spöttischerweise, denn sie war alles andere als schön und schielte auf beiden Augen. Sie war schon fünf- bis sechsmal vorbestraft und sass nun wieder einmal. Stolz verkündete sie eines Tages, dass sie avanciert sei: «Ick bin jetzt pollitisch!» Sie hatte auf dem Alexanderplatz unflätige Bemerkungen gemacht, als die SA vorbeimarschiert war. Bald kam jedoch eine Amnestie. Eines Morgens tönte es aus Mona Lisas Luke: «Tschüs Kinder, ick bin amnestiert.» Grosses Geschrei: «Mensch, hast du ein Schwein!» Tatsächlich war Mona Lisa mucksmäuschenstill in ihrer Zelle geblieben und lauschte, was man über sie lästerte. Gegend Abend rief sie laut: «Kinder, ick bin wieder da. Als ick entlassen werden sollte, ham de Beamten alle jeweent, weil se nu arbeitslos werden sollten. Da hatte ick natierlich Mitleid und habe jesacht: Na, denn bleib' ick eben hier. Uff die paar Jahre

kommt et ooch nich mehr an.» Natürlich war alles geschwindelt. Ein ohrenbetäubendes Gelächter schallte über den Hof. «Mona Lisa» hatte wieder einmal den Vogel abgeschossen.

Von Luke zu Luke

*«Do, Liesken, komm' näher an't Fensta ran,
Mensch, haste ooch schon de ,Klufte' an?
Du warst doch jestern noch in Zivil.»
«Ach, halt' de Klappe und quak nich so viel.
Mir hamse doch jetzt ooch verknackt,
Zwee Jahre hab ick mir injesackt.
Wie soll ick die bloss hinter kriejen?
Den ganzen Tach da fang ick Fliejen!»
«Na haste denn keene Arbeet nich? Ick jloobe ja,
du hastn Stich.
Na, Mensch, da misch doch mal orntlich uff.
Do, jeh' von't Fensta – Dicke Luft!!!»*

Jockely

Auf dem Gefängnishof fiel mir eine Kriminelle besonders auf. In der Haft hatte sie Gewissheit erhalten, dass sie schwanger war. Darum waren ihre Augen so sonderbar leuchtend. Ihr Zustand lullte die Unruhe ein, die alle anderen auffrass.

Sie ist geduldig, denn sie ist ja nie allein. Wird es auch ein trauriger Geburtsort, werden auch alle «anständigen» Menschen von dem kleinen Sünder abrücken – die Mutter freut sich wie jede andere auf das Kommende. Was hat sie verbrochen? Gestohlen hat sie – wohl aus bitterer Not.

Und eines Tages ist «Jockely» da. Welch ein energisches, wildes Stimmchen hat er! Das wenige, was er zum Leben braucht, fordert er derb und energisch. Wahrscheinlich gleicht er seinem Papa, denn er hat lustige, dunkle Schlitzäuglein. Die Mama trägt den Kleinen in einem Tuch auf den Leib gebunden und trennt sich nie von dem Kind. Nun kann ihr die strenge Zucht nichts anhaben. Sie tröstet das allerliebste Baby. Jede einzelne der Gefangenen beneidet sie darum. Und wie sie ihr Kind liebt!

Der Paragraph schreibt vor, dass Kriminelle nur ein halbes Jahr ihre Säuglinge bei sich behalten dürfen. Dann werden sie ihnen weggenommen – erbarmungslos!

Arme, kleine Zigeunermutter! Du weinst und schreist nun. Wir alle hören dich. Es klingt wie der Schrei eines waidwunden Waldtieres. Beinahe müssen wir mitweinen. Wir haben deinen Jockely lieb gewonnen. Er wagte ja manchmal auf dem Hof trotz Aufsicht sein Krähstimmchen -zu erheben – ein kleiner Rebell! Je mehr sich die Haft dem Ende nähert, um so froher wird Jockelys Mutter, die vor Sehnsucht nach ihrem Kind fast irre zu werden drohte. Nun wird sie es bald ans Herz drücken können.

Getrennte Wege

Durch Katjas Verhaftung war eine starke Verbindung zwischen zwei Menschen jäh zerstört worden. Als ihr Freund an jenem Märztag des Jahres 1933 vergeblich auf sie wartete, ahnte er sofort, dass Katja etwas passiert sein müsste. Für ihn bedeutete das Flucht, denn er lebte illegal in Berlin. Noch in der gleichen Nacht kehrte er über Umwege dorthin zurück, wo er einstmals Katja kennengelernt hatte, durchlebte Jahre der Emigration und Verfolgung, in denen er schliesslich eine neue Bindung einging. Aber immer quälte ihn die Frage: Was war mit Katja geschehen?

Sie war nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis wieder in ihren Beruf zurückgegangen. Der Mann, mit dem sie sich verband, fiel gleich am Anfang des Krieges. Ihre kleine Tochter, die 1940 zur Welt kam, zog sie mit Hilfe ihrer Eltern gross. Nach sechzehn Jahren, auf dem ersten Kulturkongress in Berlin, gab es für Katja und ihren Freund endlich ein Wiedersehen, konnten sie ihre Erlebnisse und Gedanken austauschen. Sie blieben gute Kameraden.

Mein neues Leben

Als der Krieg zu Ende war und ich als Aktivistin der ersten Stunde in der Verwaltung arbeitete, war ich mit meiner Gesundheit am Ende. Seit meinem Gefängnisaufenthalt hatte

ich ein Gallenleiden und musste mich einer Operation unterziehen. Meinen alten Beruf konnte ich nun nicht mehr ausüben. Es war mir bestimmt nicht an der Wiege gesungen worden, dass ich nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit als Stenotypistin und Stenographin als Vierzigjährige noch einmal studieren sollte. In dieser Zeit wurde bekannt, dass Arbeiterkinder sich zum Studium bei der Berliner Universität melden sollten. Das war auch für mich das Signal zu einem neuen Anfang.

Hier an der neugegründeten Pädagogischen Fakultät lernte ich viele Antifaschisten kennen, unter anderen den ehemaligen Neuköllner Lehrer Robert Alt. Er war einer der wenigen Überlebenden von der Cap Arcona (dieses Schiff mit Häftlingen aus dem KZ Neuengamme wurde kurz vor der Befreiung noch in der Lübecker Bucht versenkt). Zunächst Dozent an der Pädagogischen Hochschule, wurde er später als Professor an die Berliner Universität berufen. Sein grosses Wissen, sein bescheidenes Auftreten gewannen ihm Sympathie und Vertrauen. Der fortschrittlichste Teil der Studenten strömte in seine Vorlesungen. Ich war sehr stolz, als ich zu den Studenten gehörte, die er in seine engere Arbeitsgemeinschaft aufnahm.

Nach fünfjährigem Studium an der Pädagogischen und Philosophischen Fakultät wurde ich wissenschaftliche Mitarbeiterin von Professor Dr. Robert Alt und nach seiner Emeritierung wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Vergleichende Pädagogik; bis auch ich mich im Jahre 1967 zur Ruhe setzte. Noch heute stehe ich in lebendigem Kontakt zu meiner geliebten Alma mater, in der ich nach der Nacht des Faschismus zu neuem Leben erwachte.

**Meine Mutter – Die Frau eines
Widerstandskämpfers:
*Natalie Harder über Käthe Harder***

Nach einem Workshop der Neuen Gesellschaft für Literatur sassen wir zusammen an einem Tisch, Natalie Harder und ich. Zufällig. Wir sprachen über unsere Pläne. Ich erzählte von meinen Interviews mit Frauen, die gegen die Nazis Widerstand geleistet haben. Natalie sprang sofort darauf an: «Die vielen Namenlosen, ja, das ist es. Meine Mutter gehört auch in diese Reihe.» «Dann schreib doch über sie!» sagte ich.

Sie starb 69jährig am 16.3.1973.

Ich befand mich auf dem Wege zu ihrer Beerdigung in Richtung Waldfriedhof, Berlin-Zehlendorf, als immer mehr Leute mit Kränzen und Blumen zustiegen in den Autobus, die von meiner Mutter sprachen. Mir ganz fremde Gesichter, Menschen, denen sie allen geholfen hatte, wie ich aus den Gesprächen erfuhr. Der Friedhof war mit Menschen angefüllt an diesem sonnigen Märztag. Die Blumen leuchteten auf dem Sarg, als ich plötzlich dachte: Wer setzt nun all den tapferen Frauen ein Zeichen, deren schwere Jahre meist unerwähnt blieben?

Der Vater, dem Tode entronnen, doch noch zu Professur, Titel, Ehrendoktoraten, Öffentlichkeit gelangt. Aber sie? Mein jüngster Bruder Hermann sagte von ihr: «Sie hat die Bergpredigt gelebt», und Dr. Kurt Scharf, der ein enger Freund meiner Eltern war, nahm die Worte in seine Beerdigungsansprache auf.

Jedes theoretische Christentum war meiner Mutter fremd. Bibelsprüche führte sie nicht im Munde. Ihr Temperament liess sie mitunter auch herzlich fluchen. Die Hingabe an das lebendige Leben, dem Nächsten helfen, der gerade in Not war, das machte ihr Wirken aus.

Wo kam sie her? Das von Krankheit und Überforderung gezeichnete Gesicht verwandelte sich auf dem Totenbett

während mehrerer Stunden. Als man sie hinaustrug, glich sie wieder dem schönen, jungen Mädchen, das sie einstmal war, als habe sie dieses Leben nicht gelebt, nie sechs Kinder geboren, die sie hinterliess.

Am 14.5.1904 geboren, wuchs sie neben einem Bruder als Käthe Fichtner in Berlin-Moabit auf. Der Vater war Bankbeamter, der Grossvater soll eine Eisengiesserei gehabt haben. Die Mutter kränkelte über Jahre und starb, als meine Mutter noch ein junges Mädchen war. Mehr weiss man kaum über diese Familie. Woher die Mutter ihr klassisch-romanisches Gesicht hatte, mit sehr schönen, dunklen Augen, weiss man nicht. Es lässt an Hugenottisches denken.

Was bewog das blühende, junge Mädchen, von Liebhabern umschwärmt, den jungen Pfr. Dr. lic. Harder zu heiraten? Mag sein, dass die lange Zeit, in der sie ihre Mutter pflegte, und der Einfluss ihrer Tante, einer Diakonisse am Oberlinhaus, sie mehr in die christlich-soziale Welt führte. Zunächst lockte beide Städter das Angebot der unbesetzten Landpfarre Fehrbellin in der Mark Brandenburg. 1929 heirateten sie. Die Mutter gab ihren Beruf als Handarbeitslehrerin im Pestalozzi-Fröbelhaus auf. In dem grossen, langgestreckten Pfarrhaus konnte man schaffen, ein riesiger Garten war zu bebauen und eine kümmerliche Gemeinde aufzubauen. Diese wuchs bald an, zum Einsatz herausgefordert durch das Verhalten ihrer jungen Pfarrleute dem NS-Regime gegenüber.

Schon vor der Machterhebung zog die Unruhe 1933 in das kleine Städtchen und die Landpfarre. Eine Gruppe *Deutscher Christen* drängte den Pfarrer, sich für die Wahl der Provinzialsynode aufstellen zu lassen. Während er noch die Thesen der DC prüfte, sagte die Mutter, die auf dem Sofa in seiner Nähe sass: «Willst du da mitmachen? Da fliegst du gleich wieder raus.» (Aus den Lebenserinnerungen von Günther Harder.) Noch mehrmals bestärkte die Mutter den Zweifelnden mit ihrer unbeirrbar Klarheit für Recht und Wahrhaftigkeit, die nicht aus dem Intellekt kam, sondern aus dem untrüglichen Gefühl für das Unrecht, ohne es beweisen zu können. So konnte der Vater klar ablehnen, damit aber auch eine Laufbahn begraben. Kurz darauf trat die Kirche als Bekennende Kirche in den Widerstand und gab ihre roten Karten aus. Von nun an war man beschattet.

Während der Vater der Organisator des Widerstands der BK in der Mark Brandenburg wurde, Niemöller, Bonhoeffer und viele andere kennenlernte, war die Mutter der eigentliche Seelsorger im Ort. Sie verstand die Sprache der einfachen Leute, mit der sich der Vater schwer tat. Man klagte der Frau Pastor nicht nur ausgiebig sein Leid, sondern ging mitunter auch mit einem gebrochenen Arm, einer kaputten Hand zu ihr, da der einzige Doktor für die ganze Umgebung oft nicht da war. Sprechstunden, wie sie heute an Pfarrhäusern stehen, gab es damals noch nicht.

Bereits 1937 wurde der Vater für zwei Monate eingesperrt, weil er das wirkliche Dankopfer der Gemeinde nicht an das damalige Konsistorium und die Finanzabteilung abgeliefert sehen wollte. Die Mutter hatte zu dieser Zeit bereits vier Kinder. Der Haushalt war gross geworden, die vielen Aktivitäten des Gemeindelebens (Kindergarten, Frauenhilfe, Altenfeste, Kinderfeste, Gottesdienste) hatten weiterzulaufen, dazu waren Gemeinde und Pfarrhaus vor Spitzeln zu schützen. All dies lastete auf ihr: Wer sprach je von ihren Ängsten? Dass sie da waren, empfand ich als Kind aus den Schwingungen meiner Umgebung. Fünfjährig erinnere ich deutlich das sonderbare Treiben nachts voller Heimlichkeiten. Das war 1939, als den Pfarrersleuten jegliches Gehalt für acht Monate entzogen wurde. Nachts kamen die Freunde mit Paketen, um nicht gesehen zu werden, und stellten sie an die überdachte Haustür. Die Mutter nahm alles mit heller Freude entgegen. Das fünfte Kind war gerade geboren, und ihr Völkchen satt zu kriegen, lag ihr stets sehr am Herzen.

Bei den Exkursionen des Vaters hatten die Pfarrer der BK ausgemacht, dass die Frauen nicht wissen sollten, wo sie seien, damit die Frauen bei Verhören und Hausdurchsuchungen nicht aussagen könnten. In der Abwesenheit des Vaters wurde dann u.a. nach der Liste der Mitglieder der BK im Pfarrhaus vergeblich gesucht. Auch Telefonüberwachung gab es. Welche Unsicherheit für die Mutter, nie recht zu wissen, ob der Vater zurückkehren wird. So kann man wohl auch nur verstehen, dass die Mutter durch die grauenhaft nüchternen Zeilen eines Briefes von der Berliner Missionsgesellschaft informiert wurde: «Sehr verehrte, liebe Frau Pastor! Vor einer halben Stunde ist bei mir in der Wohnung Ihr Mann von der Geheimen Staatspolizei

Geschäftsnummer: 07 15145

Sprechzettel

(als Ausweis mitzubringen)

Die *Herrn Käthe Harder* *Siedlerstr.*
erhält hiermit die Erlaubnis, den Untersuchungshäftling
Heinrich Harder Gef.-Buch Nr.
wochentags – im Beisein eines Beamten – zu sprechen.

Auf die auf der Rückseite abgedruckten Bestimmungen wird hingewiesen.

Berlin W 9, den *3. April* 194*5*
Bellevuestraße 15.



Der Oberreichsanwalt
beim Volksgerichtshof.
Im Auftrage

Nr. 76. Sprechzettel.
555/44 Reinhold Kühn A.G., Berlin SW 68

Zur Beachtung.

1. Sprechzeiten für Untersuchungshäftlinge sind nur wochentags von 10 bis 13 Uhr. Die Sprechdauer beträgt in der Regel 15 Minuten.
2. Zu den Sprechstunden dürfen Kinder im Alter von 3 bis 14 Jahren nicht mitgebracht werden. Das Mitbringen von Tieren ist verboten.
3. Lebens- und Genussmittel, Gegenstände des täglichen Bedarfs, Zeitungen, Bücher und Blumen werden nicht angenommen.
4. Die Abgabe von Wäsche, Kleidungsstücken, Rasierapparaten usw. bei der Verwaltung des Untersuchungsgelängnisses bedarf der Genehmigung des Vorstandes der Haltauanstalt.
5. In der Sprechstunde selbst darf über die Straftat nicht gesprochen und Gegenstände, Schreiben usw. den Untersuchungshäftlingen nicht übergeben, auch nicht von ihnen in Empfang genommen werden.
6. Jeder Mißbrauch des Besuchs hat den sofortigen Abbruch der Unterredung zur Folge.

Sprecherlaubnis für Käthe Harder.

abgeholt worden, ohne dass ich es leider hindern konnte...»

Dies geschah am 17. 5.1941. Wohl hatte sie Freunde, viele, die Anteil nahmen, auch machte sie den Weg zum Gefängnis nach Berlin und erhielt Sprecherlaubnis. Aber die gesamte Lage spitzte sich mit der Kriegslage zu, und sie hatte so wichtige Fragen allein zu beantworten und allein Entscheidungen zu treffen. Und wie sollte man die Kinder erziehen? Im Doppeldenken dem Staate gegenüber oder sie ganz bewahren, nicht anleiten? Die älteste Schwester war in manches eingeweiht, für die Kleineren blieben Fragen ohne Antwort. Später mahnten die Hitlerjungmädel ständig zum «Dienst», der Mutter versuchte man mehrmals ein Mutterkreuz aufzuschwatzen, was sie ganz wütend machte.

Noch einmal kehrte der Vater Weihnachten 1941 zurück unter dem Jubel einer jetzt grossen Gemeinde. Dennoch wurden die Zeiten schwerer. Die kalten Winter des schwer beheizbaren Hauses! Dazu das Leid der Flüchtlinge, die alle zur Mutter kamen. Pfarrhaus und Ortschaft füllten sich mehr und mehr mit Evakuierten von Westen und dem Flüchtlingsstrom von Osten. – Der Rücken der Mutter erhielt früh eine leichte Beuge, und der eine Fuss ging nicht mehr richtig. Am 22.1.1945 wurde der Vater zu Hause verhaftet und abgeholt wegen Unterbringung von Leuten des misslungenen Hitler-Attentates. Er rechnete mit der Todesstrafe. Man brachte ihn ins Moabiter Gefängnis, wo ihn die Mutter wohl zwei- oder dreimal noch, mit dem Jüngsten auf dem Arm, dem sechsten Kind, besuchte. Dann muss die allzu beschwerliche Fahrt in der letzten Kriegszeit nicht mehr möglich gewesen sein. Ein Sprechzettel vom 3.4.1945 ist erhalten geblieben, zur Sprecherlaubnis mit dem Verhafteten.

Kein Zeichen mehr im Brief. Nur noch Wunschzettel, Aufzählungen, was die Mutter mit ins Gefängnis bringen sollte: «Die Brahmslieder, Rasierseife, Tabak, Pfeifen, Strümpfe, Stahlfeder usw. ----- «

Irgendwann muss sie den Vater aufgegeben haben, und er gab auch auf. öfter weinte sie einsam nachts. Sie schrieb ihm einen Abschiedsbrief, der ihn im Knast noch erreichte, mit den Worten endend: «Deine Liebe war das Schönste in meinem Leben.»

Chaotischer wurde das Leben nun von Tag zu Tag. Das

Pfarrhaus zählte dreiundzwanzig Leute, Verwandte und Unbekannte. Die Mutter nahm sie alle auf und schuf noch eine Schlafstelle mehr. Bei Streitigkeiten all dieser Erwachsenen stand sie ohne Stütze da, und ein jeder erwartete von ihr die Lösung. Dennoch wuchs sie in dieser Zeit über sich hinaus. Neben ihrer Kraft des Glaubens hatte sie einen köstlichen Humor und konnte in der übelsten Misere plötzlich die Komik sehen. Sie lachte leicht Tränchen, und manche Lage wurde wieder tragbar.

Gegen Ende April 1945 wurde der Ort Fehrbellin geräumt. Da zog die Mutter (Courage) in der Nacht mit sechs Kindern zu Fuss mit Kisten und Wagen, Verwandten und Unbekannten los im grossen Treck, um, wie alle, «über die Elbe» zu kommen. – Aber eine glückliche Eingebung liess sie schon am nächsten Tag in das verwaiste Pfarrhaus zurückkehren. Sie entschied: «Es hat keinen Sinn, ich verliere im Treck alle meine Kinder. Besser die Russen, und wir sind zusammen.»

Doch die Russen schonten das Pfarrhaus nicht, beschlossen, es nach der Verwüstung für sich zu gebrauchen. So stand die Mutter mit allen Kindern am 2. Mai 1945 auf der Strasse. Sie beschloss, erst einmal zu Tischlersleuten zu gehen, die sehr gute Freunde des Hauses waren. – Dort fand sie den totgeglaubten Vater, der eine Woche lang auf das Abenteuerlichste aus dem Gefängnis von Berlin nach Fehrbellin gewandert war. Die Todesurteile waren nach dem Tod Freislers nicht mehr vollstreckt worden. -

Ein abgemagerter Vater, eine erschöpfte Mutter herzten und küssten sich lange und liessen ihre gaffenden Kinder stehen. Die Mutter bezeichnete diesen Tag der Wiederkehr als den grössten ihres Lebens.

Bald begann eine bessere Zeit, und das Geräusch der Stiefeltritte der Gestapo, das unser Ohr nicht vergessen hat, war endlich verstummt.

Meine Mutter

*steh einmal noch
am Gartentor
im bunten Kleid
und rufe mich:
- ich kann nicht kommen -
in meiner Hängematte
Fliederrausch
mit Lesebuch
und Zauberwort
bin ich hinüber schon
- verzeih -*

*ich steh im
Gartentor
im bunten Kleid
und rufe dich:
- du kannst nicht kommen -
du bist hinüber schon
im weissen Kleid
- vorbei -
Natalie Harder*

Mut für zweiundsechzig und noch mehr:
Maria Gräfin von Maltzan

Es ist gar nicht so leicht, mit *Maria von Maltzan* einen Termin für mein Kommen zu vereinbaren, denn sie ist eine vielbeschäftigte Tierärztin. Endlich sitze ich an einem späten Abend im Wohnzimmer hinter den Praxisräumen, umgeben von herrlichen preisgekrönten Katzen und dem Riesenhund Blümchen, der das kleine Sofa am Fenster einnimmt. Schuld an meiner anfänglichen Befangenheit ist nicht so sehr die Tatsache, dass ich zum ersten Mal einer Gräfin gegenüber sitze, sondern das Bewusstsein, mit einer Frau zu sprechen, die, wie ich in einer Illustrierten gelesen habe, zweiundsechzig Verfolgte aus Nazi-Deutschland herausgebracht hat. Aber Maria von Maltzan ist von so herzlicher Offenheit und treffsicherem Humor, dass ich lachen muss und der Kontakt zwischen uns gleich hergestellt ist. Zuerst sprechen wir über ihre Arbeit. Sie zeigt mir eine Postkarte mit einer Eselskutsche vor der Berliner Gedächtnis-Kirche am Zoo, ein Geschenk der Frau, die diese Touristenattraktion betreibt und deren Esel sie von einer schweren Vereiterung am Oberschenkel kurierte.

Von ihrem Einsatz für Tiere kommen wir auf den für Menschen. Ich frage nach den zweiundsechzig Leuten. Sie winkt ab. «Ach, so genau habe ich nicht gezählt.» – «Ein Menschenleben zu retten war in dieser Zeit schon eine grosse Tat», sage ich. Ich frage sie, wie sie denn überhaupt dazu gekommen ist, zum politischen Engagement, zur antifaschistischen Bewegung.

Kindheit in einem gemütlichen Schloss

Ich stamme ja nun aus Kreisen, da hätte ich normalerweise orthodox national sein müssen. Mein Vater sass in Schlesien auf seinem Riesenbesitz. Er war Magnat, aber ein sehr liberal

gesonnener Mann. Er war deswegen schon im preussischen Herrenhaus, in dem er einen Erbsitz hatte, böse angesehen. Ich weiss, dass eine ganze Reihe der feinen Grafen unserer Gegend ihn vollkommen boykottierte. Er starb, als ich zwölf Jahre alt war. Von seiner liberalen Einstellung erhielt ich noch Zeugnis nach seinem Tode. Mein tiefer Eindruck war der Kutscher von Schultheiss-Patzenhofer, der am Sarge niederkniete und Rotz und Wasser heulte. Und da sagte ich höflich, konversationsgedrillt, wie wir waren: «Haben Sie denn meinen Vater so gut gekannt?» – «Ach, Herr Graf hat mir immer gesagt, wenn ich so'n Scheissberuf hätte, wäre ich auch Kommunist.»

Meine Mutter, eine Gräfin von der Schulenburg, kam aus der Gegend von Essen. Für sie war die schlesische Art schwer zu verdauen. Heiligabend gab es Karpfen polnisch. Für die Gouvernanten, die Französin, die Engländerin, und für meine Mutter gab es Karpfen blau. Ich weiss, dass eine meiner Schwestern ganz piekig sagte: «Die Ausländer essen Karpfen blau.» Jenseits der Oder fanden wir schon Ausland. Ich kann etwas sagen, was sicher wenige können. Ich habe während meiner ganzen Jugend nicht einen einzigen Streit zwischen meinen Eltern erlebt.

Auf unserem herrlichen Besitz verkehrten die Hohenzollern, die Wettiner, im Krieg war mal irgendeiner von den Habsburgern da, bekannte Politiker kamen, es war ein internationales Haus. Die Hausfrauen dieser schlesischen Besitzungen waren ebenfalls international, Französinen, Russinnen, Polinnen. Das machte das Verständnis weit von Mensch zu Mensch. Vielleicht ist deswegen auch der Nationalsozialismus in Schlesien nie so gut angekommen. Ich besinne mich deutlich auf eine Fotoserie, die ein Presseemann 1934 oder 1935 in Breslau gemacht hatte. Da gab es ein Bild: Hitler im Auto, dazu natürlich das jubelnde Volk und um sein Auto herum SS-Leute mit Revolvern. Und darunter stand so schön: Hier spricht der Führer mit seinem Volk. Ein kleiner Lapsus, der aber von der Breslauer Presse bestimmt absichtlich gemacht wurde. Die Breslauer, die haben ja auch ihren Gauleiter eines Tages verprügelt. Sie haben ihm eine Autofalle gestellt und ihn dann einfach durchgehauen.

Ich habe meine Kindheit in einem gemütlichen Schloss verbracht. Es war von Kunstschätzen vollgestopft, hatte aber keinen Museumscharakter, man konnte sich darin wohl

fühlen. Nur in dem Salon, in dem wir nachmittags sassen, gab es eine fürchterliche Sache: eine gotische Bank mit geschnitzten Engeln an der Rückenlehne. Wir Kinder nannten sie die Marterbank, weil unsere Köpfe bei heftiger Bewegung immer gegen die Engel knallten.

Schul- und Internatszeit

Meine Mutter hat acht Kinder geboren, das dritte war ein Junge, der starb, und dann kam wieder so eine Mannschaft Mädchen. Das Kind vor mir war mein Bruder, der war vier Jahre älter als ich. Er hätte in ein standesgemäßes Internat gemusst, wo ein Graf Maltzan eben nicht mehr war als die anderen Jungen. Aber meine Mutter, die sich von diesem einzig übriggebliebenen Sohn schwer trennte, liess ihn in unserer Gegend zur Schule gehen. Natürlich rieten alle Eltern ihren Kindern: «Legt euch bloss nicht mit dem kleinen Grafen an!» Diese Atmosphäre der Subalternität war für seine weitere Entwicklung verhängnisvoll.

Ich ging in dieselbe Schule wie mein Bruder. Wir bekamen damals einen neuen Direktor, Jaeschke hiess er und kam aus der Wandervogelbewegung. Der war ziemlich rot und hat in meiner Erziehung einiges getan, was sehr dienlich war. Ich war im Gegensatz zu meinem Bruder kein sehr braves Kind und wurde zur Lehrerkonferenz bestellt, wovor sich andere Kinder immer fürchteten, aber ängstlich war ich nicht. Als Jaeschke zu mir sagte: «Du glaubst wohl, du kannst hier als Comtesse auf dem hohen Pferd reiten!», habe ich sehr protokollsicher die Situation gerettet. «Herr Direktor, wenn Sie länger am Ort wären, würden Sie wissen, dass ich zwei Ponys besitze und auf hohe Pferde verzichten kann.» Das war wahnsinnig unverschämt. Er hat das einzig Kluge getan, was er tun konnte: Er hat laut schallend gelacht, und die Konferenz war beendet. Danach hat er mich mal allein bestellt. «Mein liebes Kind, deine Familie sind die grossen Leute am Ort, und sich so zu benehmen, wie du es tust, ist unfair, denn du nimmst etwas in Anspruch, was nicht von dir kommt, sondern von deiner Rückendeckung.» Die Worte haben mir einen tiefen Eindruck gemacht.

Seit meinem vierzehnten Lebensjahr bin ich ausser Haus

gewesen, nur in den Ferien heimgekommen. Zuerst war ich in der Werkenthin-Füllnerschen Erziehungsanstalt im Riesengebirge. Dort verhielt man sich recht feindlich gegen mich, die ich aus anderen Kreisen kam als die meisten dort, und behandelte mich ungerecht. Ich habe es einfach darauf angelegt, rausgeschmissen zu werden, und das ist mir dann auch gelungen. Um die Jahreswende 1923/24 kam ich nach Berlin in die Jungmädchen-Pension zu Fräulein von Kuhlwein.

Diese legerere Pension gefiel mir natürlich besser als das Internat vom Typ *Mädchen in Uniform*. Man durfte Urlaub haben, wenn man ins Theater wollte, und das Berliner Theaterleben war hochinteressant in den zwanziger Jahren. Fräulein von Kuhlwein übergab mir den Hausschlüssel und sagte: «Du bist sehr jung. An diesem Schlüssel hängt die Ehre meines Hauses, vergiss es nicht!» Diese Art kam meinem Freiheitsdrang entgegen. Sie hat nie mit mir Schwierigkeiten gehabt.

In der Pension war ein junges Mädchen, Tochter eines gefallenen Offiziers. Sie war die erste Faschistin, die ich erlebte. Vorübergehend wurde eine kleine Jüdin aufgenommen, die Tochter von Dr. Georg Hahn. Eines Tages traf ich sie bitterlich weinend auf dem Schulgang. Sie wollte mir nicht sagen, was sie bewegte. Als ich später die Tür zum Zimmer öffnete, in dem sie zusammen mit der Offizierstochter schlief, sah ich die Bescherung. Die andere hatte über dem Bett des jüdischen Mädchens eine Hakenkreuzfahne angebracht mit der Inschrift «Juda verrecke!» und ähnlichen Losungen. Das war 1925. Was macht man mit so einem Menschen? Ich fand das Verhalten so perfide, dass ich keine Worte hatte, habe aber eine harte Konsequenz gezogen. Ich habe dieses Nazimädchen mit in mein Zimmer genommen, als Pensionsälteste hatte ich ein Einzelzimmer. «Was du gemacht hast, ist so mies. Ich werde es dir auf andere Art zurückgeben!» Und ich hab sie mit der Reitpeitsche verdroschen, die hatte ich als gute Reiterin immer bei mir. «Jetzt sage ich dir eins bindend: Wenn dieses Mädchen auch nur traurig aussieht, kriegst du die zweite Tracht.» Sie sah nicht mehr traurig aus. Ich habe damals noch zu dieser Antisemitin gesagt: «Du wirst einmal einen Nazi heiraten, du dummes Biest, und der kommt dann um. Dann siehst du, was du davon hast.» Und wie das Schicksal so spielt, 1934 ist ihr späterer Mann tatsächlich beim sogenannten Röhms-Putsch erschossen worden.

Kein fröhliches Studentenleben

1928 habe ich nach dem Abitur in Breslau Naturwissenschaften studiert, lernte Lotte Hoffmann kennen, die bei der SPD nicht ganz unbekannt sein dürfte, jetzt in Amerika lebt, und den jungen Schlesinger, den jungen Braun. Das war die intellektuelle SPD-Gruppe, mit denen sass und hockte ich. Bin abends in ihre Kurse gegangen, wo sie ihre jungen Leute ausbildeten. Ab 1930 studierte ich in München und bin dort in individualistische Kreise hineingekommen, wurde mit Schauspielern und anderen Künstlern bekannt. Ich bin einigen Leuten ganz nahegekommen, die konsequent gegen die Nazis waren. In der Zeit fing das schon an, dass die Nazis versuchten, Krawalle zu machen. 1933 habe ich dann die ersten fürchterlichen Verhaftungen von guten Freunden miterlebt.

Ich fuhr in den Semesterferien nach Hause und traf in der Bahn den Schwiegersohn unseres Oberförsters, der sich begeistert über die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten äusserte. «Ich weiss nicht, wie ich zu einer Staatsführung stehe, die sich sofort mit Mördern solidarisch erklärt», sagte ich laut und deutlich in seine Euphorie hinein. Ende 1932 waren SA- und SS-Leute wegen der bestialischen Ermordung eines kommunistischen Landarbeiters in Potempa verurteilt worden und sassen im Gefängnis Kattowitz und Beuthen ein. Diese Verbrecher herauszuholen, war eine der ersten Taten der Nationalsozialisten. Das hat mich tief empört. Weiter hinten in der Bimmelbahn begegnete ich meinem alten Schuldirektor Jaeschke. Er mahnte mich, vorsichtiger zu sein: «Passen Sie bloss auf, Sie haben ein lockeres Mundwerk und verraten zuviel von Ihrer Einstellung.» – «Herr Jaeschke, ich kann aus meinem Herzen keine Mördergrube machen.» - «Sie wissen aber doch, wie Ihr Bruder ist.» Mein Bruder war ein Nazi, daran war gar nichts zu beschönigen. Sicher hat diese blödsinnige Erziehung ihr Teil dazu beigetragen.

Der alte Jaeschke hatte recht. Ich bin gleich mit den Nazis in Konflikt geraten. 1934 in München habe ich nachts meinen Freund, einen jungen Ungarn und Kommunisten, gewarnt, als die Nazis ihn abholen wollten. Buchstäblich in letzter Minute konnte er aus dem Fenster fliehen. Ich stand schon auf der Schwarzen Liste und bin befragt worden. Verhöre konnte

man das noch nicht nennen. Um der Gefahr hier eine Weile zu entrinnen, besuchte ich mit Freunden fünf Monate lang Afrika. Die Reise war ein enormes Erlebnis für mich. Durch den Tod meiner Mutter habe ich sie in Sinai abgebrochen, wo ich Gast des britischen Gouverneurs war.

Die Engländer haben mir eine gute Position angeboten, ich war ja inzwischen Doktor der Naturwissenschaften. Ich hätte mich in die Reihe der Refuges einreihen müssen, und gerade das konnte ich nicht: auf meine Heimat verzichten. Ich bin zurückgekommen, was wahrscheinlich ein Fehler war, aber das Leben besteht ja aus einer Kette von mehr oder weniger gut gebauten Fehlern. Auf der anderen Seite habe ich hier mehr wirken können, als wenn ich im Ausland gesessen hätte.

Wirken in Berlin

1936 habe ich den Kabarettisten Walter Hillbring, einen gebürtigen Balten, geheiratet. Diese Ehe hat nicht sehr lange gehalten. (Konnte sie eigentlich auch nicht, wenn ich das zurückblickend überdenke.) Mein Mann wollte unbedingt nach Bayern zurück. Ich bin wieder nach Berlin gegangen. Irgendwie habe ich mich hier verwurzelt. Noch vor Kriegsausbruch haben wir uns getrennt. Wir sind zwar damals ziemlich hart aneinandergeraten, waren aber später bis zu seinem Lebensende sehr befreundet. In Berlin habe ich eine Verlagstätigkeit ausgeübt, bei den *Silbernen Büchern*. Es war beruflich sehr schwer für mich, weil ich als politisch nicht einwandfrei galt. Ich hatte eine Apanage von zu Hause, 260/270 Mark im Monat, davon konnte man leben. Mit Journalismus habe ich dazuverdient. Ich hätte ja nun ungerührt, ohne nach rechts oder links zu gucken, an meiner Karriere werkeln können, aber ich war nicht der Mensch, der politischen Dingen gleichgültig gegenüberstehen konnte.

Ich merkte: Irgendwo musst du organisiert mitmachen. Ich habe Kontakt zum katholischen Widerstand, zu Pater Mukkermann, bekommen. Gleichzeitig war ich befreundet mit einem jungen Ungarn, Redakteur bei der *Roten Fahne*. Dadurch kannte ich plötzlich Leute, auf die es mir ankam. Es liegt eine gewisse Symbolik für mich darin, dass das eine sehr kirchlich und das andere sehr rot war. Ich wollte von

unterschiedlichen Positionen her zur gleichen Zeit etwas gegen die braunen Machthaber unternehmen und wollte nicht, dass Hitler-Gegner sich gegenseitig bekriegen, das musste auf alle Fälle vermieden werden. Für beide Richtungen war ich ein sehr praktischer Verbindungspartner.

Ich war befreundet mit Philipp Schaeffer, der, nachdem Thälmann weg war, das illegale Oberhaupt der Kommunisten in Berlin-Brandenburg war. Er war eine überragende Persönlichkeit, ein kleiner, drahtiger Mann, Sinologe vom Fach. Seine Frau Helga war eine hervorragende Bildhauerin. Ich bin oft in ihrer Wohnung in der Dorotheenstrasse gewesen. Ich habe für ihn Flugblätter weitergegeben und alle die Dinge gemacht, die man so tat. Wir fanden immer viele Anknüpfungspunkte. Die Nazis hatten Philipp Schaeffer schon einmal für mehrere Jahre ins Zuchthaus gesperrt. In Freiheit nahm er erneut den Kampf gegen sie auf. Frühjahr 1942 wollte er ein jüdisches Ehepaar, das sich vor der drohenden Deportation mit Gas vergiftete, retten und kletterte vom dritten Stock in deren eine Etage tiefer gelegene Wohnung. Dabei stürzte er ab. Noch schwer verletzt, nahm ihn die Gestapo im Herbst 1942 wieder fest, und das Reichskriegsgericht verurteilte ihn einige Monate darauf zum Tode.

Im katholischen Widerstand

Für Pater Muckermann habe ich illegale politische Nachrichten von München nach Innsbruck weitergegeben, und zwar unter einem gut ausgeklügelten System mit der *Funk- und Schall-Korrespondenz*. Bei diesem Blatt habe ich gearbeitet. «Was hört der gute Katholik im Radio?» hiess das. Es war eine ganze Informationsreihe, die durch meine Hände ging. Ich brachte die Schriften im Koffer zum Münchner Hauptbahnhof. Dort musste man sich bei einer SS-Stelle melden und sagen: «Wir haben Post fürs Ausland, Presse-Post.» Nun war ich damals ein ganz freundlich aussehendes Mädchen und hatte so meine Methode. Ehe die Koffer kontrolliert wurden, tranken wir erst mal einen. Ich brachte immer ein Fläschchen mit. Ich bin eine Schlesierin, ich kann trinken. Dann wurde es furchtbar spät. Ich habe plötzlich gerufen: «Um Gottes willen! In fünf Minuten geht ja der Zug nach Innsbruck!

Meine Post!» Schnell wurden drei oder vier Briefe herausgenommen. Wenn man so darüber hinguckte, sahen sie alle gleich aus. Das kann man typenmässig ja einrichten. Die machten ein paar oben liegende Briefe auf. Die, auf die es ankam, hatten wir immer gut verbuddelt. Ich sagte: «Ach bitte, helfen Sie mir!» Und die von der SS haben dann selbst die Briefe in den Postwagen geworfen an meiner Stelle, was ich sehr lustig fand. Damit kamen diese Nachrichten in die Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck, wurden dort herausgefischt und weiterbefördert.

Muckermann ist sehr angegriffen worden, weil er mich damit betraut hat, die ich eine Protestantin war. «Für diese Arbeit ist sie sehr gut geeignet», war seine Meinung. «Wenn das ein Mann macht, der an Frau und Kinderdenkt, wird das nichts.» Er hat sicher recht gehabt. Er war ein guter Erzieher, hat mir die Grundlage für meine antifaschistische Tätigkeit gegeben. Man ist ja nicht in die Aktion gegangen, irgendwie heldisch, um Menschenleben zu retten, sondern man ist durch seine Haltung da irgendwie hineingeraten. Und war man erst mal im Widerstand, konnte man sich nicht so leicht wieder lösen. Dann hätte man sich schon ganz umorientieren müssen. Ich fand es auch wichtig, dass man sein eigenes Gewissen in Ordnung hielt. Das war bei mir nun mal so.

Pater Muckermann ist in das Kloster nach Ohlsenthal geflohen, nachdem ein misslungener Mordanschlag auf ihn verübt wurde, und von da nach Holland. Es wussten nachher nur noch ganz wenige Leute, wo er war. Über die Schleuse Ohlsenthal ist ja auch Brüning rausgekommen. Das hat Graf Galen veranlasst, der Bischof von Münster. Galen hat später, 1941, in seinen Predigten gegen die Tötung «unwerten» Menschenlebens, nämlich von Geisteskranken und Invaliden, protestiert.

Durch meine journalistische Arbeit bin ich 1934 auf dem Katholikentag in Wien gewesen. Dort habe ich das erste Dollfuss-Attentat erlebt, hinterher die enorme Kardinalmesse im Stephansdom, wo alles, was Beine hatte, gekommen war. Jedem musste jetzt eigentlich klar sein, was gespielt wurde.

Meine jüdischen Freunde

Ich hatte sehr viele jüdische Freunde, die mich brauchten. Aber ich habe allen Menschen ohne Rücksicht auf Rang und Würden geholfen, wenn ich konnte, auch politisch Verfolgten, ob das Kommunisten oder Sozialdemokraten waren, das war mir egal. Das finde ich in so einer Situation untergeordnet. Wer verfolgt war, war für mich ein Hilfsbedürftiger. Man kann doch nicht einen Menschen totschiessen lassen, weil er eine andere Gesinnung hat. Ich hatte ein offenes Haus. Die Leute riefen an: «Du, da ist von mir eine Cousine oder Tante, können wir die schicken?» Manchmal waren doch wirklich bei mir sieben bis acht Leute. Meistens hatten sie von der Gestapo eine Nachfrage und mussten dann eben verschwinden. Man hat sie beherbergt, dann sind sie weitergetürmt. Es waren ja eine Unmenge Untergetauchte auf ewiger Wanderschaft. Da zwei Nächte, und dort, da eine Nacht, grausam! Der Schauspieler Willi Buschkow, ein reizender Mensch, hat öfter bei mir übernachtet, wenn er nicht wusste, wo er hin sollte. Er ist dann später doch einmal irgendwo entdeckt und weggebracht worden.

Auf einer Abendgesellschaft bei mir passierte einmal etwas Lustiges. Ein Herr von Borke, ein furchtbarer Antisemit, machte zwei Damen, die er so reizend fand, den Hof. Es waren zwei Jüdinnen, natürlich unter falschem Namen, woraus man sieht, auf das «Rassegefühl» kann man sich auch nicht hundertprozentig verlassen. Eine andere drollige Geschichte begab sich im Grunewald. Ein jüdischer Freund, verheiratet mit einer Nichtjüdin, hatte einen Sohn, der zunächst in der deutschen Schule war. Als alle Kinder sich ein vaterländisches Sprüchlein ausdenken sollten, sprach er den tief sinnigen Satz: «Deutschland, Deutschland, möchte alles, möchte alles auf der Welt.» Er hatte aber eine sehr witzige Lehrerin, die dessenungeachtet zur Tagesordnung überging. Bei einem Kind mit jüdischem Vater hätte das auch schlimm ausgehen können.

Ich habe viel mit Zivier zusammengearbeitet. Bekannt ist sein Buch über die deutschen Juden. Er hat auch das Verdi-Buch geschrieben und dann das ausgezeichnete Buch *Gudolla* - «Zink wird Gold. Zivier konnte noch publizieren, obwohl er eine jüdische Frau hatte, und schrieb auch unter dem Namen

Hans Nowak. Er war ein liebenswerter Mensch, Sohn eines Superintendenten, und seine Frau die Tochter des Oberrabbiners aus Breslau.

Zu meinen Freunden gehörten Karlito Ettlinger und seine jüdische Frau Mariechen. Sie stammten beide aus Wien. Wenn sie nachmittags bei mir in der Wohnung sassen, sagten sie immer: «Du bist der letzte Ersatz für das Romanische Café.» Karlito war ein hervorragender Schauspieler, er war auch im Dritten Reich immer noch beschäftigt, z.B. bei Jürgen Fehling. Als sie ausgebombt waren, haben sie eine Weile bei mir gewohnt und dann in der Wohnung eines Bekannten, der weggegangen war aus Berlin. Nach dem Kriege sind die beiden alten Leute fast verhungert und haben sich in ihrer Verzweiflung das Leben genommen. Am Tag nach ihrem Selbstmord kam ein Care-Paket aus Amerika. In Westend liegen die zwei zusammen auf dem Friedhof. Karlito hat einmal zu mir gesagt: «Es ist schwer, sich von allem zu lösen, was man liebt. Ich verstehe jetzt die Aristokraten in der Französischen Revolution. Manchmal scheint einem das Schafott genehmer als die Fremde.»

Dann kannte ich Professor Magnus, den grossen Botaniker. Die Familie war befreundet mit den Hahns, von den «Hahn-schen Röhren» aus der Hildebrandtschen Privatstrasse. Ich erzählte ja schon, dass ich eine nazistische Schülerin verprügelt hab wegen eines jüdischen Mädchens, das war die Tochter Hahn. Professor Magnus lebte legal in seiner Villa in der Viktoriastr. Als er dort hinaus musste, zog er in die oberste Etage der Hahn-Villa in Berlin-Wannsee. Er war ein zauberhafter alter Mann, einst ein grosser Salonlöwe, eine sehr bekannte Berliner Gestalt. Seine Söhne und seine Frau waren nach Amerika ausgewandert. Aber er war hier zu fest verwurzelt. Er hatte immer ein kleines Döschen mit starken pflanzlichen Alkaloiden, die er selbst ausgezogen hatte, bei sich: «Lebend fall ich denen nie in die Hände.» Als sie ihn abholten, hat er sich im Auto der Gestapo vergiftet. Er war zu klug für diese Henker!

Wie viele Leute umgekommen sind, die man gut gekannt hat, lässt sich gar nicht aufzählen. Eine tschechische Jüdin, Keramikerin, hatten wir den ganzen Krieg über erfolgreich versteckt. Buchstäblich am letzten Tag schlägt ein Jabo der Roten Armee in ihren Keller und tötet sie. Sie war sehr oft

untergebracht bei dem Bildhauer Paul Dirkes, später Präsident der Akademie, einem enorm hilfsbereiten Menschen, von dem kaum einer wusste, was er tat. Die illegale Arbeit brachte es mit sich, dass sehr viele Leute in kleinen Dingen so halbwegs mitmachten, die gar nicht ahnten, dass sie mit uns Verbindung hatten.

Der Kreis um Exzellenz Solf

Ich stand immer auf dem Standpunkt, wenn man hilft, dann möglichst in Einzelaktionen, denn je breiter etwas bekannt wurde, desto grösser war die Gefahr der Entdeckung. So ist auch die ganze Militärrevolte letztlich aufgefliegen, weil der Kreis breiter und breiter wurde. Im Jahre 1943 waren eigentlich alle Pläne für diesen Putsch fertig. Es wurden Termine festgelegt und verschoben. Man hat gezaudert, und immer mehr wussten davon. Daran ist es wohl auch gescheitert. Wie gefährlich ein grosser Mitwisserkreis sein kann, zeigte sich bei dem berühmten Tee der Frau von Thadden. Ich verkehrte im Hause der Exzellenz Solf, der Hanna Solf. Der Mann war der frühere Gouverneur von Samoa, dann deutscher Botschafter in Tokio und Peking, sie sind lange in Fernost gewesen. Ich war mit der Tochter sehr befreundet, die in zweiter Ehe mit einem Grafen Ballestrem verheiratet war. Der Kreis um Exzellenz Solf half verfolgten Juden über die Grenze, z.B. durch Schwimmen über den Bodensee, und brachte hier illegal Lebende unter. Als ich merkte, dass der Teilnehmerkreis an den Treffs bei Hanna Solf unkontrolliert breit wurde, äusserte ich meine Bedenken: «Hanna, ich komme künftig nicht mehr zu euch. Hier sind jedes Mal so viel neue Leute, ich mache das nicht mehr mit.»

Einmal waren wir alle zum Tee zu Frau von Thadden eingeladen. Zum Ausgehen bereit stand ich schon in der Tür. Da sagte ich zu meinem späteren Mann Hans Hirschei, der illegal bei mir lebte: «Ich habe ein so schlechtes Gefühl, ich gehe nicht.» Ich komme nun mal aus einer Spökenkiekerfamilie, was mir hin und wieder das Leben gerettet hat. Und richtig: Bei dem Tee war einer als Gast dabei, der nicht stimmte.

Zum Wochenende darauf war ich in Garmisch-Partenkirchen

bei meiner Kusine Maltzan, Witwe des früheren Botschafters in Washington, der 1923 die ersten Kontakte zu den USA wieder angeknüpft hat und vorher auch in Peking war. Von ihrer Villa aus rief ich bei Solfs an, weil ich gehört hatte, sie seien in ihrem Haus in Garmisch. Am Telefon war eine unbekannte merkwürdige Stimme: «Wer sind Sie denn?» Ich schöpfte Verdacht und sagte schnell: «Ich rufe noch einmal an, wenn die Gräfin da ist.» – «Rufen Sie doch heute Abend an.» – Denkste, nicht bei mir! Da hätten sie doch längst eine Fangschaltung drin gehabt. Zu meiner Kusine sagte ich: «Ich will nicht dran rühren. Es ist Gestapo.»

Nach Berlin zurückgekommen, hörte ich, dass die Gestapo Frau von Thadden und ihre Tee-Gäste verhaftet hatte. Sie wurden alle hingerichtet, ausser Hanna Solf. Der japanische Botschafter hatte sich für sie mit Erfolg verwandt.

Eine gefährliche Situation

Ich war im Herbst 1938 gerade zur Kur in der Tschechoslowakei, als die deutschen Truppen in das Sudetengebiet einfielen. Da sass ich nun in der Klemme, denn ich hatte meinen Pass nach Berlin geschickt zur Devisenbewilligung. Ich wollte über die Berge zurück nach Deutschland, und sie haben mich erwischt. Es fand sich einer, der aussagte, er würde mich kennen und ich hätte wer weiss was gemacht. Ich hab ja auch allerhand gemacht. Aber das wusste der nun wirklich nicht. Aus dieser Lage bin ich eigentlich nur durch persönliche Frechheit herausgekommen. Der Mann, der die Unterbringung leitete, die zum Lager Patschkau gehörte, wollte unbedingt mit mir schlafen. Ich hab ihn derartig unter den Tisch getrunken, dass es dazu nicht kam. Ich habe das Telefon oben in seinem Zimmer abgeschnitten und gesagt, er wünsche nicht gestört zu werden, habe die Tür von aussen zweimal abgeschlossen und den Schlüssel an mich genommen. Dann bin ich mit dem Zug nach Berlin gefahren.

Als ich ankam, traf ich als ersten einen von unseren kommunistischen Leuten, die am Kudamm einen Imbisswagen hatten: «Sie laufen hier frei rum? Im Alex hängt ein Steckbrief gegen Sie wegen Landesverrat.» Da bin ich nicht nach Hause gegangen, sondern zum Kunsthändler Klever, der mir einen

sehr guten Nazianwalt besorgte. Der Anwalt riet mir: «Gehen Sie hin, machen Sie ein Riesenfass auf und beschweren Sie sich! Damit können Sie vielleicht durchkommen. Glückt es nicht, müssen wir sehen, dass die Sie nicht ins KZ schicken. Dann hole ich Herrn von Reichenau und wen wir noch so auf Lager haben.» Ich war doch nah verwandt mit dem lieben Walther von Reichenau, er hatte meine Schwester Nummer zwei geheiratet.

Doch die Situation endete noch einmal glimpflich für mich. Ich wurde zur Vernehmung ins Polizeigefängnis Alexanderplatz bestellt. Das war vielleicht ein Gefühl, wenn man den Gang entlangging und hinter einem «ratsch!» das Gitter herunterrasselte, und wieder «ratsch!» das nächste Gitter. Ich habe dann mit einem etwas schlafmützigen SS-Mann ziemlich herumgeschrien und mit kleinen Gegenständen um mich geworfen. Ich konnte ja beweisen, dass ich meinen Pass zur Behörde nach Berlin geschickt hatte, aber sie konnten mir nichts beweisen von dem, was sie mir anhängen wollten. Ich erreichte die schriftliche Aufhebung des verhängten Arbeitsverbots. Das Plakat wurde zurückgenommen. Die Gestapo entschuldigte sich.

Verfolgte über die Grenze bringen

Ganz schlimm wurde es für die Juden nach 1938. Da fing das an, dass ihnen keine Wohnungen mehr nachgewiesen wurden, dass sie sich registrieren lassen und später dann mit dem Stern gehen mussten. Dann haben wir, ein Kreis, der sich ganz fest kannte, Leute versteckt, ihnen mit falschen Papieren geholfen und die, die aus Deutschland rauswollten, illegal über die Grenze gebracht. Dazu war eine enorme Aktivität nötig. Natürlich sind auch Leute dabei kaputtgegangen, weil sie es körperlich nicht schafften. Wer über das Gebirge rausgebracht wurde, hatte ganz schöne Strapazen hinter sich zu bringen. Es ging über Strecken, die nicht einzusehen waren, auf einsamen Wegen, wo kaum einer hinkam ausser passionierten Sportlern. Ich habe mein Leben lang geklettert, ich konnte das. Manche wurden auch von Skiläufern abgefahren oder über den Bodensee geschwommen, über den Untersee. Da musste man stundenlang schwimmen, natürlich im Schutz

der Dunkelheit, war auch ganz dunkel angezogen. Die Leute, die das machten, nannte man die *Schwarzen Schwimmer*. Auf der Schweizer Seite wurden die Illegalen von einem reizenden Mann in Empfang genommen. Er gehörte zu dem Kreis um Exzellenz Solf, ist auch, als die alle aufflogen, mit umgekommen. Der Begleiter schwamm dann gleich wieder zurück. Ich bin mal rübergeschwommen mit einer Sechzigjährigen, die hat mir sehr imponiert. Auf der Rücktour haben sie mich beinah erwischt.

So verschwiegen wie die Wege mussten auch die Fluchthelfer sein. Zuerst ging es nach Österreich, ab März 1938 dann über die Berge nach Frankreich und natürlich in die Schweiz. Über Holland wurden viele noch lange rausgebracht, bis dort Krieg war. Im Allgemeinen mussten sich die Leute, wenn sie über die Grenze waren, so durchwursteln. Schlimm war die Schweiz. Ich denke immer noch mit blutendem Herzen an den kleinen Josef Schmidt, diesen begnadeten Sänger, der in der Emigration quasi verhungert ist.

Es sind auch fürchterliche Sachen passiert. Die Verfolgten haben manchmal ein wahnsinniges Geld an ihre Helfer gezahlt und sind an der Grenze kalt lächelnd der Gestapo übergeben worden. Ekelhaft! Der Hunger nach Geld oder danach, Geld zu machen, war schon gross. Einmal haben wir Grauensvolles erlebt. Wir hatten eine jüdische Krankenschwester an die Schweizer Grenze gebracht. «So, jetzt sind zwanzig Minuten Zeit, und keine deutsche Wache geht!» Das hatten wir ja alles vorher ausspioniert. «Jetzt geh geradeaus rüber.» Es war schönes Wetter, sie setzte sich unter einen Baum, schlief ein und wurde verhaftet. Da kam man sich schuldig vor, dachte: Hättest du sie doch über die Grenze gebracht. Aber wir waren ja auch nicht allzu gut dran als Fluchthelfer.

War diese Frau leichtfertig, oder hat sie die Lage nicht richtig eingeschätzt?

Schwer zu sagen, es gab ja Leute, die sie nie richtig einschätzten. Ich hatte eine gute Bekannte, die sehr lange noch in Prag war. Sie gehörte auch zu den Leuten, die immer gesagt haben: «Ach was, uns passiert nichts, seit Jahren halten wir das Deutschtum hoch.» Die glaubten einfach nicht an das Schreckliche. Ich habe im Einzelgang vielen Verfolgten geholfen, indem ich sie an oder über die Grenze geführt habe.

Dann hatte ich die Schlüsselstellung in Berlin, habe das von hier aus organisiert und hatte gute ortskundige Leute an den Grenzen.

Unehchte Gestapoleute

Als Ergebnis eines Husarenstückchens haben wir mal eine Menge Menschen rausbekommen. Wir haben einen Plan gemacht, wie wir sie der Gestapo wieder entreissen können. Zuerst wurde einem Gestapomann der Wagen geklaut, das war das Wichtigste. Früher zerschlug man im Auto ein Fieberthermometer da, wo die Gangschaltung ist. Das Quecksilber schloss kurz, und man konnte den Wagen sofort starten. Der Gestapobeamte hat den Diebstahl meistens nicht gleich gemeldet, weil es ihm sehr peinlich war. Ein paar Tage hatten wir dann diesen Wagen zur Verfügung und haben Gestapotätigkeit in ihm ausgeübt, um Leuten zu helfen. Uniform? Ach, die hatte man doch auch, das war nicht so schwierig. Die Antiororganisation war ganz gut bestückt. Die Frage war nur immer: Wer möchte freiwillig das verhasste Ding anziehen? In diesem Fall sind wir zur Gestapohölle Schulstrasse gefahren, haben gesagt, wir wollten die Liste haben, sie hätten doch einen Schub Leute gekriegt von da und da, und die sollten doch gar nicht hierher, sondern zur Prinz-Albrecht-Strasse. Wir haben diesen Mann so angebrüllt, dass er das geglaubt und uns die Liste ausgehändigt hat. Wir haben die Leute sofort eingeladen und waren im Nu mit ihnen weg. Die sind nicht schlecht erstaunt gewesen, als wir im Wald angehalten haben und fragten: «Wer von euch hat Verwandte, bei denen er Unterschlupf finden kann, und wem sollen wir helfen?» Solche Sachen haben wir gebracht.

Bei der Briefzensur

Bald nach Kriegsausbruch wurde ich dienstverpflichtet zu einer Militärbehörde und musste bei der Briefzensur als Dolmetscherin arbeiten. Da man für diese Aufgabe die Fremdsprache perfekt beherrschen musste, gab es dort viele Leute mit dekorativen Namen. Die gesamte Auslandspost

wurde zensiert. Das war sehr gut organisiert. Man hatte die ganze Korrespondenz des betreffenden Menschen im Griff, Briefe, die er schrieb und die an ihn gingen. Nun gab es Leute, von denen man wusste, dass da nicht viel drin stand. Man bekam mit der Zeit ein sehr feines Gefühl dafür, wer Mitteilungen machte und wer nicht. Briefe von Agenten, denen man auf der Spur ist, bekommen etwas Gehetztes, das spürt man beim Lesen. Ich hätte nie etwas weitergegeben, aber die «Braven» meldeten eben alles Verdächtige.

Die Briefschreiber konnten uns im Allgemeinen danken, dass da loyale Leute sassen. Die Korrespondenz eines bekannten Mannes war zum Beispiel so, dass ich eines Tages hingefahren bin und sagte: «Um Gottes willen, lassen Sie diese Briefe sein! Ich sitze in der Briefzensur und kann das nicht länger mitmachen, zumal Sie auf Bütten schreiben. So viel Bütten, wie Sie vollschreiben, könnte ich gar nicht runterschlucken. Vielleicht kommt mal ein anderer an meine Stelle, und dann sitzen Sie drin.»

Ich verkehrte freundschaftlich im Hause der Frau von Ramm, der Cousine von Hubschi von Meyerinck. Ihr Sohn war Referendar. Dem habe ich diese Sache an einem Abend erzählt, an dem auch seine Chefin da war. Zu Besuch war ausserdem der Bruder der Frau von Ramm, ein gut aussehender Mann, der mir den Hof machte und auf den, ich ahnte es gar nicht, auch diese Chefin ganz schön scharf war. Vor Ärger hat sie die Geschichte bei der Gestapo angegeben. Ich habe fürchterliche Scherereien gehabt und wurde fristlos entlassen.

Hilfe durch die schwedische Kirche

Anfang des Jahres 1939 hatte ich engen Kontakt mit der schwedischen Kirche. Sie hat viele unterstützt, nicht nur Juden. Ihr Prinzip war, den Verfolgten ohne Ansehen von Person und Partei zu helfen. Natürlich, wenn einer reich war, konnte er etwas spenden, damit man wieder anderen helfen konnte. Aber zu der Zeit waren ja schon alle ausgepowert. Auf deutscher Seite war dabei Pfarrer Sifkowitsch, ein liberaler Mann, später FDP-Mitbegründer.

Ein hervorragender schwedischer Mitarbeiter war ein Herr Wislehn, er hatte auch gute Verbindung mit den Dänen. Die

Schweden konnten Leute sehr gut für sich gewinnen, weil sie sie glänzend mit Lebensmitteln versorgen konnten. Sie gaben uns Lebensmittel für Untergetauchte und halfen mit fabelhaften Papieren. Sie haben schneidige Sachen gemacht, Leute in Waggons für Diplomatengepäck herausgebracht, einmal haben sie sogar einen Mann als Stückgut in einem Flügel versteckt.

Der erste schwedische Pfarrer wurde in einem Flugzeug über der Ostsee abgeschossen. Sein Nachfolger, Pfarrer Möllgreen, war auch ein sehr aktiver Helfer. Er zeigte mir in der schwedischen Kirche eine Frau: «Für die brauchen wir Papiere. Sieh dir mal den Typ an, überleg mal, wo wir Papiere herkriegern.» Kurz darauf stand ich beim Fleischer an und sah eine Frau vor mir, die ähnelte der Verfolgten genau, sogar die Grösse stimmte. Und oben auf in ihrem Körbchen lag ihr Ausweis. Direkt klauen konnte ich ihn nicht, aber ich hatte ja meistens von den Schweden Geld zur Verfügung. Ich habe 500 Mark in ein Kuvert gepackt und ausgetauscht. Ich habe mich immer gefragt: Was hat die wohl gedacht, als sie nach Hause kam? Ich hatte auch Verbindung zu einer Druckerei, die Urlauber-Lebensmittelkarten nachdruckte. Mit diesen Karten war man beweglicher, weil man nicht beim Kaufmann fest eingetragen sein musste. Ich muss sagen, man lebte eigentlich recht kriminell.

Falsche Papiere

Mit den Bombenangriffen auf Berlin begann der grandiose Akt der falschen Papiere. Wir hatten schon vorher Verbindung angeknüpft mit Reviermeistern, um im Tausch gegen Lebensmittel Blanko-Ausweise zu erhalten. Nachher, als die Zentralkartei verlagert war und die Bomben fielen und ganze Strassenzüge brannten, verschafften wir uns sofort nach dem Angriff Überblick, in welchem Bezirk und Stadtteil die Polizeireviere weg waren; wo Verschüttete waren, die nicht gefunden wurden; wie sie hiessen. Dann musste man sich die Listen beschaffen und Menschen, die typenmässig passten, mit neuen Namen und Papieren versehen. So haben wir viele Leute eingeordnet. Die Polizeireviere hatten keine Übersicht mehr. Wir haben auch Leute als französische Zivilarbeiter

untergebracht auf einer Carte d'Identite. Im französischen Lager hatte ich eine Jüdin, als Fremdarbeiterin war sie besser geschützt.

Wir hatten eine kleine Jüdin, die haben wir «arisiert». Langsam, mit Papieren und allem. Sie fuhr für uns nach Hamburg in einer etwas schiefen Angelegenheit, um Geld zu beschaffen. Natürlich mussten wir, um unsere illegale Arbeit zu finanzieren, auch Geschäfte machen. Damit sie wohlhabend wirken sollte, hatten wir ihr einen wunderbaren Brillantring auf den Finger gesetzt. In Hamburg geriet sie in den fürchterlichen Luftangriff und ist im Hotel Bristol mit erschlagen worden. Die Toten waren alle auf dem Trottoir vor dem Hotel aufgebahrt, und sie hatte natürlich den Ring noch auf. Ich sagte, den müssen wir wiederhaben, den können wir nicht verlieren. Und da wurde dann jemand ausgewählt, der sich als Verwandter heulend über sie zu werfen hatte, um den Ring abzapfen zu können. Das ist auch gelungen. Wir standen ja unter entsetzlichen Zwängen.

In einem Fall habe ich es unendlich bedauert, nicht helfen zu können. Ich kannte ganz gut den damaligen Präses der Jüdischen Gemeinde, Alfred Cohn. Die Gruppe aus der Jüdischen Gemeinde und ihre nächsten Angehörigen sollten alle nach Theresienstadt kommen, aber nur für den Fall, dass keiner von ihnen sich heimlich absetzte. Einer hat es doch getan, und sie sind alle mit ihrem Präses nach Auschwitz gekommen. Theresienstadt hätten sie vielleicht überstanden, die Zeit war ja schon fortgeschritten, aber Auschwitz überstanden sie nicht.

Abschied

Ein entfernter Verwandter, der meinen Bruder und mich gut kannte, sagte immer: «Bei euch beiden kann man sich gar nicht vorstellen, dass ihr aus einer Familie seid. Ein Mensch, der einen Standpunkt und Mut hat, und einer, der alles mitmacht.» Das war ihm unbegreiflich.

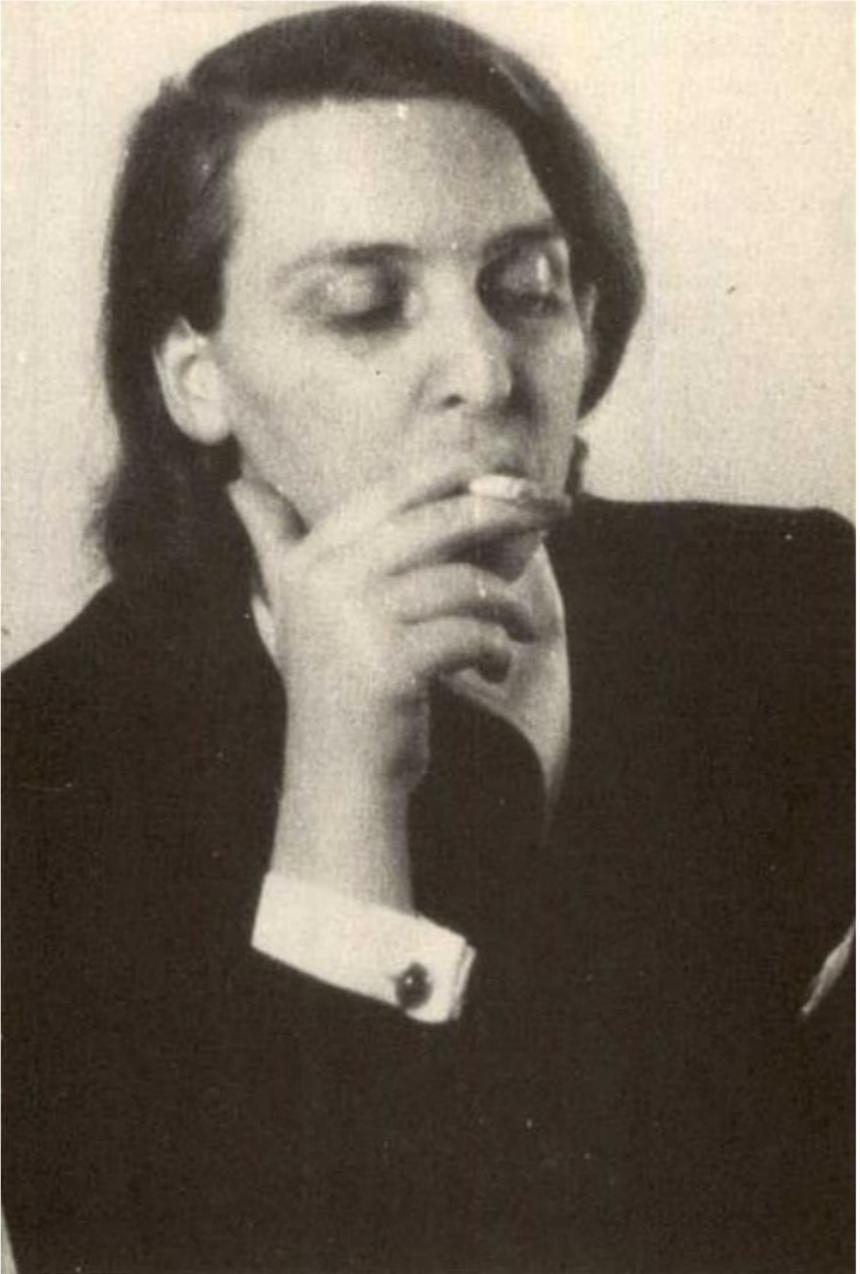
Ich habe übrigens wegen meiner nicht richtigen Einstellung viele Jahre Hausverbot gehabt. Ich habe sehr darunter gelitten. Aber zwingen konnte man mich damit nicht. Ich bin ein paarmal heimlich hingefahren über Nacht, durch die Wälder

und Felder gelaufen, weil ich das Land liebte. Die Nachbarn luden mich ein: «Komm doch, und bleib bei uns.» Wir sind aber im Kreis der Familie so erzogen worden, dass man nicht den anderen blossstellen mochte. Und sagen müssen: «Ich halte mich nun auf dem Nachbargut auf, weil der Herr Bruder es nicht anders will», das wollte ich ihm auch nicht antun. Als meine Ehe geschieden wurde, hätte er die grosse Geste machen können, dann wäre ich wahrscheinlich brav in den Schoss der Familie zurückgekehrt.

Ende 1939 habe ich meinem Bruder geschrieben, da er nun doch in den Krieg ziehen würde, hielt ich es für richtig, dass wir uns aussöhnten. Er ist 1940 beim zweiten Sturm auf die Maginot-Linie gefallen. Darauf bekam ich einen sehr bemerkenswerten Brief von meinen Anverwandten, in dem man mir mitteilte, mein Bruder sei den Heldentod für mich gefallen. Habe ich einen Brief zurückgeschrieben, es müsse ein fürchterlicher Irrtum vorliegen, er wäre für Adolf Hitler gefallen und nicht für mich. Ich bin das letzte Mal zu Hause gewesen im Frühjahr 1944, und ich bin bewusst hingefahren, um Abschied zu nehmen, habe mir gesagt: Das siehst du nie wieder. Als ich der Familie riet: Seht zu, dass ihr verschwindet!, haben sie mir Defätismus vorgeworfen.

Haussuchung

Eine der schlimmsten Gestapoagentinnen war Stella Goldschack. Um sich den Nazis willfährig zu erweisen, hatte sie ihren jüdischen Mann ans Messer geliefert. Sie war damals schon liiert mit dem Gestapomann Kübler, den sie darauf geheiratet hat. Sie hat nachweislich etwa 240 bis 250 Juden an den Galgen gebracht. Diese Frau läuft heute noch frei herum. Das habe ich von einem amerikanischen Journalisten erfahren, mit dem ich zusammengearbeitet habe. Es ist empörend. Es war bekannt, dass sie Agentin ist. Sie war eine hübsche Person, eine eiskalte Blondine, immer auf Draht, um herauszukriegen, wo Juden untergetaucht waren. Sie kam öfter mit dem Kübler zu Haussuchungen mit. Ich hab sie auch mal vom Balkon aus vor Kimme und Korn gehabt, aber habe mich dann doch zurückgehalten. Ich wäre ja dran gewesen, wenn ich da runtergeknallt hätte. Ich wurde noch gebraucht.



Maria von Maltzan, 1942.

Ab 1941-1942 habe ich meinen illegal lebenden Freund und späteren Mann Hans Hirschei bei mir versteckt. Ich hatte ihn bei meiner Pensionsmutter von einst, Fräulein von Kuhlwein, kennengelernt, sie gab Juden englischen Unterricht. Seine Mutter war in Theresienstadt umgekommen. Natürlich befand er sich in der Wohnung, wo sie ihn suchten. Ich hatte eine Couch präpariert, vorsorglich von innen Streben gemacht, man konnte sie also, wenn man drinlag, zumachen. Unten ins Holz hatte ich überall Löcher gebohrt, darüber war Leinen gespannt, das ist ja luftdurchlässig. Jeden Morgen, ehe ich wegging, habe ich Codein und ein Glas Wasser in die Couch gestellt, weil mein Freund ein Huster war. Einmal haben sie eine ewig lange Haussuchung gemacht, so fünf bis sechs Stunden, da musste man seine Nerven gut in der Hand haben. Zum Schluss sassen wir auf der Couch, in der Hans Hirschei die ganze Zeit lag. Ich bin von Natur aus kaltblütig und habe zu den Gestapoleuten gesagt: «Sie können ja die Couch durchschossen, aber nur unter einer Bedingung. Da ich gerade wieder einigermassen eingerichtet bin, kann ich mir keine kaputte Couch leisten. Ich brauche dann Bezugscheine, damit sie wieder bezogen wird.» Zu der Ausgabe von Bezugscheinen waren sie nicht ermächtigt. Und da man einen Deutschen immer bei seinem Nichtermächtigtsein kriegen kann, habe ich die Kerle richtig eingeschätzt. Nein, das könnten sie nicht. Aber die ganze Wohnung haben sie kopfgestellt. Das muss Anfang 1944 gewesen sein. Da hatten wir noch eine ganze Periode vor uns. Mein Mann hat überlebt.

Beim Roten Kreuz

Eine Zeitlang war ich beim Deutschen Roten Kreuz, wo ich auch einiges tun konnte, zum Beispiel bei Einsätzen auf Bahnhöfen. Die Soldaten steckten einem Zettel und Briefe zu, die nicht über die Post gehen sollten, und die besorgte man dann. Meine Hauptarbeit war im Büro. Durch meine Abteilung sind die Krakauer Professoren gegangen, die nach dem Einmarsch der deutschen Truppen nach Berlin gebracht wurden. Einige waren hier noch auf freiem Fuss. Ich warnte sie: «Glauben Sie nicht, was man Ihnen erzählt! Versuchen Sie wegzukommen, so schnell Sie können!» Es hat sie fast alle erwischt. Nie vergesse ich ihre klugen, feinen Gesichter.

Ich habe auch die ganze Korrespondenz für den *Roten Halbmond*, die Hilfsorganisation der Juden, geführt. Jüdische Eltern suchten ihre Kinder, die hinter der Demarkationslinie in Polen zurückgeblieben waren, in dem September 1939 von der sowjetischen Armee besetzten Teil. Wir haben zum Teil erfahren, wo die Kinder waren, meistens in russischen Kinderheimen. Aber ich nehme an, dass sie ihre Eltern nie wiedergesehen haben, sondern alle in deutschen Gaskammern geendet sind. Viele Juden waren noch auf die deutsche Seite rübergelaufen unter dem Eindruck von 1914, wo Ludendorff einen Aufruf geschrieben hatte: «An meine lieben Jidden in Poilen!» Die haben immer noch das bessere Gefühl für die Deutschen gehabt. Einmal hat mir ein polnischer Jude gesagt: «Wir sprechen jiddisch. Wenn einer Hilfe ruft, kommt uns das näher ans Ohr, als wenn's einer auf polnisch ruft.» Von diesen kleinen Juden ist kaum einer entkommen. Nur ganz wenige Überlebende waren nachher in den UNRRA-Lagern.

Beim Roten Kreuz wollte ich dann nicht mehr bleiben, weil das anfangs sehr politisch zu werden, und weil ich mich mit meiner neuen Chefin überwarf, der ich nicht so zum Munde reden konnte, wie sie das gerne wollte.

Als Tierärztin

Ich habe 1940 angefangen, noch einmal zu studieren, diesmal Veterinärmedizin. Als ich fertig war, bin ich sofort zum Tierheim Lankwitz gekommen, quasi von der Universität aus als Chef eingestiegen. Es herrschte Ärztemangel. Ich hatte in Lankwitz einen leidlichen Dienst, immer vormittags. Nachmittags habe ich im Tierschutzheim Schicklerstrasse im Osten Berlins gearbeitet. Die Leute, die dort mit ihren Tieren hinkamen, merkten schnell, dass ich anders war als die meisten meiner Kollegen. Bis drei Uhr wurden die Patienten einem Arzt zugeteilt. Danach hatten sie freie Arztwahl. Ich hab manchmal bis acht Uhr abends und länger gearbeitet. Das wurde alles als Überstunden bezahlt. Da hab ich gut verdient.

Ich habe auch als Fleischbeschau-Tierarzt in den Bezirken arbeiten müssen. Mit den Lebensmitteln, die ich dadurch

ranschaffen konnte, habe ich ausländischen Zwangsarbeitern geholfen. Zum Beispiel machte ich Fleischbeschau auf der Trabrennbahn Mariendorf. Da hatte ich meine Franzosen. Für sie war eine Aktentasche immer vollgepackt mit Wurst und Gemüse, und ich bekam eine leere mit. Den Tausch machten wir zweimal in der Woche. Ganz in meiner Nähe war ein Polenlager. Denen habe ich auch viel zugesteckt, vor allem Seife. Die konnten sie brauchen bei der Dreckarbeit, die sie machen mussten. Die Polen haben sich grossartig benommen, mich in meiner Wohnung geschützt, als die Plünderungen losgingen bei Kriegsende.

Tamara und Lucie

Anfang 1944 nahm ich zwei russische Kinder auf. Tamara und Lucie waren die Töchter des Generals Jeroschewitz und stammten aus Minsk. Die SS hatte sie in deutsche Kinderlager verschleppt. Sie haben mir furchtbare Sachen erzählt. Die Mutter ist bei dem Bombardement auf Minsk umgekommen, und sie waren bei der Grossmutter, als die grausam misshandelt wurde. Tamara konnte etwas Deutsch. Sie hat die kleine Schwester behütet, so gut sie konnte. Als sie zu mir kamen, waren sie dreizehn und acht Jahre alt. Da waren sie schon seit Jahren von ihrer Heimat weg und zum Schluss in einem Lager hier in Berlin, das aufgelöst werden sollte. Die frühere Kinderschwester, die bei einer meiner leiblichen Schwestern angestellt gewesen war, sass jetzt auf einer Verwaltungsstelle, die für das Lager zuständig war, und bat mich, die Kinder zu mir zu nehmen. Sie hatte erlebt, dass niemand diese Kinder haben wollte. Immer hiess es: «Ach, die Kleine kann ja noch nicht arbeiten.» So war die Einstellung der Leute, die sich da Kinder holten.

Ich stellte einen Antrag bei der Gestapo und bekam zu meiner Überraschung nach zwei Monaten tatsächlich eine Vorladung, um die Kinder abzuholen. Die waren vollgespickt mit Läusen, hatten Krätze und alles, was sie nur haben konnten. Ich habe sie erst mal gesundgepflegt. Patienten haben mir Kleidung und Schuhe von ihren Kindern für die Mädchen mitgebracht, die immer adrett aussahen. Ich habe ihnen Unterricht gegeben, so dass sie gebildeter waren als viele

andere ihres Alters. Tamara hat für mich eingekauft und mir geholfen. Sie stand sich sehr gut mit meinem Mann. Als sie die Lebensmittelkarten für den Einkauf bekam, fragte sie: «Er?» – «Er hat keine Karte.» – «Ach, das ist gut.» Da wusste sie Bescheid. Nachts durfte sie bei mir den russischen Sender hören, die Kleine schlief ja dann schon. Wenn wir die russischen Gefangenen in den Zügen auf dem Bahnhof sahen, sprach Tamara sie an, gab ihnen Brot und etwas zu trinken. Da bellte der Bewacher dann von weitem. Ich sagte: «Seien Sie doch nicht albern, sie ist doch ein Kind und spricht mit ihren Landsleuten.» Als die Russen schon in Berlin waren, sind die beiden noch eine ganze Zeit bei mir gewesen und dann zurückgekehrt in ihre Heimat. Der Vater sollte noch leben. Wir haben die Russen befragt auf der Strasse. Gebe Gott, dass es stimmte. Ich habe nie wieder von ihnen gehört.

Illegale Arbeit

Mit der Militärrevolte des 20. Juli 1944 hatte ich zu tun, weil ich viele aus dem Kreis der Beteiligten kannte. Im Zusammenhang damit habe ich auch Verhöre gehabt. Ich war sehr befreundet mit dem Schriftsteller Werner Keller, der unter anderem *Die Bibel hat doch recht* geschrieben hat. Ich vergesse nie, wie Helga, seine Frau, morgens total zerstört vor meiner Tür stand: «Werner ist verhaftet!» Seine Gruppe war durch irgend jemand verraten worden. Sie hatten einen Geheimsender ganz geschickt in einem grossen Bügeleisen eingebaut. Zum Glück konnten sie ihn unentdeckt in die Havel werfen. Werner Keller ist nach Torgau ins Gefängnis gekommen, er hat überlebt. Ich bin zu seiner Person verhört worden und sagte aus, ich hielte ihn für völlig unpolitisch. «Das ist doch ein Mann, der völlig versponnen vor seinem Schreibtisch sitzt und Märchen für seine Kinder schreibt, der ist doch nicht mehr im Koppe richtig.» So habe ich mich bemüht, ihn auf unwichtig herunterzuspielen. Er arbeitete bei Speer im Rüstungsministerium und war in der Widerstandsgruppe, von der wir Papiere bekamen, die bestimmte Posten im Rahmen der Rundum-Verteidigung Berlins betrafen. Wir hatten herrliche Ausweise, darauf stand zum Beispiel: «Es ist

der SS, der Gestapo und der Armee angeordnet, diesem Herrn aufs äusserste behilflich zu sein.» Mit so einem Ausweis fuhr mein späterer Mann durch die Gegend. Ähnliche Papiere bekamen wir auch über das Propagandaministerium durch einen Herrn Schlietzio. Die waren für diejenigen, die wir in ganz gute Positionen bringen wollten, sie konnten sich mit diesen Papieren natürlich frei bewegen. Schlietzio hat mir seinerzeit den Film zur Aufbewahrung übergeben, der von der Hinrichtung der Offiziere des 20. Juli gemacht wurde. Sie wurden doch alle im August 1944 in Plötzensee an Fleischerhaken aufgehängt, das hatten SS-Leute von Anfang bis Ende gefilmt. Den Film hatten Antinazis besorgt und zur Tarnung mit einem Riesenvorspann mit Mickymouse versehen. Später wurde er auf Schlietzios Verlangen den Russen ausgehändigt-

Waren Sie jemals inhaftiert?

Ach, mal ein paar Tage am Alex, meistens ganz kurz. Das betrachte ich unter «ferner liefen» ... Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis, auch wenn ich lüge. Es war eben so, dass man sich eins immer wieder merken musste, was du weisst, behalte es für dich. Ende der fünfziger Jahre war mal irgendwo in Berlin ein Round-Table-Gespräch mit einer Reihe ganz bekannter Leute aus dem Widerstand, Conradi war dabei, Annedore Leber und andere. Die Studenten, die daran teilnahmen, konnten manches schon nach den wenigen Jahren überhaupt nicht begreifen. Hätte man denn diese oder jene Frage nicht mal mit jemandem durchdiskutieren können? Da hat der Conradi gesagt: «Meine lieben Jungs, ich möchte euch mal sagen, im Allgemeinen war unsere Situation die: Wir bewegten uns in einem sehr schmalen Raum zwischen einem Karabiner und einer Wand, und das ist kein Ort für Diskussionen.» Damit hatte er recht.

Nach Kriegsende

Hatten Sie später noch Verbindung mit Leuten, denen Sie geholfen haben?

Ich habe von den vielen Leuten, denen ich zum Überleben verholffen habe, später nichts mehr gehört. Es liegt sicher daran, dass der Mensch die Gabe besitzt, Unangenehmes und

Unerfreuliches schnell zu vergessen. Das muss wohl so sein. Ich habe auch keine Dankbarkeit erwartet. Mit Helga Keller und ihrem Mann hatte ich noch briefliche Verbindung. Ich war nach dem Krieg ziemlich am Ende. Irgendwann reicht es einem dann auch. Habe in der Zeit damals von meinem jüdischen Freund ein Kind bekommen, das ist gestorben.

Was hatte man alles hinter sich gebracht, und wie war das Ende! Heute kann man sich das gar nicht mehr vorstellen. Ich war kurz nach dem Krieg als Veterinär im Bayerischen Viertel, einer Gegend, die ich doch genauestens kannte, und fand mich in dieser Steinwüste nicht mehr zurecht. Die Leute hausten in zerbombten Kellern. Ich hatte in den letzten Kriegsmonaten in einem ausgebombten Haus ein Loch entdeckt, darin herumgebuddelt und gesehen, dass da noch Kohlen drin waren. Ich bin immer nachts heimlich hin, habe die Kohlen herausgeholt und das Loch jedes Mal sorgfältig wieder zugemacht, damit ja kein anderer rangeht. So haben wir uns über den letzten Kriegswinter gerettet.

Entnazifizierung

1945 habe ich meine erste Praxis eröffnet. Eines Tages kriege ich von der Entnazifizierungskommission eine Vorladung, um meinen Gerichtsvollzieher, Herrn Krause, zu entlasten.

Die Entnazifizierungskommissionen waren ja total lächerlich. Einem grossen Teil derer, die sofort ohne Pardon hätten aufgehängt werden müssen, ist überhaupt nichts geschehen. Diese grässlichen Personen aus den Lagern Auschwitz und Majdanek z.B. leben heute noch. Wir müssen doch zugeben, dass es eine Schande ist, dass jetzt erst diese Prozesse sind. Das hätte man vor fünfunddreissig Jahren machen müssen. Und auch, was für Positionen sehr viele Altnazis wieder haben. Ich weiss von einer Patientin, die ich im Krieg versorgt hatte und die später zu mir gesagt hat: «Jetzt gehe ich nach Hamburg, da sind die Freunde meines Mannes, das ist eine geschlossene SS-Clique, da kann mir nichts passieren, da reicht einer dem anderen den Stab.» So ist es auch gewesen.

Das einzige, wo man wirklich aufpassen muss, das ist, dass die Jugend nicht wieder in diese neonazistische Strömung kommt. Man muss den Faschismus transparent machen. Und das kann man wohl besser anhand von konkreten Schicksalen, wie sie beispielsweise im Holocaust-Film gezeigt wurden, als mit dem Fakt: *6'400'000 Juden wurden vergast*. Ich glaube, das sind Kategorien, wo unsere Vorstellungskraft nicht mehr ausreicht. Wenn ich diese Zahlen höre, frage ich mich heute noch und wieder: Wie dünn ist die Tünche der Zivilisation?

Gute Frau – da seid Ihr wohl übelster Propaganda oder Sado-Pornographie erlegen...

Ein tapferer Entschluss: *Wera Fricke*

An einem Sommertag des Jahres 1939 hallte ihr Name bei einer öffentlichen Veranstaltung des BDM (Bund Deutscher Mädel) über den Mariendorfer Marktplatz. Beim Fahnenaufzug wurde unter Trommelwirbel verkündet, dass sie nicht länger würdig sei, Mitglied des BDM zu sein, und aus diesem Grunde aus der Organisation ausgestossen werde. Wie kam es dazu?

Ich besuche *Wera Fricke* 1981 im Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus, wo sie Leiterin des Nachbarschaftsheims ist. Ja, damals. Eine Weile denkt sie nach. Dann erzählt sie aus ihren Erinnerungen.

Zuerst war ich bei den Jungmädeln. Ich fand es schön, beim Zeltlager mitzumachen, Theater zu spielen und zu singen, beteiligte mich begeistert an der Werkarbeit und der Tanzgruppe. Was dahintersteckt, habe ich gar nicht gemerkt. Die politische Beeinflussung im Sinne der Nazis, meine ich. Das machten sie sehr geschickt. Mit vierzehn wurde ich in den BDM übernommen, und irgend jemand entdeckte Führungsqualitäten bei mir. Ich bekam eine kleine Gruppe gleichaltriger Mädchen anvertraut. Vielleicht schmeichelte es mir, auch die Sache machte mir Spass.

Die Konflikte begannen mit dem Konfirmanden-Unterricht in meiner Gruppe. Ich besass durch mein Elternhaus eine feste religiöse Überzeugung. Meine ältere Schwester war in einer Jugendgruppe der evangelischen Kirche. Durch sie bekamen wir Informationen über die Gefangennahme Pastor Niemöllers. Wie man gegen ihn vorging, das fand ich furchtbar. Auf einmal wurde im BDM für Sonntagvormittag ein Dienst angesetzt, genau zu der Zeit, wo die Konfirmanden in den Gottesdienst gehen wollten.

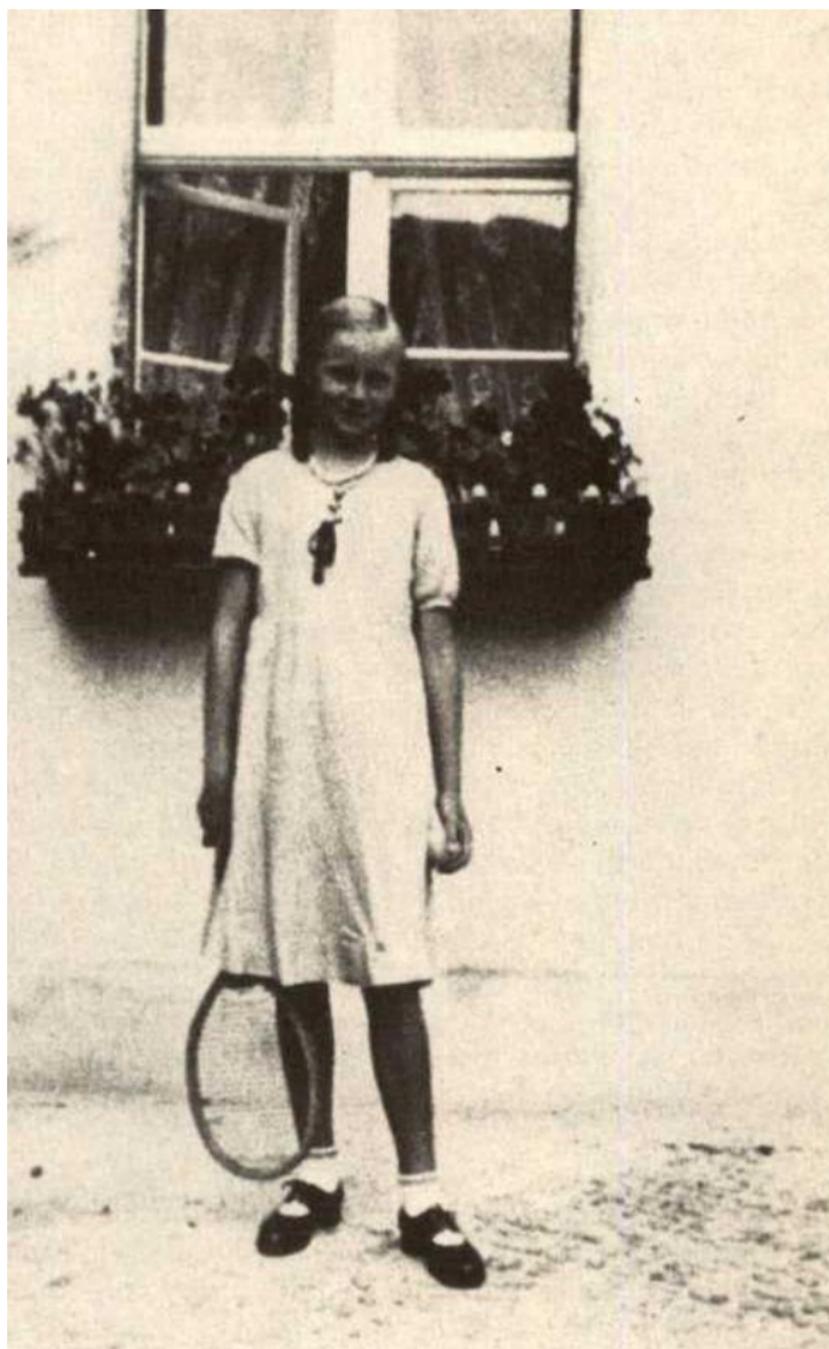
Von den Führerinnen verlangte man, dass sie ihren Gruppen sagten, alle hätten unbedingt zu diesem Dienst zu erscheinen,

er sei wichtiger als der Konfirmanden-Unterricht. Ich kam in einen schweren Gewissenskonflikt. Nach einigen inneren Kämpfen habe ich den Termin des angesetzten Dienstes so weitergegeben: «Jede von euch muss selbst entscheiden, was sie für wichtiger hält!» Daraufhin wurde ich gerügt. Ein Befehl müsse auch als Befehl weitergegeben werden. Das Bestreben, mich unter Druck zu setzen, trieb mich erst recht in die Opposition. Ich weigerte mich jetzt ganz entschieden: «Diesen Befehl kann ich nicht ausführen, dahinter stehe ich nicht.»

Von da ab fing ich an, alles viel kritischer zu sehen, mir eine eigene Meinung zu bilden, und es gab mehr Spannungen dieser Art. Ich wurde schriftlich aufgefordert, meine Haltung zu überdenken. Dann kam der Brief, in dem stand, dass ich aus dem BDM ausgeschlossen sei. Wenig später erfuhr ich von Bekannten, dass dies bei der BDM-Veranstaltung auf dem Marktplatz von Berlin-Mariendorf öffentlich bekanntgemacht wurde. Die Freunde waren nicht schlecht erschrocken, als sie da plötzlich meinen Namen hörten.

Ich fühlte mich ganz merkwürdig, gebrandmarkt, kann man sagen. In den nächsten Tagen dachte ich, in der Schule, auf der Strasse, im Laden, im Haus, ganz gleich, wo ich nun war, jemand würde auf mich zukommen, mit Fingern auf mich zeigen und sagen: Das ist doch die! Die Unwürdige, die in aller Öffentlichkeit aus dem BDM ausgestossen wurde, deren Namen wir gehört haben! Zum Glück geschah nichts dergleichen. Auch die bösen Ahnungen meiner Mutter, die über den Vorfall sehr unglücklich war in dem Glauben, ich könnte Scherereien kriegen, bewahrheiteten sich nicht. Meine Freundinnen haben zu mir gehalten, das war das Wichtigste für mich.

Mit der Zeit kam ich darüber hinweg, vergass es. Ich war ja noch sehr jung. Da nimmt man so etwas noch nicht so ernst, kann andererseits auch nicht die Konsequenzen überblicken. Sicher verstanden wir Kinder darum wohl nicht die grosse Angst vieler Erwachsener, die wir immer fühlten. Einmal war ich bei meiner Freundin zu Besuch. Wir spielten in einer Ecke. Der Vater unterhielt sich mit anderen (viel später habe ich erfahren, dass er ein alter Sozialdemokrat war). Irgendwie fiel das Wort «KZ». «Psst, die Kinder!» sagte ofort einer, und alle blickten unsicher zu uns hin. Wir merkten doch, dass



Wera Fricke, 1935.

da was lief, machten uns Gedanken darüber. Der Zwang, nicht seine Meinung sagen zu dürfen, war eine Belastung, die sich auch gerade in den Familien auswirkte.

Die Eltern sprachen in ihrer Angst nicht mit den Kindern, die dadurch noch stärker der Wirksamkeit der Naziparolen ausgesetzt waren. Als meine Mutter über den Krieg klagte, sagte ich: «Das hat Hitler wohl alles nicht so gewollt!» Damit war der Ansatz zum kritischen Gespräch gleich wieder zerstört. Es war ja so, dass Kinder unbewusst oft Äusserungen der Eltern wiedergaben und diese damit ins Verderben rissen. Nicht verstandene Redewendungen der Erwachsenen können bei Kindern ein eigenes, fremdes Bild hervorrufen. Bevor Hitler an die Macht kam, zurzeit der Brüning'schen Notverordnungen, hörte ich meine Eltern über die Arbeitslosigkeit diskutieren und Mutter sagen: «Mein Gott, der Brüning, der zieht uns noch das Hemd vom Leibe.» Da sah ich in Gedanken immer diesen Mann Brüning in unsere Wohnung kommen und die Wäsche durchsehen.

Völlig unverständlich ist mir, wie Leute nach 1945 sagen konnten, sie hätten nichts von der Judenverfolgung gewusst. An vielen Haltestellen hingen in Schaukästen unter Glas die Nazizeitungen *Der Stürmer*. Nicht zu übersehen mit ihren üblen antisemitischen Karikaturen. Mit zwiespältigen Gefühlen schaute ich sie verstohlen an. Wir waren mit einer Krankenschwester befreundet, die bei dem jüdischen Arzt Dr. Meyer arbeitete. Bei Besuchen brachte sie den kleinen Arztsohn mit, wir spielten gern zusammen. Dann kam sie nur noch allein. «Ich kann das Kind nicht mehr mitbringen, das könnte Sie in Gefahr bringen.» Unsere Wohnung lag im Postblock, einer Beamten-Wohnsiedlung. Beamte hatten die Auflage, keinen jüdischen Arzt mehr zu konsultieren.

Eine Freundin von mir wohnte in der Sybelstrasse in Charlottenburg, einer Gegend, wo viele jüdische Familien lebten. Sie wunderte sich, wenn sie bekannte ältere Damen, wie damals üblich, mit einem Knicks grüsste, dass diese traurig und ängstlich sagten: «Kind, tu das nicht mehr, du darfst mich gar nicht kennen.» Diese Freundin erzählte mir, dass sie nachts, wach geworden, aus dem Fenster mit angesehen hatte, wie Juden aus den Häusern getrieben und auf Lastwagen verladen wurden. Das waren die Probleme, mit denen man sich in kindlichem Unvermögen herumschlug, die man still für sich

behielt oder höchstens flüsternd mit der besten Freundin besprach. Und zu alledem war man in der Hitler-Jugend, ein strammes Jungmädchel, war es recht gerne, weil vieles dort, wie schon gesagt, eben Spass machte. Es war schwer, sich da durchzufinden.

Am sichersten war meine Haltung, wenn es um die religiöse Überzeugung ging. In der vorletzten Klasse der Volksschule erteilte der Rektor den Religionsunterricht. Er begann ihn so: «Alles, was ihr bis jetzt gelernt habt, ist falsch. Die Bibel ist nur ein Märchenbuch!» Im Chor mussten wir den letzten Satz wiederholen. «Die Bibel ist...» Wie kleinen Kindern wollte er uns seine Leitsätze einbleuen. Ich schwieg, sprach einfach nicht mit. Er fragte mich nach dem Grund. «Was Sie da sagen, ist nicht meine Überzeugung.» Bei der Prüfung für das Abgangszeugnis versuchte er mich einzuschüchtern. Ich hätte ja die Absicht, noch weiter zur Schule zu gehen, müsse mich also entsprechend wohlverhalten. Alle Fragen, die wir behandelt hatten, stellte er mir noch einmal. Ich war so aufgebracht, in mir kochte es. Jede Antwort gab ich nach demselben Muster: «In der Schule habe ich gelernt, dass ..., aber *ich* bin der Überzeugung, dass ...» Zum Schluss sagte er nur: «Setz dich!» Dann hat er mir eine gute Zensur gegeben, ich glaube, es war sogar eine Eins. Damals habe ich nicht verstanden, warum. Heute denke ich mir, er muss doch noch durch gegnerischen Mut zu beeindrucken gewesen sein. Wenn man standhaft bei seiner Meinung blieb, bedeutete das in dieser Zeit zwar ein grosses Risiko, aber es gab doch die Möglichkeit, sich durchzusetzen, zumindest in kleinen Dingen. Als wieder einmal der Obmann der NSDAP kam, um für das Winterhilfswerk oder die Spinnstoffsammlung Geld einzutreiben, setzte er meine Mutter unter Druck. «In Ihrer Familie sind alle berufstätig. Sie müssen mehr geben, denn die anderen Mieter im Haus richten sich nach Ihnen.» Wir fanden aber unsere Spende ausreichend. Da wurde er so unverschämt, dass ich ihm kurzerhand die Tür wies. Meine Mutter hatte berechtigte Angst, das könnte schlechte Folgen haben. Aber konnte man immer daran denken, sein ganzes Tun und Handeln danach ausrichten? Mein Vater hatte sich schon nach 1933 entschieden: «Ich gehe nicht in die Naziartei, aber wir müssen uns klar darüber sein, dass es dann aus ist mit beruflichem Aufstieg. Ich werde immer an der gleichen Stelle

Sitzenbleiben.» Er hatte das volle Einverständnis meiner Mutter dazu.

Nach der Volksschule sollte ich von Amts wegen eine besondere politische Schule besuchen. Vater war da schon tot. Mutter wollte man weismachen, das wäre eine grosse Chance für mich. Bei «falscher Entscheidung» drohte ihr die Schule, über das Jugendamt ihr die Vormundschaft für mich wegzunehmen. Aber da setzte sich meine Mutter zur Wehr. Sie machte geltend, dass sie krank sei und ihre Tochter schnell auf eigenen Füßen stehen müsse. Ich besuchte zwei Jahre die Handelsschule. Nach kurzer Arbeit in einem Verlag-er gab u.a. Bildbände über Hitler heraus – wurde ich zu einem Rüstungskommando dienstverpflichtet. Das hatte die Aufgabe, die nach Fliegerangriffen in Rüstungsfabriken entstandenen Schäden festzustellen. Für die politische Schulung gab es extra einen Referenten. Der polierte bis zuletzt an dem Image des Sieges herum, erzählte jeden Tag von der bald zum Einsatz kommenden grossen Vergeltungswaffe. Ich habe dort vom ersten Tag an in Opposition gestanden, redete die Offiziere nicht wie befohlen mit ihrem Dienstgrad, sondern stur mit ihrem Namen «Herr Schulze» – «Herr Lehmann» an. Bei Zurechtweisung sagte ich: «Ich habe mich nicht um diese Stelle hier beworben, werfen Sie mich doch raus!»

1945 war ich sehr froh, dass die Herrschaft der Nazis vorbei war. So schlimm es aussah in Berlin, Hunger, Mangel, Trümmer, Zerstörung überall, es war doch ein Neuanfang. Auch für mich persönlich. Ich wurde Kindergärtnerin. Von Politik hatte ich gründlich die Nase voll. Wenn Männer von ihren tollen Kriegserlebnissen erzählen oder Jungen mit Spielzeugpistolen herumfuchteln, rege ich mich auf. Dagegen bin ich allergisch. Ich habe meinen Sohn vielleicht zu stark, aber ganz bewusst zum Individualisten erzogen. Ich dachte, du musst ihm das beibringen, dass ein Menschenleben etwas wert ist, über der Gemeinschaft steht. Das war meine Reaktion auf den jahrelang erlebten Missbrauch des Gedankens der Gemeinschaft, auf diese Uniformiertheit. Später bin ich in die Erwachsenenbildung eingestiegen, habe begriffen, dass wir eigentlich zu wenig aus der Vergangenheit gelernt haben und uns auch heute noch oder gerade wieder mit ihr auseinandersetzen müssen.

Die Kameradschaft war für mich das Höchste: *Erna Lugebiel*

Erna Lugebiel mag ich sehr. Sie ist eine Persönlichkeit, der man sich nicht entziehen kann. Ihre starke Ausstrahlung hat mich schon mehrmals zu Geschichten inspiriert. Diesmal wird sie selbst von ihrem Leben erzählen.

Erna, wenn man deine Lebensstationen im Widerstand verfolgt, ob in der Freiheit, im Gefängnis, im Konzentrationslager, hervorragend ist immer dein Einsatz für andere, dein soziales, dein gesellschaftliches Engagement. Warst du eigentlich vom Elternhaus so erzogen?

Nicht direkt. Meine Mutter war eine kaisertreue, fromme Frau, die aus einer alten Soldatenfamilie stammte. Sie erzog mich sehr gläubig, aber ich war immer aufsässig, hatte vor niemandem Respekt. Als ein General zu uns kam, alles vor Ehrfurcht erstarrte, wollte ich ihm unbedingt einen Korb mit jungen Hunden zeigen. Ich hatte schöne blonde Locken und eine hübsche Stimme. Darum sollte ich auf einer Veranstaltung zu Kaisers Geburtstag singen: *Der Kaiser ist ein lieber Mann* und *Heil Dir im Siegerkranz*. Heimlich nahm ich meine Katze mit. Weil ihr Schwanz unter der Jacke vorguckte, wurde es bemerkt, und ich musste sie zurückbringen. Bei Prügeleien habe ich immer den Schwächeren geholfen. Wenn es gegen Grössere ging, habe ich mich mit dem Rücken an die Wand gestellt und mit der Schulmappe in weitem Bogen um mich geschlagen.

Ich besuchte die Höhere Töchterschule. In Religion hatte ich eine Eins. Eines Tages sagte ich: «Das glaube ich nicht, dass da oben einer sitzt, der würde doch runterfallen. Ist doch alles Luft.» Die Lehrerin war gar nicht erfreut über meinen kritischen Geist. Ich bekam einen Brief mit, und Mutter wurde hinbestellt, aber das änderte nichts. Wir hatten ein grosses Haus, in dem' war unsere Konditorei, *Konditorei Voley*. Nach der Schulentlassung half ich kurze Zeit im Laden. Zuerst gefiel es mir ganz gut, das war wie früher das



Erna Lugebiel im KZ Ravensbrück, Februar 1945. Zeichnung einer französischen Kameradin. Angefertigt unter ständiger Gefahr der Entdeckung, für eine Ration Brot.

Spiel mit dem Kaufmannsladen. Dann hatte ich die Nase voll, wollte Friseurin werden. Damit war Mutter nicht einverstanden. «Anderen Leuten am Kopf rumfummeln, das ist nichts», meinte sie. Da habe ich die Schneiderei gelernt. Mit siebzehn Jahren habe ich schon geheiratet. Ein Jahr später ist meine Tochter Ingrid geboren.

Wie war dein Mann? Wie hat er auf deine Aktivitäten später reagiert?

Ach, der war so lauwarm. Der war Montageingenieur für automatische Druckmaschinen. Aber sein Hauptinteresse war das Segelboot. Der war im Motor- und Segelbootclub. Wenn es irgend etwas zu erledigen gab, zum Beispiel bei der Partei, dann hat er mich vorgeschickt. Ich war auch kein politischer Mensch, habe mich aber für andere eingesetzt, gegen Ungerechtigkeit. «Dich sperren sie auch noch mal ein», sagte er. 1935 nach unserer Scheidung ist er in die SA eingetreten. Die Verbindung zu ihm ist dann abgerissen. *Und wie bist du, die sich selbst als unpolitischen Menschen bezeichnet, zum Widerstand gegen die Nazis gekommen?*

In unserem Haus war ein Tabakwarengeschäft. Die Besitzer, Mann und Frau, sagten mir, das war Anfang der dreissiger Jahre: «Nicht Nazis wählen!» Im Ballett, wo meine Tochter Ingrid zum akrobatischen Unterricht ging, war eine Liliputanergruppe: «Nicht Nazis wählen!» Dann hatten wir einen netten Kreis von jungen Ärzten. Nach Ingrids Auftritten, sie war Tänzerin, sassen wir zusammen und diskutierten. Das waren auch alles arme Teufel. Mit 120 Mark im Monat konnten sie sich nicht einmal satt essen oder die Schuhe besohlen lassen. Auch ein jüdischer Arzt war darunter. Da bekam man auch was mit. Die Informationsmöglichkeit war nicht so wie heute. Kein Radio, kein Fernsehen, die Zeitungen brachten nicht soviel. Frauen standen nicht so im politischen Leben. Das hat mich immer empört, die sollten wählen, was ihre Männer wollten, durften ohne Erlaubnis des Mannes nicht mal ein eigenes Sparkassenbuch haben. Als mein Mann auf Montage nach Italien fuhr, sagten unsere Bekannten alle: «Guck da mal, was Faschismus ist.» Na ja, ich glaube, so hundsgemein wie in Deutschland war der da nicht. Ich habe versucht, mir ein Bild zu machen, jedenfalls bin ich noch aufgewacht, ehe der grosse Kladderadatsch kam. Direkt in den Widerstand getrieben wurde ich dadurch, wie

sie die Juden behandelt haben, das hat mich radikal gemacht. Ich habe nie gegen Menschen, die ehrlich gearbeitet haben, ein Vorurteil gehabt. In meiner Arbeitsstube, heute würde man vielleicht Modeatelier dazu sagen, hatte ich vier bis sechs Frauen beschäftigt, in der Saison noch zehn ausser Haus. Ich habe für jüdische Geschäfte gearbeitet, mit ihnen bin ich am besten zurechtgekommen. Wenn jemand fragte: Weisst du nicht einen guten Zahnarzt? War das ein Jude. Einen guten Rechtsanwalt? War Jude. Der beste von Berlin. Tüchtige Leute, gute Menschen. So musstest du doch unbedingt dagegen protestieren, was die mit den Juden gemacht haben. Aus Protest bin ich nur noch in jüdische Geschäfte einkaufen gegangen. Ich wohnte neben dem jüdischen Krankenhaus. Bevor Hitler an der Macht war, kamen schon Lastwagen mit SA-Leuten, die schrien: «Juda verrecke!»

Überhaupt führte ich meinen privaten Kleinkrieg mit den Nazis. Als Rentnerin bekam Mutter bei der Weihnachtsfeier von denen eine Stolle. Die sah alt aus, ganz zerbröckelt, und eine Ecke fehlte. Kurz darauf habe ich sie zurückgebracht. «Was von Mäusen angefressen ist, braucht meine Mutter nicht.» Eines Sonntagvormittags kam ein Mann von der Partei, wollte moralischen Druck auf uns ausüben. Mutter sollte auf ihre Rente verzichten, ich könnte sie ja ernähren. Den habe ich achtkantig rausgeworfen. Damit meine Tochter nicht zum Arbeitsdienst musste, habe ich sie in ein schwedisches Ballett gegeben und machte klar, ich bestimme über sie.

Gleich 1933 machte ich mit der Brutalität der SA Bekanntschaft. Ein Jahr zuvor lernten wir durch Wohnungstausch ein junges Ehepaar kennen, Heinrich und Franziska Glöde. Heinrichs Familie war sozialdemokratisch, er als einziger Kommunist. Als Hitler rankam, war er gleich weg vom Fenster. Die Schwester hat ihn überall gesucht. «Wo ist der Heinz?» Einer wollte gesehen haben, wie er tot in der Panke schwamm. Sie hatten ihn aber in das KZ Oranienburg eingeliefert. Franziska war hochschwanger. Die SA hat furchtbar in ihrem Zimmer gehaust, die Federbetten zerschlitzt, die Sprungfedern aus den Matratzen gerissen, die Bilder von der Wand genommen, auf den Boden geworfen, das Geschirr zerschlagen. Den ganzen Tag haben wir beide aufgeräumt, bis sie ins Bett gehen konnte. Ich habe ans KZ

geschrieben, mit einem Bericht über die Haussuchung. Heinrich wurde dann entlassen, konnte seine Frau und das Baby im Krankenhaus besuchen. Sein Chef hat ihn wieder eingestellt. Er belieferte Geschäfte mit Heringen. Er hat bei mir gegessen, bis seine Frau wieder da war. Da habe ich ihn immer bis an seine Wohnungstür gebracht. Sonst hatte ich keine Ruhe. Ein hoher SA-Mann hat mir erklärt: Wenn Sie einem Verdächtigen ein Flugblatt in die Tasche stecken, bekommen Sie 50 Mark, und der wird einkassiert. Seitdem hatte ich noch mehr Sorge um alle Gefährdeten.

Zehn Jahre habe ich in meiner Nähstube für Erich Marcuse gearbeitet. Den haben sie sofort geholt. Ich zu meinem Anwalt: «Doktor, kümmern Sie sich, wo ist der geblieben?» - Antwort: «Frau Lugebiel, Sie wissen, ich bin Jude, ich kann nichts tun.» Dann haben wir erfahren, wo er ist. Nach Jahr und Tag kam er todkrank wieder aus dem KZ Buchenwald. Frau Marcuses Schwester Regina Kühn war mit einem Arier verheiratet. Sie übernahm pro forma das Geschäft. Die Marcuses sind 1938 nach Schanghai emigriert. Jedes Familienmitglied durfte zehn Mark mitnehmen. Ich habe heute noch einen Glasteller von Frau Marcuse, den sie mir zum Abschied gegeben hat. Ich habe sie dabei erwischt, wie sie ihre Papiere, Pergamente, dass sie Deutsche sind, zerrissen und weggeworfen hatte. «Geben Sie mir die Papiere, ich bewahre sie auf!» «Wozu, glauben Sie, dass es noch einmal anders kommt?» «Ja, das glaube ich ganz fest», sagte ich. Marcuse konnte sich nicht vorstellen, dass hier ein Krieg kommen könnte. «Was sollen denn die Menschen alle machen, wenn die Flugzeuge kommen?» «Das ist denen doch egal, die fragen nicht nach Toten!» Das musste er doch wissen. Am liebsten hätte ich den siebzehnjährigen Sohn von Marcuses hierbehalten. Das wäre ja ein Unglück geworden, ich hätte ihn später auch nicht schützen können. Wir konnten an sie schreiben, mussten auf die Post gehen, kleine Formulare kaufen, das war für sie das Rückporto. Die ganze Verwandtschaft und Freundschaft habe ich rangekriegt. Jeder musste einen Brief schreiben, das war sehr wichtig, dass sie von uns hörten, spürten, sie sind nicht vergessen, so konnte man ihnen noch von hier helfen.

Als Marcuses weg waren, habe ich Regina Kühn betreut. Sie hatte noch eine Schwester, eine zauberhafte alte Dame mit

dem Verstand eines zwölfjährigen Kindes, die sagte immer: «Wenn Erna kommt, ist Weihnachten.» Manchmal kam die alte Frau Kühn auch zu mir, hat sich ihren Stern abgemacht. Ich habe ihnen Essen gebracht und Kleinigkeiten, die sie dringend brauchten. Ich nahm immer jemanden zum Aufpassen mit, er stand als Wachposten vor der Tür, um mich zu warnen, falls etwas Unvorhergesehenes passierte. Sie war ja meine Chefin, ich hätte also eine Ausrede gehabt. Dann starb der Mann. Ich habe Mutter noch mit einem Paket hingeschickt. Als sie in die Wohnung kommt, sind schon welche von der Gestapo da, schreien sie an, was sie wolle. Sie hielt die Tasche so vor die Brust, da dachten sie wohl, sie wäre auch eine Jüdin und wollte den Stern verdecken. Aber Mutter war nicht auf den Kopf gefallen, sie war eine kluge Frau. Sie suche ihr Kätzchen, sagte sie, das wäre ihr weggelaufen. Stell dir vor, sie hätte nicht gleich eine Antwort gehabt. – Regina Kühn musste mit der Schwester 1943 nach Theresienstadt. Die Koffer haben wir wohl zwanzigmal ein- und ausgepackt, weil sie nicht wussten, was sie mitnehmen sollten. Ich habe danach nie wieder von ihnen gehört.

Zur Reparatur unserer Fensterscheiben schickte mir ein Bekannter einen Juden, Heinz Bergmann, der traute sich überhaupt nicht, den Mund aufzumachen. Da musste ich ganz energisch werden. «Sie setzen sich jetzt da hin und essen, Sie können sich hier wie zu Hause fühlen, können sagen, was Sie wollen, wir tun das auch.» Es ist eine Freundschaft daraus geworden. Seit 1940 war ich als Telefonistin bei der Wehrmacht dienstverpflichtet. Eines Tages rief Mutter auf der Dienststelle an: «Bergmanns werden abgeholt!» Gerechnet haben wir schon immer damit. Ich hatte überall Konservenbüchsen besorgt. Wir haben uns doch eingebildet, die könnten das mitnehmen. Das haben sie ihnen aber alles weggenommen. Dann stand frühmorgens diese kleine Alabasterfigur vor der Tür, die ist von Heinz Bergmann, die hat Ingrid über den ganzen Krieg gerettet. Ich habe auch nie wieder was von ihnen gehört. Er war ein kräftiger Bursche, hat bestimmt hart arbeiten müssen, ehe sie ihn umgebracht haben.

Dann hatten wir einen österreichischen Freund, Ernesti Schimmerling, der war Klaviervirtuose, angestellt im *Haus Vaterland*. Eines Abends holen wir ihn ab, weil Kempinski zumachen musste. Da war schon die Kristallnacht. «Wenig-

stens, Ernstei, können wir jetzt zusammen tanzen gehen», sagte ich mit Galgenhumor, sonst musste er ja immer abends spielen. Da antwortet er: «Wir können jetzt öfter tanzen gehen. Weisst du denn nicht, dass ich Jude bin?» – «Nein, aber dann komm mal jetzt mit zu uns!» sagten wir. Ich habe mich oft in Gefahr begeben. Er hat bei uns gegessen und geschlafen, wenn für ihn dicke Luft war. Einmal bin ich mit ihm auf dem Leipziger Platz, da kommt ein SA-Mann mit der Sammelbüchse, und der Ernst fasst in die Tasche und will ihm Geld geben. Ich sage empört: «Du lässt das Geld stecken, willst du deinen Feind noch ernähren?» Kempinski hat ihm das letzte Honorar geschickt. Es ist aber nur ein leerer Umschlag angekommen. Das Geld hatten sie rausgenommen. Er ist dann emigriert, war noch mal in Berlin und hat uns besucht. Leichtsinnig war er schon, trug offen eine ausländische Zeitung in der Hand. Wahrscheinlich besass er einen anderen Pass. Keine Ahnung, was aus ihm geworden ist.

Als sie dann den Stern tragen mussten, 1941, sehe ich als ersten diesen Möbelfritzen, Kiebitz hiess er, mit dem Stern an der Jacke auf der Strasse an unserem Haus vorbeikommen. Da bin ich dem um den Hals gefallen und habe so geweint. Habe ich geweint! «Um Gottes willen, Frau Lugebiel, machen Sie sich keinen Ärger!» sagte er erschrocken. Ich habe mich so geschämt. Wenn sie das mit dir heute machen würden, könnte ich doch auch nicht an dir Vorbeigehen und du nicht an mir. Gleich nach dem Ersten Weltkrieg, als unser Kind noch klein war, hatte mein Mann einen Arbeitskollegen Sonnenberg. Die Arbeitslosigkeit war so schlimm, da sind die ausgewandert nach Argentinien. Dort hatten sie Haus und Auto, es ging ihnen gut. So um 1940 steht Sonnenberg plötzlich vor meiner Tür. «Nanu, sind Sie heim ins Reich?» Ja, die Nazis hatten ihn tatsächlich zur Rückkehr überredet. Der Empfang war allerdings anders als gedacht. Man hat ihnen gleich die Dollars abgenommen, er musste unangenehme Gestapoverhöre durchlaufen. Der zehnjährige Junge sollte ins Jungvolk, da sagte er noch, dass er ein freier Amerikaner wäre, darüber haben die Nazis doch gelacht. Er bekam aber eine Villa und wurde ein hohes Tier bei einer Firma. Eines Tages bestellten Parteileute ihn ins braune Zimmer. «Volksgenosse, du bringst uns ja keine Informationen über die Arbeiter, was die so reden und denken.» «Ich bin doch kein Spitzel.» Am nächsten

Tag flog er aus der Stellung und die Familie aus der Villa. Er hatte noch seinen alten Vater in Berlin, bei dem kamen sie zu viert in Stube und Küche unter. So waren sie hart bestraft für ihre Leichtgläubigkeit. Jetzt wollte er zu meinem Mann, der sollte ihm Arbeit besorgen. Er wusste ja nicht, dass wir nicht mehr zusammen sind. Ja, da sieht man, anständig war man nicht ungestraft in dieser Zeit.

In der Chausseestrasse, wo wir zuletzt wohnten, hatte meine Schwester die Nachbarwohnung. Unter ihr wohnte eine Obernazisse. Die ist einfach mit einem Dietrich in meine Wohnung gegangen, um zu schnüffeln. Da habe ich sie überrascht und furchtbaren Krach geschlagen. «Was wollen Sie hier? Wie sind Sie überhaupt reingekommen? Ich zeige Sie an wegen Einbruchs und Hausfriedensbruchs.» Sie hat es dann in Zukunft unterlassen. Ihr Mann ist mir einmal beim Fliegeralarm zu Leibe gegangen. Ich dachte, er würde mich schlagen. Die Polizei hatte verfügt, ich solle Luftschutzwart werden. Ich habe mich geweigert, da musste er das machen. Darum war er so wütend. Dabei stand ihm das zu. Den Leuten bei Luftangriffen zu helfen, war selbstverständlich für mich, aber Luftschutzwart werden? Nein! Da bin ich auf die Polizei gegangen. Der Reviervorsteher meinte: «Frau Lugebiel, wenn Sie den Posten nicht nehmen müssen, dann lade ich Sie zum Kaffee ein.» Ich kannte von früher Dr. Habel, ein SS-Typ, Riese, blond, der war jetzt Amtsarzt in der Polizeikaserne Hannoversche Strasse. Später hat er sich dann freiwillig zur Luftwaffe gemeldet, weil er nicht ertragen konnte, was sie mit den Menschen machten. Er hat mir ein Attest ausgeschrieben. Da war ich von dem «Amt» befreit. «So, wo ist denn nun mein Kaffee?» fragte ich auf dem Polizeirevier.

Ich hatte eine Freundschaft mit einer Apothekerwitwe und ihrem Lebensgefährten. 1942 hatten wir viele Diskussionen, da lernte ich ihn als Widerstandskämpfer kennen. Er hiess Ernst Kühn. Eines Tages hatten wir einen Zwist, kamen heftig auf die Politik zu sprechen. «Erna», sagte meine Freundin, «weisst du denn nicht, dass Ernst in der Partei ist?» Ich aufgesprungen, ihn an der Gurgel gepackt, in den Schrank geschmissen, auf dem eine grosse Vase mit Tannenzweigen stand. Da fielen so die Tannennadeln auf ihn, dieses Bild habe ich bis heute vor Augen. Er war ein penibler Typ, immer gut angezogen, sehr elegant. Ich fragte ihn: «Wie bist du denn in

die Partei reingekommen?» Er stammte aus dem Kohlenpott, Ruhrgebiet. Vater und Brüder waren in der Kommunistischen Partei, sie waren ganz arme Hunde, arbeitslos, immer schäbig angezogen. Da hat er die SA gesehen, hat ihm mächtig gefallen, dass die so blankgeputzte Stiefel an hatten, ist er Mitglied geworden. Seine Parteimitgliedsnummer war unter Tausend. Er hatte das goldene Parteiabzeichen. Mit allen Nazigrößen wie Göring und anderen stand er per Du. Später wurde er ein konsequenter Antifaschist. Als mein Radio kaputt war, brachte er mir einen Kollegen von Daimler, der konnte alle elektrischen Geräte reparieren, Erich Prenzlau, der war der Leiter unserer Widerstandsgruppe, das wusste ich damals noch nicht.

Ich übernahm kleine Aufträge, einen Verfolgten zu beschützen, Kleidung zu besorgen, Geld zu spenden. Ich habe das gar nicht als Widerstand betrachtet, man handelte eben nach dem menschlichen Gefühl. Zum Beispiel kannte ich die jüdische Familie Rothschild, ein junges Ehepaar mit dreijährigem Kind. Manchmal hat der Mann, der illegal unter dem Decknamen Oberbrunner lebte, bei mir angerufen, sie hätten nichts zu essen. Dann habe ich mich mit ihm auf der Post getroffen, ihm etwas hingebacht. Das hat die Gestapo abgehört, hat mir das später vorgeworfen. Da sagte ich: «Ich hätte Ihnen auch ein Brot gebracht, wenn Sie nichts zu essen gehabt hätten.» Nachher war das eine Gruppe von fast zweihundert Leuten, nannte sich *Kampfbund*. Sie haben auch Flugblätter und eine Zeitung herausgegeben, im Betrieb Daimler-Benz. Meine Schwester brachte mir dann die Rothschilds. Als die Gestapo sie abholen wollte, war die Gertrud mit dem Peterle in höchster Not, so wie sie waren, über den Boden ausgerückt. Da ging Ernst Kühn in ihre Wohnung, hat einfach das Siegel aufgebrochen und ihnen Sachen herausgeholt. Er sagte zu mir: «Nimm die Leute erst mal, ich kümmerge mich weiter um sie.» Sie waren dann auch nur sechs Tage bei mir. Ich hätte sie ja gerne noch länger behalten, aber Mutter ist fast vor Angst gestorben.

Unter uns wohnte Frau Garske. Sie hatte ein riesiges Hitler-Bild an der Wand. Wenn wir nach oben gingen, stand die immer am Guckloch und beobachtete uns. Ich hatte sie Frau Garstig getauft, aber sie war nicht gemein und hat keinen angezeigt. Sie hat doch die Rothschilds auch gesehen, die

konnten sich ja nicht unsichtbar machen. Der junge Garske ist gefallen, da tat sie mir richtig leid. Ich musste aber doch was sagen, von stolzer Trauer und, dass sie das ja so gewollt hätte.

Wir überlegten nun, wie wir die Rothschilds aus der Gefahr bringen könnten. Einige Zeit vorher hatte bei uns im möblierten Zimmer ein Österreicher gewohnt. Griessbach hiess er und war auch gegen die Nazis. Die SA hat ihm das Gesicht zertreten. Wir haben zusammen ausländische Sender gehört. Mutter musste an der Treppe stehen, um gleich die Sicherung rauszudrehen, falls was ist. Als die Unsicherheit mit den Rothschilds war, fuhr Ingrid gerade zu einem Gastspiel nach Österreich, da lebte er schon wieder dort. Wir dachten, er würde wenigstens die Gertrud und den Peter nehmen, aber inzwischen war er mit einer Nazisse zusammen, die hat er doch aus Angst geheiratet. Ingrid durfte die Wohnung gar nicht betreten. So ein Scheisskerl. Das hätte ich nie von ihm gedacht.

Eine Zeitlang waren die Rothschilds noch bei meiner Schwester; später hat Ernst sie in einer Laubenkolonie untergebracht. Die Laubenkolonien waren ja in Berlin oft die letzte Zuflucht für solche verfolgten Menschen. Kurz danach kam die Gestapo und fragte nach ihnen. «Rothschild? Kenne ich nicht.» «Gehen Sie mal runter zu der Hänel» (das war die Obernazisse), «die vermietet immer an Ausländer.» Sie kamen wieder. Nein, da habe keiner gewohnt. «Dürfen wir reinkommen?» Ein Gestapomann und ein Jude, das sah ich sofort, den hatten sie auch gezwungen, gegen seine Leute zu arbeiten. «Darf ich mich mal bei Ihnen hier in der Wohnung umsehen?» «Wie bitte? Hier gibt es nichts zu sehen! Ist das eine Haussuchung?» «Ja, so etwas Ähnliches.» «Dann zeigen Sie mir erst den Haussuchungsbefehl! Es gibt ja so viele Betrüger.» Er ist nicht wiedergekommen. Aber der Jude ist wiedergekommen. «Frau Lugebiel, ich danke Ihnen so sehr für Ihre Aussage.» «Meinen Sie, sie sperren mich auch noch ein?» «Ja, damit müssen Sie rechnen, aber es war grossartig, wie Sie sich benommen haben.»

Mutter brachte ich immer in die Küche, wenn so was war. Da sass sie und zitterte und muckste sich nicht. Eine Angst, eine Angst! Sie hat mir so leid getan. Sie konnte nicht aus ihrer Haut heraus. Eine Begebenheit als Beispiel: Wir müssen zur

Wahl gehen. Ich schärfe ihr ein: «Du machst einen Strich über den Wahlzettel, damit er ungültig ist.» Mutter sagt ja, kommt strahlend mit ihrem Wahlzettel aus der Kabine. Ich gehe rein, lege den Zettel hin auf den Tisch, nehme den Bleistift, macht es ganz laut: rietsch! Da habe ich gewusst, dass sie es nicht so gemacht hat. Ich muss ein Gesicht gemacht haben, sogar der SA-Mann hat gelacht. Als wir über den Anschluss Österreichs abstimmen mussten, lag ich mit Venenentzündung und Lungenembolie.

Schwester und Nachbarn gingen wählen. Mein Arzt konnte mir als Jude kein Attest ausschreiben. Da schickten sie mir Sanitäter mit Tragbahre und eine Krankenschwester. Die sagt: «Die Frau ist zu krank, da kann ich keine Verantwortung übernehmen.» Weg waren sie. Zwei Stunden später kamen zwei SA-Leute, gaben mir den Wahlschein, einer sieht sich die Bilder an den Wänden an, der andere stellt sich mit dem Rücken zu mir, ganz dicht vor die Couch, dreht sich halb um, guckt auf den Wahlschein. «Dann können Sie sich auch gleich ganz umdrehen», sage ich. Schweren Herzens habe ich mit «Ja» gestimmt.

Das tat weh. Nicht weil es auf mein einzelnes Ja oder Nein so ankam, das fiel praktisch nicht ins Gewicht. Aber dass sie einen zwingen konnten, gegen die Überzeugung zu handeln, das tat weh. In allem Leid, das uns diese Schinder zufügten, später im KZ, man konnte immer wieder über sie triumphieren, wenn man ihnen Lebensmittel oder, noch viel mehr, ein Leben abtrotzte. Widerstand leisten hat mich stark gemacht. Schlimm war, wenn man ihnen nichts mehr entgegensetzen, nicht mehr gegen sie handeln konnte. Dann war man wirklich in ihrer Gewalt. So habe ich das empfunden.

Man konnte auf sich alleingestellt diese Verfolgung, vor allem das K7., nicht überleben. Welche Solidarität und Hilfe ist dir begegnet? Welche hast du geleistet?

Am 29. Juli 1943 wurde ich verhaftet. Ich war bei der Kommandantur Berlin als Telefonistin dienstverpflichtet. Oberst Forst, der oberste Nachrichtenoffizier, war mein Chef. Morgens, ehe ich zur Arbeit ging, erhielt ich eine Vorladung zur Gestapo, zum Polizeigefängnis Alexanderplatz. Da haben sie mir noch einen Passierschein ausgestellt, aber rausgekommen bin ich nicht mehr. Ich wusste, dass mir jetzt allerhand bevorstand, ich hatte den festen Willen durchzuhalten.

Am Alex war ich allein in einer Zelle. Da knallte die Sonne den ganzen Tag rein. Am Nachmittag brachten sie mir kochendheisses Wasser zu trinken. Da habe ich die Fahne geworfen. Man konnte eine Scheibe an einer Stange durch die Wand durchschieben auf den Gang, so dass der Wärter wusste, man wollte etwas. Ich bin an der Bewacherin vorbei zur Wasserleitung auf den Flur, habe den Topf ausgeschüttet und frisches Wasser geholt. Das ging so schnell, bis die sich von ihrer Verblüffung über soviel Frechheit erholt hatte, war ich schon wieder in meiner Zelle.

Im Mai war die Leitung unserer Gruppe und viele andere, etwa vierzig insgesamt, verhaftet worden, das wusste ich aber nicht. Als ich auf meine Vernehmung wartete, lief auf dem Korridor eine Frau im weissen Kleid hin und her. Jedesmal beim Vorbeigehen murmelte sie etwas, gerade so laut, dass ich es verstehen konnte: «Meinen Mann haben sie eingesperrt. Ich weiss nicht, wo er ist.» – «Nicht weinen, wenn du da reingehst.» – «Hier kommst du nicht wieder raus.» Ich gab ihr noch einen Zettel mit unserer Telefonnummer, falls sie eher rauskäme. Auf dem Weg zum Fingerabdrückenehmen hat sie die schnell verschluckt. Beim Prozess sah ich sie wieder. Sie wurde als Witwe aufgerufen. Sie sei keine Witwe. Doch, ihr Mann ist vor ein paar Tagen verstorben. Den hatten sie umgebracht. Dass die Frau nicht zusammengebrochen ist vor diesem Forum, war ein Wunder! Die war auch ein tapferer Mensch. Sie war in unserer Gruppe, aber ich kannte sie nicht. Man kannte ja immer nur die wenigen, mit denen man direkt zu tun hatte.

Im Gefängnis am Alex lernte ich Martha Paucka kennen, die wurde meine Freundin. Sie hatte schon sechs Jahre Zuchthaus hinter sich, man hatte sie wieder geholt, weil ihr Mann flüchtig war. Sie sass in Sippenhaft. Als sie am Alex eingeliefert wurde, kam ein ganz grosser, kräftiger Kommissar strahlend auf sie zu und sagte: «Na, unsere kleine Martha Paucka ist wieder da», dann hat er ihr eine geknallt, dass sie gleich an die Wand geflogen ist. Da kannst du sehen, was das für Gesindel war. Wer schon eine Frau schlägt, und dazu so eine kleine, die völlig in seiner Gewalt ist!

Bei der Vernehmung sagte mein Kommissar zu mir: «Es hat keinen Zweck, Frau Lugebiel, dass Sie um die Sache herumreden, Sie müssen jetzt ein Geständnis ablegen.» «Was für ein

Geständnis wollen Sie denn von mir haben. Ich bin eine ehrliche Staatsbürgerin, ich habe ein gesundes Kind ordnungsgemäss erzogen und zeit meines Lebens gearbeitet. Was wollen Sie noch von mir?» «Dass Sie immer gearbeitet haben, wissen wir. Sonst hätten wir Sie schon viel früher geholt. Wenn Sie jetzt nicht aufhören zu leugnen, dann haben Sie vielleicht zu Weihnachten Ihren Termin, aber vorher haben wir hier sehr schöne Keller, da kräht kein Hahn nach Ihnen.» «Also ist es doch wahr, ich habe es nicht geglaubt, was die Leute erzählt haben.» «Welche Leute?» «Die kenne ich nicht. Da müssen Sie sich auch mal anstellen nach Lebensmitteln, dann hören Sie, was so gesprochen wird.»

Vom Polizeigefängnis am Alexanderplatz kam ich in die Untersuchungshaftanstalt Moabit. Ich war der einzige Zugang an diesem Sonnabend und platzte in die Freizeit der Aufseherinnen hinein. Eine dienstverpflichtete, sehr damenhaft wirkende Aufseherin nahm mich in Empfang, führte mich in eine Zelle, die ich wahrscheinlich als besonders geräumig empfand, weil ich aus dieser Enge am Alex kam. Die helle Sonne schien hinein, und vor dem Fenster stand ein grosser Kastanienbaum, in dem die Tauben hin- und herflogen. Der Baum steht übrigens heute noch. Da sang ich plötzlich los: «Ich such' ein kleines Zimmer mit etwas Sonnenschimmer...», was eine verheerende Wirkung auf die Aufseherin hatte, dachte sie doch, ich wäre übergeschnappt. Sie wollte mir helfen, aus dieser Lage herauszukommen, und empfahl mir gleich einen Rechtsanwalt namens Hörnicke, der ja dann auch mein Verteidiger wurde.

Am Alex hatte es einen furchtbaren Frass gegeben. In der Suppe schwammen immer so rosa Fusselchen, von denen wir uns einredeten, das sei Menschenfleisch. Völlig ausgehungert war ich nach Moabit gekommen. Ich freue mich, weil ich da Erbsen serviert kriege, noch dazu in einer hübschen Schüssel. Ich nehme einen grossen Löffel, spucke ihn aber sofort wieder aus, die Erbsen waren steinhart, gar nicht gekocht. Der Kanten Brot dazu war an den Rinden ganz verschimmelt. Ich habe ihn auseinandergebrochen, damit die Erbsen garniert, mit dem Schimmel nach oben. Es sah aus wie eine Torte. So wurde es abgeholt. Die Aufseherin fragt mich, warum ich nicht gegessen habe. «Weil ich ein Mensch bin und kein Schwein!» Nächsten Tag das gleiche Essen. Die Kalfaktrizen

waren alles Strassenmädchen, die waren so lieb zu mir. Sie haben für mich das Essen weggeschüttet, das hat die Aufseherin gesehen, und sie wären beinahe in Arrest gegangen. Die riefen sich immer aus den Fenstern zu. Ich konnte sehr gut hören: «Hast du was zu rauchen?» «Nee, ich rauche Matratze.» Sie fragten mich: «Warum bist du hier?» «Weiss ich nicht.» «Lüg doch nicht, hast einen Pfeil an der Tür.» Die Bedeutung dieses Zeichens kannte ich nicht.

Dann die Verhöre. Ich nehme an, sie haben mich nicht geschlagen, weil sich so viele hohe Persönlichkeiten für mich eingesetzt haben, zum Beispiel mein Chef Oberst Forst, der ist zur Gestapo gegangen und hat sich für mich ins Zeug gelegt, hat auf den Tisch geschlagen, dass die Tintenfüässer hochgesprungen sind. Die Gestapoleute haben gemeint, unter einem deutschen Oberst hätten sie sich etwas anderes vorgestellt. «Können Sie denn ein Urteil abgeben, Sie haben doch gar nicht gedient!» ging ich gleich zum Angriff über. Dann hatten wir einen Freund, der war ein ganz hohes Tier beim Luftfahrtministerium, hatte eine Erfindung gemacht, schon zurzeit des Ersten Weltkrieges, da ist er abgestürzt. Er hatte keine Hände mehr. Der kam auch, um für mich zu sprechen. Er muss sehr deutlich geworden sein, denn sie sagten, wenn er noch mal wiederkäme, würden sie ihn auch dabehalten. Einmal dachte ich beim Verhör, einer schlägt mich. Ich hätte mich gewehrt. Ich habe so hinter dem Stuhl gestanden: Versuch es nur, ich gebe dir auch eins auf den Kopf. Es wäre mir egal gewesen, wenn ich dabei draufgegangen wäre. Ich wäre nicht still gewesen, hätte laut aus dem Fenster gerufen.

So scheusslich es in Moabit war, ich hatte doch immer das Gefühl, wo du bist, ist es sicher, wo du hinkommst, weisst du nicht. Als ich mit mehreren auf den Gang gerufen wurde, gleich die bange Frage: Wo kommen wir hin? Da stand eine Frau, die hatte auch Juden unterstützt, war schon lange drin, hatte viele Erfahrungen, tröstete uns: «Regt euch nicht auf. Ihr kommt ins Sanatorium.» Damit meinte sie das Untersuchungsgefängnis Charlottenburg in der Kantstrasse. In Moabit wurde ich einmal zur Oberin gerufen, zu einer groben, dicken Person mit harter Stimme. Die empfängt uns in der Kantstrasse. Sie war die Beste, die man sich denken konnte, eine gläubige Frau. Bei Fliegerangriff hat sie uns alle

in die unterste Zelle schliessen lassen, die lag etwas tiefer, hatte ganz dicke Mauern, das durfte sie gar nicht. Später gehörte ich zum Luftschutztrupp, bekam von ihr einen Luftschutzanzug mit Stahlhelm.

Ein Jahr war ich dort in Untersuchungshaft, bis zu meinem Termin im August 1944. Kurz davor habe ich in der Kantstrasse meinen Geburtstag gefeiert. Die Aufseherin hat ein weisses Laken als Tischtuch rausgegeben. In den Löchern auf dem Tisch waren lauter Wanzennester, gerade da, wo wir essen mussten. Ich habe die Oberin darauf aufmerksam gemacht, und sie wurden ausgeräuchert. Der Tisch war an diesem Tag mit wildem Wein geschmückt, als Frühstücksgedeck habe ich von zehn Leuten die Wurst bekommen. Könnt ich ja gar nicht essen, wollt ich nicht, hab ich wieder verschenkt. Eine junge Sängerin, Hilde Kobilka, hat mir das Ave Maria gesungen. Sie war inhaftiert, weil sie einem Bonzen, der zudringlich geworden war, eins in die Fresse gehauen hatte. Der Vater brachte immer viele gute Sachen, auch für die Aufseherinnen.

Ich war im Haus zwei in der Kleiderkammer beschäftigt, musste den Neuankommenden ihre Kleider abnehmen und sie beim Abgang wieder aushändigen. Die Anstaltskleidung bestand aus einem blauen Kleid mit grossen Taschen. Das war sehr praktisch. Wenn im Büro die Personalien aufgenommen wurden, habe ich den Häftlingen manchmal was in die Tasche gesteckt. Wieviel konnte ich selbst darin hin- und herbefördern! In diese Arbeit in der Kleiderkammer wies mich Melanie Steinmetz ein, die ich wegen ihrer immer gleichbleibenden Freundlichkeit und grossen Fröhlichkeit bewunderte und mochte. Den Kopf nicht hängen lassen, sich nicht aufgeben, da fing vielleicht der Widerstand schon an. Die Küchenaufseherin Frau Sternsdorf war eine gute Frau. Für die frisch an der Schilddrüse operierte Carmen Fruck gab sie mir ein Sträusschen Petersilie und andere Sachen. Als ich Carmen das erste Mal sah, bekam ich einen Schreck, an ihrem Hals verlief im Halbkreis eine feuerrote frische Narbe. Carmen gehörte zur Widerstandsgruppe um Herbert Baum, die unter anderem die Ausstellung der Nazis gegen die Sowjetunion, genannt das «Sowjetparadies», in Brand gesteckt hatte. Sie hat ein Jahr gekriegt und ihr «kleiner hässlicher Zwirn», wie sie ihren Mann liebevoll nannte, fünf Jahre Zuchthaus.

Das Schicksal ihrer Mutter war tragisch. Sie war nach Bayern zu Schulfreunden aufs Land gefahren, um Lebensmittel zusätzlich zu besorgen. Dort hatte sie die Äusserung gemacht, dass Adolf Hitler ein Verrückter ist, der sich auf den Teppich schmeisst und Schaum vorm Mund hat. Zu der Zeit munkelte man im Volk schon von ihm als «Teppichbeisser». Die Schulfreunde denunzierten sie. Erschwerend kam hinzu, dass aus ihrer Akte ersichtlich war, dass sie schon einmal einen Polizisten geschlagen hatte, wer weiss aus welchem Grund. Jedenfalls wurde sie in München verhaftet. Carmen ist trotz ihrer schweren Wunde zu ihrer Mutter gefahren, um ihr einen Rechtsanwalt zu besorgen. Umsonst, sie konnte nicht helfen. Die Nachricht von der Hinrichtung ihrer Mutter erreichte sie schon im Gefängnis. Nur dieses einzige Mal habe ich sie bitterlich weinen sehen. Es lag wohl an Carmens Krankheit, dass sie dauernd Hunger hatte, jedenfalls habe ich laufend um Essen gebeten, galt schon als ganz verfressen, dabei habe ich das alles ihr zugesteckt.

Manchmal haben wir heimlich geraucht. In der Gefahr der Entdeckung haben mir die anderen einmal schnell ihre brennenden Zigaretten gegeben, und ich habe sie in die Tasche gesteckt. Da war aber eine Schachtel Streichhölzer drin, die ist explodiert. Da mussten wir alles schnell aus dem Klofenster werfen. Es hat uns leid getan um die schönen Zigaretten. Die Kameradinnen aus dem Büro haben für die Raucherinnen die Kippen aus dem Ofen geholt. Das war so die kleine Solidarität.

Jede Verbindungsmöglichkeit galt es auszunutzen.

Ich habe Toilettenpapier zurechtgeschnitten, alle Zellen damit bestückt. Dabei konnte ich Informationen hin- und herbringen. Besonders die Anklageschriften derjenigen, die im gleichen Prozess waren, austauschen. Das war sehr wichtig. Wir hatten einen Kaplan, der war unser allerbesten Freund. Er hat seinen Kaffee für die Aufseherinnen spendiert, die ihm ein paar Zellen aufschliessen liessen, damit er mit den Frauen reden konnte. Im Beichtstuhl sass ich und habe ihm die Anklageschriften, die ich von den Frauen hatte, vorgelesen. Was er dazu sagt, was für Tips er gibt, die anderen haben schon gedacht, ich werde katholisch. Bei Fliegeralarm war der immer bei uns. Obwohl er Luftschutzwart für seine Kirche war, hat er nach uns geguckt.

Ich habe immer versucht, meine Kameradinnen aufzurichten. Auch, wenn ich wusste, da war nicht mehr viel zu machen. So hat mich die Oberin in die Zellen gesteckt, in denen Todeskandidatinnen sass. Das habe ich eine Weile gemacht. Den ganzen Tag trösten und beruhigen: «99 Tage hast du Zeit. Wir machen gleich ein Gnadengesuch. Du bleibst ja noch bei uns. Vielleicht ist der Krieg bis dahin zu Ende.» Nach einer Weile bin ich hingegangen: «Frau Oberin, ich bin am Ende, kann nicht mehr schlafen.» Da hat sie mich ausgelassen.

Am 20. Juli 1944 hat das ganze Gefängnis getobt vor Freude. Vorher hatten wir das von dem Attentat durchs Radio gehört. In dem Gemäuer schallte es doch so. Ich hatte das Gefühl, Hitler lebt noch. Ohne Schuhe ging ich durch die Gänge: «Seid ruhig, seid bloss ruhig!» Aber alle haben gejubelt vor Glück. Leider zu früh! Dann wurden die Frauen in Sippenhaft genommen, deren Männer oder Väter mit dem versuchten Staatsstreich zu tun hatten. In der Kantstrasse sass die drei Schwestern von Bredow; Philippa, die jüngste, bis zum Schluss, und Melitta von Stauffenberg, die ich sehr schätzte, sie wurde als «Ehrenhäftling» bezeichnet. Solch perfides Wort: «Ehrenhaft». In ihrer Einzelzelle oben im Haus stand ein Tisch, auf dem sich eine Schreibmaschine und, was mich als Raucherin besonders interessierte, grosse Mengen Zigaretten befanden, wie ich bei einem Blick in die Zelle einmal feststellen konnte. «Mein Gott, hat die Frau viel Zigaretten!» rief ich dann auch verwundert aus und wurde gleich von der Aufseherin zu-rechtgewiesen: «Das ist keine Frau!» «Wieso, ist sie etwa ein Mann?» fragte ich trocken. Nein, sie war die Gräfin Melitta von Stauffenberg, Schwägerin des Claus, der nach dem Attentat noch in den Nachtstunden des 20. Juli erschossen wurde. Wir kamen in Kontakt zueinander. Wenn sie bei Fliegeralarm runterkam, konnten wir ein paar Worte wechseln.

Als ich später vor meiner Einlieferung ins KZ noch einmal am Alex war, kam sie, um mich zu besuchen, wurde aber nicht vorgelassen. Die Aufseherin erzählte es mir. Dass sie wieder in Freiheit war, verdankte sie der kriegswichtigen Tätigkeit, die sie ausübte. Als Ingenieur für Flugzeugbau war sie Testpilotin in Gatow, flog Stukas (Sturzkampfflugzeuge) ein. Eines Tages startete sie mit ihrem Flugzeug, einem Fieseler Storch, um ihren Mann Alexander aus dem KZ zu befreien. Bei dieser Tat wurde sie – welch bittere Ironie des Schicksals – von den

Engländern abgeschossen. Sie war eine der grossartigsten und mutigsten Frauen, die ich kennengelernt habe.

Kurz vor dem Termin hat mir die Oberin einen Tag Urlaub gegeben, damit ich meine Mutter im Krankenhaus in Neuruppin besuchen konnte. Fräulein Kleink, eine gute Aufseherin, ist mitgefahren. Mutter hatte Krebs. Was war das für ein Krankenhaus? Sagt der junge Arzt zu mir: «Frau Lugebiel, versuchen Sie, dass Ihre Angehörigen die Mutter nach Hause kriegen. Wir müssen alle unheilbar Kranken und Alten umbringen.» Das hätte er keinem anderen gesagt. Er hatte erfahren, ich kam aus dem Knast. Als ich vor ihm stand, das war ganz merkwürdig, da wusste ich nicht, wo ich meine Hände lassen sollte. Vor der Oberin musste ich doch immer Haltung annehmen, nun wollte ich ungezwungen stehen und konnte es nicht. Meine Kameradin Greta Kuckhoff hat auch einen Tag frei bekommen. Sie hatte da schon ihre Begnadigung. Als ich sie kennenlernte, hatte sie Todesurteil, das wurde dann in zehn Jahre Zuchthaus umgewandelt. Sie gehörte der Schulze-Boysen/Harnack-Gruppe an. Ihr Mann Adam wurde hingerichtet. Sie hatte einen kleinen Sohn. Ich weiss noch, wie wir sie ins Zuchthaus Cottbus entlassen haben. Ich war doch in der Kleiderkammer, musste ihre Sachen raussuchen. Was haben wir da geweint. Die Hauptwachtmeisterin, Fräulein Triebusch, sagte: «Kinder, es muss doch mal ein Ende haben!»

Im August 1944 war mein Termin. Als ich meine Anklageschrift gelesen habe, habe ich lachen müssen, es gibt nichts, was ich nicht verbochen habe. Meine Familie hat mir zwei Rechtsanwälte genommen. Den Hörnicke und den Zimmermann. Letzterer war eigentlich nur dazu da, um die Verbindung zu Ingrid, zum Gericht, zum anderen Anwalt zu halten. Der Hörnicke war früher Staatsanwalt gewesen, das konnte er nicht verleugnen. Als er zum ersten Mal kam, um mit mir zu sprechen, glich das einem Verhör. Ich sagte: «Sind Sie nun mein Verteidiger oder der Staatsanwalt?» Aber er hatte gute Beziehungen zu seinen ehemaligen Kollegen, das war wichtig. Er erklärte mir: «Der Staatsanwalt hat gesagt, beweisen kann man Ihnen gar nichts. Wenn Sie nicht vor Gericht umfallen oder eine Dummheit machen, kriegen Sie Freispruch.»

Als mein Prozess vor dem Kammergericht stattfand, war

Ernst Kühn schon hingerichtet. Erich Prenzlau lebte noch, sah ganz entstellt aus von den Misshandlungen. Über zwanzig Leute aus der Gruppe wurden im Laufe des Jahres 1944 hingerichtet, er im September. Oberst Forst hatte mir zum Termin einen Leumundszeugen geschickt. Um mich zu entlasten, sagte er aus, auch bei ihm habe Erich einmal ein Bügeleisen repariert.

Der Richter hat mich gefragt, warum und wofür ich das Geld gespendet habe. Die müssen Fehler gemacht, etwas aufgeschrieben haben. Ich habe keinen Namen genannt, nicht mal Prenzlau, nur Erich. «Sie müssen ja feine Freunde gehabt haben, von denen Sie nur die Vornamen kennen.» «Ja, aber Sie wären in den Kreis nicht reingekommen.» Dann wieder der Richter: «Angeklagte Lugebiel, haben Sie denn nicht gesehen, dass der Mann ein Jude war?» «Nein, er sah aus wie Gustav Fröhlich.» Das war ein beliebter Filmschauspieler. Da hat das ganze Gericht gelacht, sogar die beiden Gestapos. Hätten die mich gefragt, die frechen Hunde, hätte ich gesagt, ich habe ja nicht mit ihm geschlafen. Vor Gericht wollte ich das nicht machen. Ich hatte elf Stunden Termin, habe nachher zum Schluss den Richter mit Brille gesehen, obwohl der gar keine aufhatte. Dann bin ich freigesprochen worden, nicht mangels Beweisen, sondern einwandfreier Freispruch. Als ich das Urteil hörte, habe ich meinem Rechtsanwalt einen Kuss gegeben.

Nach dem Freispruch wartete die Aufseherin aus der Kantstrasse, um mich zurückzubringen. Von Freilassung keine Rede. Ich durfte nur schnell meine Sachen holen und musste die Nacht in Moabit verbringen, auf Betonboden liegen, von Wanzen zerfressen, hatte furchtbare Zahnschmerzen. Dann haben sie mich in das Gestapogefängnis Grosse Hamburger Strasse verladen. Als ich da hinkomme, begegne ich einer Frau in einer Kleiderschürze. Sie sieht mich an, ich sehe sie an. Diese Frau war mal zu mir in die Wohnung gekommen und hatte mich um Kindersachen gebeten. Grosse Hamburger Strasse war doch die Sammelstelle für Juden. Ich war damals misstrauisch gewesen: «Kindersachen habe ich nicht!» Hab ihr aber eigene Unterwäsche gegeben für die Gertrud Rothschild. Sie war erschrocken, als wir uns nun sahen, und ich auch. So gute Menschen gab es auch an diesen Stellen, die hat auch alles aufs Spiel gesetzt, ihre Freiheit und ihr Leben.

Schreit aus einer Ecke eine Frau: «Frau Lugebiel, ist Ingrid auch hier?»

Das war eine Kollegin, die hatten sie eingesperrt, weil sie am 20. Juli irrtümlich ein Gespräch mit Himmler getrennt hatte. Statt wieder ins Gespräch zu gehen und sich zu entschuldigen, hat sie vor Angst gar nichts gemacht.

Wenn man in der Grossen Hamburger Strasse aufsässig war, wurde man in den Kleiderschrank gesperrt. Da war ein junger SS-Mann, ein schnoddriger Lümmel, ich bin nicht vor ihm aufgestanden, es gab nur ein paar Matratzen auf der Erde, da lagen wir. «Ich sperr dich in den Schrank.» «Da pass ich gar nicht rein!» Wir hatten keine Fensterscheiben in der Zelle, nur Stacheldraht. Auf dem Hof haben die SS-Leute mit Totenköpfen Fussball gespielt. Mich haben sie immer wieder verschoben. Zu Hause sollten sie nicht wissen, wo ich bin. Wenn die mir Wäsche gebracht haben, mussten sie lange suchen, um mich zu finden. So haben sie die Gestapohöllen von aussen kennengelernt.

Ich hatte zwei Kommissare. Linke, der kleine Schwarzhaarige, der mich immer verhört hat, hatte ein Faible für mich. Lehmann, der grosse Blonde, hat mich gehasst, wollte mich am liebsten schlagen. Einen Teil der Männer aus unserer Gruppe haben sie aus dem Gefängnis entlassen, um sie in die Strafkompagnie zu stecken. Da hat mir ein Mann, mit dem ich auf der Anklagebank sass, ich kannte ihn aber nicht vorher vom Kampfbund, zum Abschied Bilder von seinen Kindern gezeigt. Kommt der Lehmann: «Wie können Sie der Frau die Bilder zeigen, die ist das gar nicht wert!» Da sage ich: «Warum schikanieren Sie mich so? Habe ich nicht schon genug durchgemacht?» Antwortet er: «Sie sehen mir noch viel zu gut aus.» Ich habe mich immer bemüht, sauber zu sein, habe mir, wenn es ging, die Haare mit Klemmen aufgedreht. Das hat ihn wohl geärgert. Da entgegnete ich: «Wissen Sie, das kann ich von Ihnen nicht behaupten. Sie sehen recht schlecht aus.» Sah er auch. Die Fliegerangriffe setzten denen zu. Die wussten, dass ihr Ende nahte, hatten schon Schiss inne Büx. Als Mutter hörte, dass sie die Männer entlassen haben, ist sie zur Grossen Hamburger gegangen, die alte, kranke Frau wollte wissen, wo ich bin. Da haben sie ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Dann kam ich in die Gestapohölle Oranienburger Strasse. Da

mussten wir im Keller auf Zementfussboden schlafen. An der Seite gab es schräge Bretter, aber die waren immer besetzt. Abends haben wir die Mäntel angezogen und uns auf die Erde gelegt. So habe ich mir mein Rheuma geholt. Auf der einzigen Bank sassen wir wie Spatzen auf der Stange. Waschen konntest du dich nicht. Hinter der Bretterwand, die den Gang abschloss, wurden die Ausländerinnen geschlagen. Wir hörten, wie sie schrien. Die Oranienburger Strasse war für mich das Schlimmste, weil es keine Kameradschaft, kein Zusammengehen mit anderen gab. Mit Kopierstift haben sie uns die Nummer auf den Arm geschrieben. Das waren wir auch, Nummern, keine Menschen, namenlos. Ich brauchte immer den Kontakt, die Kameradin neben mir. Ich habe auch hier krampfhaft versucht, alles zu machen, was den Zusammenhalt förderte. Keine Möglichkeit.

Die nächste Station hiess Gefängnis Kaiserdamm. Nach drei Tagen war ich Stubenälteste, weil ich den Fuss zwischen die Tür gestellt habe, als die Aufseherin die Frauen nicht auf die Toilette lassen wollte. Ich war mit zwei zauberhaften Belgierinnen in einer Zelle, einer schwarzen und einer blonden. Da haben sie uns fast verhungern lassen. Meine Tochter bringt mir Zwiebeln, Mostrich und Essig, wir haben ja nur trockenes Brot bekommen. Als ich vom Hofgang zurückkomme, ist alles weg, gestohlen. Später im KZ gehe ich durch die schmalen Gänge des Krankenblocks, da fasst mich plötzlich die blonde Belgierin um. «Erna, ich muss dir etwas sagen, deine Sachen, Mostrich, Essig und Zwiebeln, haben wir geklaut!» Ein paar Tage später ist sie gestorben. Am Kaiserdamm hat sie noch gesagt, wir gehen in den Puff, dann sind wir frei. Dann bringen wir deiner Mutter alles, was wir kriegen. Und so armselig ist sie krepirt in Ravensbrück!

Am Kaiserdamm habe ich Käthe Jacob kennengelernt. Wir schreiben uns heute noch. Sie hat da erfahren, dass ihr Mann hingerichtet ist, offiziell. Kam ein Beamter. Ich sehe sie noch an der Tür, eine kleine zarte Frau, hat sich grossartig gehalten, nicht mit der Wimper gezuckt. Nur ihr Gesicht war ganz gelb, wie eine Zitrone. Eine Französin, ein junges Ding, hat sich so aufgeregt vor Mitleid, die konnte sich gar nicht beruhigen. Mit meiner Gesundheit stand es nicht gut. Der Stabsarzt hat mir Traubenzucker und Strophantin gespritzt.

Da war schon die Rede davon, dass ich nach Ravensbrück sollte. Er war ein netter alter Herr, hat mich «lagerunfähig» geschrieben. «Wenn man Sie zwingen will, ins Konzentrationslager zu gehen, setzen Sie sich einfach auf die Treppe.» So ahnungslos war der.

Der Kreis schloss sich. Ich kam noch einmal zurück zum Gefängnis Alexanderplatz, in eine grosse Gemeinschaftszelle mit hundert Frauen. Meine Freundin Martha war Stubenälteste. Als sie von meinem Freispruch hörte, hat sie bitterlich geweint. «Kinder, wir brauchen uns keine Hoffnungen zu machen, von uns kommt keiner wieder raus.» Das hat sie gewusst. Sie ist ja auch vor mir ins Lager gekommen.

Dann war es auch für mich soweit. Nachts um drei fuhr die Strassenbahn vom Alex zum Bahnhof. Wir waren die ersten, sassen im Anhänger, ich hatte einen Platz am Fenster. Wieviel Gestapokeller sie hatten, wie oft wir hielten, das weiss kein Mensch. Mit dem Rücken zu mir stand eine kleine Frau. Dachte ich, ach Gott, ich sitze nun schon eine halbe Stunde, die war ja noch nasser als ich von dem strömenden Regen. Ich klopfte ihr auf die Schulter: «Komm, setz dich mal hin!» Da ist es Martha von Ceminsky, die kannte ich vom Kaiserdamm. Das war unser Glück, dass wir uns getroffen haben, denn wenn du ganz allein warst, das war schlimm. Du musstest ja auch vorsichtig sein, es gab Spitzel und Kriminelle, die sich durch Verrat Vorteile verschaffen wollten. Nachher im Zug nach Ravensbrück sass sie mit einer Frau zusammen, die hatte was zu essen. «Komm Erna, ein Stück Schokolade.» Ich wusste gar nicht mehr, wie das schmeckt. Ein freundlicher Polizist begleitete uns. «Sie brauchen keine Angst zu haben. Eine nette kleine Aufseherin kommt, Sie abzuholen.» Die stand auch da, ein junges blondes Ding. Schrie uns an: «Ihr Mistbienen» (das Wort kannte ich noch gar nicht), «Beeilung, Beeilung!» Unbarmherzig scheuchte sie uns vorwärts, und wir hatten doch eine Siebzigjährige auf einer Bahre mitzuschleppen.

Als ich aus dem Zug stieg, habe ich tief geatmet, da war Wald. Wie lange hatte ich nichts Grünes mehr gesehen. Im Lager aber kam eine Wolke aus dem Schornstein heraus, die roch so süsslich. Tag und Nacht wurden die Menschen verbrannt. Wir standen zum Appell stundenlang, morgens in der Frühe, abends spät, und immer die dicke weissgraue Wolke, der



Erna Lugebiels Häftlingsnummer mit dem roten Winkel der Politischen.

süssliche Geruch, es hörte nie auf. Schon im Gefängnis wussten wir, dass Ravensbrück seit Herbst 1944 auch Vernichtungslager ist. Nur die Fürstenberger und Ravensbrücker Einwohner haben nach 1945 gesagt, sie hätten keine Ahnung gehabt, was da gewesen ist.

Keine acht Tage war ich da, da hatte ich Durchfall. So etwa zu zehn Frauen gingen wir ins Krankenrevier. Schwester Hedwig, ein grässliches Frauenzimmer, hat uns Temperatur gemessen. «Die einzige Kranke ist die!» deutete sie auf mich. Ich hatte vierzig Grad Fieber. Wir mussten in die Betten. Diese furchtbare Enge, nirgends richtig Platz. Zu fünft lagen wir in zwei oberen Etagenbetten, verlauste Strohsäcke, dünne, schmutzstarrende Decken. Nachts fiel Schnee in mein Bett. Die Frau neben mir war am Morgen tot. Ich konnte nichts essen, von dem Frass war mir so schlecht. Wie oft ich auf die Toilette gerannt bin, weiss ich nicht. Jedenfalls war das eine Leistung, mit diesen Holzklumpen von Schuhen, die ich anhatte. Einer wog mindestens zwei Kilo. Als ich wieder durch den Tagesraum laufe, höre ich plötzlich einen Aufschrei: «Erna!» Meine alte Freundin Martha Paucka. An meinen langen Haaren, die unter dem Kopftuch hervorguck-

ten, hat sie mich erkannt. Die anderen dachten zuerst, ich wäre ihre Tochter, denn sie hatte damals schon weisses Haar. Ich war gerade wieder im Bett, da kam sie schon mit einer Tasse Schleim und einem Stück Brot, das am Ofen getrocknet war. «Geh doch zu Block 32», bat ich sie, «da ist die kleine Martha.» Und sie hat die auch geholt. Sie hat gekämpft, dass ich noch ein paar Tage im Revier bleiben konnte, die Kleine gegen den SS-Arzt Treite, diesen brutalen Kerl.

Das war mein Glück, dass ich den Kontakt mit Martha bekommen habe. Nun war ich avisiert. Martha als alte Kommunistin war bekannt, hatte überall Genossinnen, die hat sie auf mich angesetzt, dass sie mir helfen. Zuerst war ich bei Maly Schigora untergebracht, die war Strickerin. Sie war schon über ein Jahrzehnt inhaftiert. Sie hat mir Strümpfe gestrickt, die mir bis über die Knie reichten und furchtbar kratzten. Ich sehe uns noch auf der Lagerstrasse stehen. Das war gar nicht so leicht, jemand zu finden. Du kannst dir das nicht vorstellen. Wir hatten keine Uhr, keinen Kalender, keine Ahnung, welche Zeit, welcher Tag gerade war. Zuerst rechneten wir noch mühevoll: Am Dienstag sind wir hierhergekommen, dann muss morgen Sonntag sein. Später hast du das gelassen.

Wir stehen also auf der Lagerstrasse und beraten: Martha und ich, Hilde Boy, Maria Wiedmayer und Trude Klapphuth. Hilde war nach sechs Jahren Zuchthaus schon jahrelang im KZ. Sie hatte durch ihre Aussage vor allem ihren ebenfalls im Widerstand arbeitenden Freund gedeckt, so dass er mit einer geringen Strafe davonkam. Als er frei war, hat er es durch Beziehungen ermöglicht, Hilde im KZ zu heiraten. Er musste sie nach der Trauung gleich wieder verlassen. Sie stammte aus einer Arbeiterfamilie. Als sie sechs Jahre Zuchthaus erhielt, ging die Mutter zum Gericht und bat flehentlich darum, doch drei Jahre davon an Stelle ihrer Tochter absitzen zu dürfen. Maria war seit 1935 im Gefängnis und im KZ inhaftiert. Ihr Mann hatte über zwölf Jahre Zuchthaus wegen illegaler Tätigkeit für die KPD. Er war nach sechs Jahren Einzelhaft 1942 in der Zelle ermordet worden. Trude war von der Lagerpolizei, hat uns immer gewarnt, wenn was im Gange war. Die sagte: «Bringen wir die Erna bei der Lagerpolizei unter!» Martha schätzte mich richtig ein: «Nein, das geht nicht, die Erna kann nicht schlagen.» Da hattest du einen

grossen Knüppel, und den musstest du doch auch mal gebrauchen.

Jedenfalls fiel in einem Block im Krankenrevier eine Stubenälteste aus, und da wurde ich eingesetzt. Ich hatte, wie der Berliner sagt, von Tuten und Blasen keine Ahnung. Aber ganz schnell habe ich alles mitbekommen. Ich musste mich einkleiden lassen. Die SS-Leute wollten mit uns «Schmuckstücken», wie sie uns halb verhungerte, zerlumpte Frauen höhnisch nannten, nichts zu tun haben. Alle, mit denen sie zusammenkamen, mussten sauber sein. Ich wollte mich waschen. Der Waschraum war ganz in dunkelbraun gehalten, in der Mitte standen Becken, damit sich die Frauen auch untenherum waschen konnten. So ein komisches Licht war darin, schummerig. Zu Tode entsetzt bin ich ganz schnell wieder rausgerannt. Piepend sass den Ratten auf Bergen von Leichen und frassen den toten Frauen die Ohren ab, alles, was noch an Fleisch an ihnen war. Ich bin nie mehr in diesen Raum zurückgekehrt, da hätte sich mir Herz und Magen umgedreht. Ich habe mir einen Waschlappen nass gemacht und hatte ein Stück Bezug als Handtuch, ein bisschen Kriegsseife, habe mich draussen gewaschen. Im Dienstzimmer sass die SS-Schwester, und da hatten sie «grossherzigerweise» eine Holländerin als Masseurin eingesetzt. Bei der Kameradin konnte ich mich dann waschen.

Ein Mädchen, eine Ungarin, vielleicht zwölf Jahre alt, kam zu mir: «Stubenälteste, wo ist meine Mama?» «Wenn die SS rausgeht (mittags), suche ich sie.» Aber such mal unter zehntausend Menschen. Zuerst habe ich bei uns am Block gefragt, da sagt die polnische Häftlingsärztin zu mir: «Erna, zeig dem Kind die Mutter nicht, die liegt tot in der Spülzelle.» Es gab eine Aufseherin, die zu mir immer nett war. Gleich vom ersten Tag an, als wir da aufgereiht standen, hat sie sich um mich bemüht, wenn sie mich mal ohne Winkel gesehen hat, hat sie nichts gesagt, mich auch nie geduzt. Diese Aufseherin sagt zu der kleinen Ungarin: «Du musst die Schuhe ausziehen.» Die lagen bergeweise da. Ich wusste, was nun passiert, aber das Kind wusste es doch nicht. «Frau Aufseherin, lassen Sie mich doch ein Kleid anziehen, und kann ich nicht meine Schuhe anbehalten?» So bittend klang das. Antwortet die dem Kind: «Wo du hinkommst, brauchst du keine Schuhe mehr.» So war es. Und die war noch nett,

war noch eine gute. Nachher habe ich erfahren, die Frau hatte selber Kinder.

Einmal schickt unsere Blockälteste, die Paula, den Zimmerdienst zur SS, irgend etwas zu holen, während der Mittagspause. Das war dumm von der. So wurde sie selbst hinbestellt. Sie sagt zu mir: «Erna, komm mit!» Na ja, ich gehe mit. Wir stehen vor der Kammer. Kommt so eine dicke Aufseherin raus, meint sie zur Blockältesten: «Ach, du hast dir wohl Verstärkung mitgebracht.» Ich gucke sie an und entdecke in ihr die Tochter meiner früheren Nachbarn Vettermann. Ein nettes Mädchen war sie gewesen, vor allem ihrer Mutter Hannchen habe ich viel geholfen, sie hatte Kummer mit ihrem Mann. Ich sage: «Frau Aufseherin, dürfte ich Sie mal unter vier Augen sprechen?» Da erst mustert sie mich genauer. «Erna, wie kommst du hierher?» «Ganz einfach, wie jeder anständige Mensch hierher kommt.» «Aber wie kommst du hierher?» Sie hat geweint. Wir haben versucht, Vergünstigungen für den Krankenblock über sie zu erreichen. Für hundertfünfzig Kranke hatten wir einen Schieber. Stell dir vor, mehrere mussten gleichzeitig, das war eine Katastrophe. Eine einzige Laterne hatte die Nachtschwester zur Verfügung. Die Vettermann hat uns dann noch einen Schieber gegeben und eine Lampe, die habe ich auf dem Klo nachts angehängt. Dann konnten die Frauen da ein bisschen was sehen. Sie hat mir auch zu essen geschickt. Als sie Geburtstag hatte, kam ihre Mutter. Da haben sie mich rübergeholt. Die feinste Torte stand auf dem Tisch. Hannchen Vettermann habe ich gebeten, zu uns nach Hause zu gehen und Ingrid Bescheid zu sagen, wo ich bin und wie es mir geht.

Die Häftlingsärztin im Revier war die Französin Dr. Hautval. Sie war gross und hatte kurzgeschnittenes, glattes, dunkles Haar. Wenn die SS kam, machte sich jeder kleiner, um dem Unheil zu entgehen, duckte sich. Sie, wenn sie mit der SS sprach, wurde immer noch grösser, sie wuchs förmlich vor denen auf. Ich muss mich heute noch wundern, was für einen Respekt die SS vor dieser Frau hatte. Es wurde erzählt, dass sie sich in Auschwitz geweigert hatte, Kinder zu sterilisieren. Kommt SS-Arzt Dr. Treite, sagt zu ihr: «Die Stubenälteste passt mir nicht.» Ich wusste, warum. Ich habe den Frauen die Decke umgelassen, bis sie vor ihm standen. Auch die Holzschuhe an den Füßen. Sie sollten aber nackt zu ihm kommen.

Ich fand das so, ich kann gar nicht sagen, wie, würdelos fand ich das, unsäglich erniedrigend. Am ersten Tag hatte ich einen Anblick, den ich nie vergesse. Eine Frau ging auf die Toilette, nackt, mit kahlgeschorenem Kopf. Ich sah, wie sich die Knochen bewegten. Dass die überhaupt noch laufen konnte! Ganz zum Schluss sah ich selber so aus. Ich konnte die Frauen so nicht gehen lassen, hing ihnen also die Decken um. Das nahm er mir übel. Dann habe ich ihm nie die Tür aufgemacht, die musste er sich selber mit dem Fuss aufstossen. Er wollte mich los sein. Dr. Hautval stand da, ganz ruhig, sah den frechen Treite an, den hundsgemeinen Kerl. «Die Erna ist meine beste Stubenälteste, die gebe ich nicht her.» Welcher Mut gehörte dazu!

Kurz vor dem Zusammenbruch, als die SS das KZ räumte, die Häftlinge schon alle hinausgetrieben worden waren, wollte Dr. Kurth, eine deutsche Häftlingsärztin, mich aus dem Lager jagen. «Ich bin nicht freiwillig hergekommen und gehe jetzt nicht raus.» Dr. Hautval stellte sich vor mich: «Die Erna ist krank.» Sie hat mir eine Revierkarte ausgeschrieben und mich gerettet. Sie war eine ausserordentliche Frau.

Auf einmal war der Treite weg, und Dr. Lukas kam, von Auschwitz, gross, blond, Mütze keck auf dem Kopf. Ich habe ihm nicht die Hand gegeben. «Ich will euch doch helfen.» «Na, dann helfen Sie erst mal!» Die Durchfälle! Da kam mir eine Idee, es arbeiteten ja auch Mädchen in der Köhlerei, alles mussten die Frauen machen, die schwersten Arbeiten. Mit einer riesen Steinwalze die Strasse planieren, schwere Lasten abladen und aufladen, wir hatten ja einen Extra-Bahnhof für das KZ. Ganz alte, bedrängte Frauen, die nicht mehr arbeiten konnten, meistens Belgierinnen, habe ich bei mir im Revier versteckt. Am Tage konnten sie sich in die Ecken setzen, habe sie zum Brotholen genommen.

Nun fiel mir ein, gegen Durchfall ist doch Kohle gut. Ich sagte zu den Mädchen aus der Köhlerei: «Bringt mal Holzkohle mit.» Jede trug ein paar Stück in der Manteltasche durch die Kontrolle am Tor. Paula, unser Zimmerdienst, hat eine Flasche besorgt, mit der habe ich die Kohle zu Pulver zerdrückt, so gut es ging, dann alles in eine Tüte aus Zeitungspapier getan. Alle mussten sie den Mund aufsperrn, und jede bekam einen Löffel voll reingeschüttet, einen Schluck Tee hinterher. Wenn Treite die schwarzen Mäuler

gesehen hätte, hätte ich Bunker bekommen, aber Lukas hat nichts gesagt. Bloss viel genutzt hat es auch nicht, weil der Frass immer der gleiche blieb. Sechs Monate lang nur unzerkleinerte Steckrüben und Kartoffeln in der Schale. Bin fast verhungert, weil ich mich so davor geekelt habe. Wenn man Pech hatte, bekam man ein grosses Stück Rübe, die verstopfte den Topf, guckte oben raus, da sassest du nachher wie ein Kaninchen und frassest das halbrohe Ding auf. Ich habe einmal in der Küche gesehen, wie das hergestellt wurde. Mit Holzstämpfern in beiden Händen standen die Häftlinge auf Hockern, vor den riesengrossen Kesseln. Die Kranken mit Magen- und Darmgeschwüren konnten das doch nicht essen.

Die schweren Töpfe mit dem Essen mussten die gefangenen Russinnen hin- und herschleppen. Sie sagten zu mir: «Stubenälteste, du darfst uns nicht den halbvollen Kessel wieder rausstellen!» Sie mussten dafür Strafe stehen, stundenlang, bei Schneetreiben waren sie manchmal gar nicht mehr zu sehen, so waren sie eingeschneit. Die Köpfe wurden ihnen kahlgeschoren. Dann haben sie sich ihre Locken aufgehoben und vorne an ihr Kopftuch angesteckt. Und die SS hat sich am nächsten Tag beim Appellstehen gewundert, dass die alle wieder Haare haben. Das waren die Tapfersten, die haben keine Angst gehabt vor der SS. Alles grosse, kräftige Mädchen, mussten aber auch ganz schwere Arbeit machen. «Was soll ich denn mit dem Essen anfangen?» fragte ich sie. «Bring es zum Strafblock, darfst dich aber nicht dabei sehen lassen!» Da musste ich doch über die ganze Lagerstrasse. Wir hatten als Zimmerdienst eine Österreicherin, Paula. Sie war schon sechs Jahre eingesperrt, weil sie einmal auf der Alm, wo sie dienstverpflichtet war, ihr Kind gesucht und dadurch versäumt hatte, die Kühe zu melken, und als Saboteurin denunziert worden war. «Paula, kommst du mit?» «Ja.» Wir beide treu und brav mit dem Essenkübel über die Lagerstrasse. Mir hat nicht mal das Herz geklopft. Kurioserweise hatte ich keine Angst. Ich klingel an der Tür vom Strafblock, erwarte das Gesicht einer Kameradin, kommt eine Aufseherin, zum Glück wieder diese mir wohlgesonnene. Paula rannte vor Schreck weg. Es ging gut. Wir haben das dann öfter gemacht.

Das war alles lebensgefährlich, auch, wenn man jemandem

nur eine Schüssel Essen gab. Bei mir im Block war alles sauber, das hat die Olle, die Oberschwester, immer so gefreut. Vor allem die Fenster mussten klar sein. Graciana, eine österreichische Gräfin, die den Partisanen geholfen hatte und die mir besonders anvertraut war, lag ganz oben, konnte über die Schränke hinweg auf die Lagerstrasse sehen, musste uns warnen, falls etwas Unvorhergesehenes kam. Wenn Essen ausgeteilt wurde, habe ich das Fenster aufgemacht. Draussen standen so fünf bis sechs Häftlinge, die Schüsseln wurden vom Tisch genommen und vollgefüllt, vier erst mal für meine Frauen und dann ... eine aus dem Fenster. Dabei guckst du dich nicht um, hast gar keine Zeit, das muss schnell gehen. Plötzlich, als ich die Schüssel rausreiche, denke ich, mein Arm ist ab. So hart war der Griff der Oberschwester. Sie hatte alles beobachtet. Ich habe schnell das Fenster zugemacht. Meine Oberschwester, dieses Aas, kommt rein. Sie war wütend. Ich teile ruhig weiter aus. «Erna, Sie wissen doch, dass das verboten ist. Warum machen Sie das?» «Frau Oberschwester, die Russenmädels haben mir gesagt, sie kippen mir den Rest vor die Türe. Sie müssen Strafe stehen, wenn im Kessel noch was drin ist, und die Schwerkranken können ja diese Steckerüben gar nicht essen. Meine Klosetts sind alle verstopft, selber essen kann ich es auch nicht.» Einen Moment sieht sie mich unschlüssig an. «Ach, machen Sie, was Sie wollen!» Und ärgerlich rauscht sie davon.

Sieh mal, die Häftlinge hatten solchen Hunger, waren entmenscht, waren wie Tiere, das war ja auch System. Dass sie mich damit in Gefahr bringen, war denen egal. Die dachten: Hauptsache Essen! Sie gingen einfach nicht vom Fenster weg. Einmal stand bei mir der Totenwagen vor der Tür, darauf so zwanzig, dreissig nackte Gestalten, kahlgeschoren, auf der Brust mit Kopierstift ihre Nummer ganz gross aufgeschrieben, selbst *der* Anblick hat die anderen Frauen nicht abgehalten, um Essen zu betteln. Als die SS kam und die bettelnden Frauen sah, hätte das sehr schlecht ausgehen können. Da ist die Tschecin, die Stubenälteste von nebenan, für mich rausgegangen und hat sie weggeschickt. Das vergesse ich ihr nicht. Ich hätte es nicht fertiggebracht, die hungernden Menschen zu verjagen. Einmal rufen sie mich. Da schlägt die Blockschwester so sehr eine Französin, die ans Fenster gekommen war. Die suchten ihre Landsleute, wollten ein

paar Worte mit ihnen sprechen. Und die reichten ihnen dann mal etwas von dem Frass raus, den sie nicht essen konnten. Was sollte ich machen, ich konnte der doch nicht in den Arm fallen. Habe mich nur ganz dicht neben sie gestellt und sie unverwandt stumm angesehen. Sie hörte mit dem Schlagen auf. «Erna, schreiben Sie die Nummer des Häftlings auf.» Sie ging weg. Später wollte sie den Zettel mit der Nummer haben. Ich suchte krampfhaft in meiner Schürzentasche. «Ach, jetzt habe ich ihn verloren.» «Das habe ich gewusst», sagte sie zum Glück nur und hat nichts weiter unternommen.

Da hatten sie doch Auschwitz vor der näher kommenden sowjetischen Armee geräumt. Die bei uns eingetroffenen Frauen mussten in den engen Gängen zwischen den Blocks tagelang im Schnee stehen, von SS-Männern scharf bewacht. Mit einer Kanne kochendheissem Tee, der mir dauernd in die Schuhe schwappte, versuchte ich, zu den Frauen durchzudringen. Erst bei einem Bewacher, der alt und müde aussah, nichts von Germanenfigur hatte, der Mantel war ihm viel zu gross und reichte fast bis auf die Erde, glückte es mir kurz. Viele Männer waren ja nun schon für diesen Dienst eingezogen. Und doch gab es Frauen, die Verwandte und Freundinnen unter den Auschwitzern ausspähten und sie rausholten aus den Reihen, so eine war die holländische Kameradin Evelyn. Sie hatte eine Art, über die SS-Leute hinwegzusehen, die mir auffiel, so als ob die gar nicht da wären.

Nun kam sie zu mir und bat um Brot für die Auschwitzer Frauen, Frauen, die sie vor der Vergasung gerettet und auf Blocks hatten unterbringen können. Gerade als ich ihr eines gegeben hatte, kamen irgendwelche SS-Leute rein. Und nun ging mit Evelyn eine erstaunliche Veränderung vor. Sie verbeugte sich höflich, hielt der SS die Tür auf, nahm eine devote Haltung an, dabei hielt sie mit einer Hand das Brot hinter ihrem Rücken versteckt. Krampfhaft bemüht, es nicht sehen zu lassen. All ihr Sinnen und Trachten war nur auf die Rettung des Brotes gerichtet. Sicher hätte die Entdeckung uns beide ins Unheil gerissen, aber sie dachte nur an die völlig entkräfteten Frauen, die noch nicht gerettet waren, für die Brot Weiterleben bedeutete.

Ganz zum Schluss wurden mir alle meine Frauen vergast und die schwangeren Frauen aus Auschwitz ins Revier gelegt. Die hatten so schrecklichen Hunger. Ich bin in die Küche gegang-

gen und habe das einzige Mal die Aufseherin um Nachschlag gebeten. Da sagte ein SS-Mann zu meiner Verblüffung: «Wir haben doch noch so viel Hühnerbrühe übrig, von dem Frikassee.» Mit einer Zigeunerin habe ich den Kessel geholt, der war so schwer, habe auch einen Bruch bekommen von dieser Schlepperei. Wie haben sich die Frauen über die Hühnerbrühe hergemacht!

Schlagen konnte ich nicht. Weisst du, manchmal haben sie mich wirklich fast zu Tode geplagt, aber ich hätte mir doch nie einfallen lassen, sie zu hauen, obwohl ich es gedurft hätte. Als Stubenälteste hatte ich das Recht. Einmal haben sie mich richtig überfallen und wollten an den Essenkübel gehen. Nun hatten wir doch solche Literkellen, die musste man mit beiden Händen anfassen. Ich habe mich mit der Kelle in den Händen auf den Kessel gesetzt, ich hatte da fünfzig oder sechzig solche Frauen. «Nur über meine Leiche kommt ihr hier ran! Das Essenausteilen ist meine Sache.» Auf solche Gelegenheiten hat die SS ja nur gewartet, um mit der Pistole reinzuhalten, die hätten uns vielleicht alle erschossen. Aber ich habe mich durchgesetzt. Als wieder alles in Ruhe war, wir hatten schon das Geschirr abgewaschen, kommt eine Beamtin rein: «Wo ist hier eine Schlägerei? Hier war eine Schlägerei.» «Wer sagt das? Keine Schlägerei.» War Paula hingegangen, wollte die SS holen vor lauter Angst.

Ich habe auch immer die Tür aufgelassen, damit alle sehen konnten, dass ich mir nie etwas extra genommen habe. Wenn ein grosses Stück Fleisch im Essen war, habe ich es zerkleinert, und jeder hat ein paar Fusselchen bekommen. Mal hat mir meine Kameradin Mieke Krüger, die in der Küche war, einen kleinen Blumenkohl, eine Mohrrübe, ein paar Kartoffeln für ganz schlimme Fälle gebracht. Das waren Kostbarkeiten, sogar die paar Tropfen Kartoffelwasser. Damit konnte man einer, die ganz schlimm dran war, helfen. Mieke, Frau eines Arbeiters, gehörte auch zu dem Kreis der Frauen, die in Sippenhaft eingesperrt waren. Ihr Mann lebte in der Illegalität, da hatte man sie geholt. Als das Rote Kreuz kam, die ersten ausländischen Frauen, hauptsächlich Französinen, aus dem Lager holte, ist Mieke hingegangen, hat den Abgesandten vom Roten Kreuz die Hand gegeben, sich bei ihnen bedankt, dass sie einige aus dieser Hölle erlösen. Wie ein Lauffeuer ging das durchs Lager.

Eines Tages, ich war noch nicht so lange Stubenälteste, hält mir eine Schwarzwinklige (ein Häftling mit dem schwarzen Winkel der Asozialen) ihre Hand hin. Auf der liegen die Scheibe Wurst und der Margarineklecks, die es Sonnabend zum Abendbrot als Kaltverpflegung gab. Es war Emmi Heitmann, sie trug immer eine Baskenmütze, hatte ein Glasauge und eine tiefe Stimme. Sie sah abenteuerlich aus, hatte einem Schmugglerring angehört. Zuerst hatte ich fast Angst vor ihr. «Gibst du mir eine Ration Brot?» Ich gebe ihr eine. «Aber dein Kalt (Kaltverpflegung) behältst du!» «Det ham wa aba imma so jemacht.» «Aber nicht bei mir.» Sie kam, kriegte ihre Ration Brot. Dadurch, dass wir die Toten im Revier nicht gleich gemeldet haben, hatten wir deren Rationen Brot übrig. Ich gab ihr auch eine grosse Schüssel Steckrüben, für ihre anderen Frauen, mit denen sie zusammen in der Malerei arbeitete. Da bekamen sie jeden Tag einen Topf Magermilch. «Soll ich dir Milch bringen?» Rosa Thälmann bekam von mir eine Ration Brot extra für Emmi Heitmann, und die stellte ihr dafür Milch ans Fenster.

Rosa war die Frau des Vorsitzenden der KPD, Ernst Thälmann, der im August 1944 nach elfjähriger Haft im KZ Buchenwald umgebracht worden war. Sie war mir von den Frauen der illegalen politischen Lagerleitung anvertraut worden, sie zu beschützen, so gut es ging. Die Österreicherinnen hatten mir auch zwei Kameradinnen ans Herz gelegt, Graciana, die ich schon erwähnte, und Mathilde Auferbauer. Von der Misshandlung durch die Gestapo war Mathilde an den Beinen gelähmt, aber sie hatte goldene Hände. Zur Weihnachtsfeier 1944, die der SS für die Kinder im Lager abgetrotzt wurde, hat sie aus Abfällen herrliche Sachen gebastelt. Die erste Begegnung mit ihr hat mich tief erschüttert. Ich suche sie und komme an ihr Bett. Da liegt sie vor mir, sie konnte doch nicht zur Toilette laufen, im Dreck und Gestank, eine Frau mit schönem Gesicht und herrlichen dicken schwarzen Zöpfen. Die Kameradinnen hätten mich geschickt, ob sie irgendeinen Wunsch hätte, sagte ich. «Ja, wenn mir mal jemand den Strohsack aufschütten würde.» Da musste ich mich abwenden, um nicht loszuheulen. So erbarmungswürdig war das. Mathilde ist übrigens noch mit einem Transport des Roten Kreuz als Französin aus dem Lager geschmuggelt worden. Diese drei, Rosa, Graciana, Mathilde, waren sozusagen meine Lagerkinder.

Ich wollte gern, dass Emmi für Mathilde auch Milch hinstellt. Die lag aber nicht dicht genug am Fenster. Sie war auf der B-Seite des Blocks bei einer polnischen Häftlingsärztin. Auf mein Bitten hin wurde sie von ihr sofort in ein Bett am Fenster verlegt. Die polnische Ärztin hat einmal zu mir gesagt: «Du bist keine Deutsche.» Das war kurz vor der Befreiung, als wir uns im kleinen Kreis versammelten, polnische, tschechische Kameradinnen und ein paar andere, und sie ihren Gefühlen freien Lauf liessen. Die Polinnen hatte die SS als menschliche Versuchskaninchen benutzt und medizinische Experimente an ihnen verübt. In den Augen der polnischen Ärztin keine *Deutsche* zu sein, obwohl ich ja eine war, das war wie die Verleihung einer Auszeichnung. Aber dazu muss ich auch sagen, die vor kurzem verstorbene Kameradin Lore Diener, eine deutsche Kommunistin, hatte den Polenblock. Sie hat erlaubt, dass die Frauen ihre Lieder singen und Gebete sprechen. Dafür hat die SS sie nach Auschwitz gebracht. Überall waren Kameradinnen, die in dieser Hölle unendlich viel Gutes taten, nicht an sich selber dachten. Die in der Schreibstube zum Beispiel. Wenn sie die Listen bekamen und da stand *Rückkehr unerwünscht* hinter einem Namen, dann versuchten sie, diese Frauen, überhaupt immer die besonders Gefährdeten, zu verstecken, unsichtbar zu machen, dem Zugriff der SS zu entziehen. Oft kamen die dann in den Krankenblock, da wurden Bettkarten ausgeschrieben, Fieberkurven gefälscht, die Karteikarten versteckt, um Kameradinnen vor der Vergasung zu retten.

Die Stelle, wo über die «Verwendung» der Häftlinge entschieden wurde, war der Arbeitseinsatz. Hier gab es einen Engel und einen Teufel. Der Teufel war SS-Oberscharführer Pflaum, ein ganz gefährlicher, gefürchteter SS-Mann. Kurz vor Schluss wollte er mich erschiessen, als ich ihm mit einigen anderen Revierarbeiterinnen begegnete. Wir hatten uns Lebensmittelpakete geholt, sogenannte Care-Pakete aus Kanada, die man bei der Räumung plötzlich auch an Häftlinge verteilte, und waren zwischen ungarischen Soldaten und Lagerpolizei in eine Falle geraten. Da torkelte der betrunkene Pflaum auf mich zu, mit gezogener Pistole. Zweimal hatte er mich schon vorher in den Transport gesteckt. *Auf Transport*, das hiess ins Gas gehen, das hiess sicherer Tod.

Die Listen, die im Arbeitseinsatz ausgestellt wurden, hatte die

Kameradin Ilse Hunger unter sich. Sie war der Engel, der hier wirkte. Sie nahm Namen von den Listen herunter, tauschte Häftlingsnummern aus. Durch diese Tricks wurden viele gerettet, konnten mit Nummern von Toten weiterleben. Ich weiss nicht, wie viele Frauen sie gerettet hat, aber dass sie nach 1945 in Leipzig als Heldin geehrt wurde, das hat sie hundertfach verdient. In meinem Block gab es die Kameradin Emma Grapp, eine Freundin von Mieke Krüger. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, immer wieder stand sie auf der Liste zum Transport. Ich weiss nicht, wie sie das angestellt hat. Wie ein Hund bin ich um die Ilse herumgeschlichen, aber wenn der Kerl da war, der Pflaum, dann konnte sie nichts machen. Die Emma haben wir durch gemeinsame Aktionen dreimal von der Todesliste geholt. So wahr ich hier sitze, ich habe nie eine Frau angefasst, die rausgebracht werden musste zur Vergasung, das sollte ich mit dem Zimmerdienst machen. Ich habe mich stur gestellt. Wenn die Frauen zur Vergasung aufgeladen wurden, musste ich neben dem Schutzhaftlagerführer stehen. «Das wollen noch Menschen sein!» hat dieser Verbrecher gerufen. Die Frauen haben mir gesagt: «Erna, guck ihn nicht an, wenn du mit ihm sprichst. Der sieht, was du denkst.»

Einmal, darauf kann ich mich noch besinnen, hat es furchtbar geregnet. Eine Frau konnte nicht stehen, die lag in dem strömenden Regen. Da bin ich hingegangen und habe sie unters Dach getragen. Aber er hat mich nicht getadelt. Hat mich auf der Lagerstrasse angesprochen: Wie es mir geht und so. «Mir geht es gut.» Bei der Räumung des Lagers habe ich ihn noch einmal kurz gesehen, nachdem wir uns die Care-Pakete geholt hatten. Wir sollten ja alle raus. Würde er auf uns schiessen? Ich bat ihn um die Erlaubnis, unsere Mäntel holen zu dürfen. Das war einigermaßen geistesgegenwärtig. «Macht, dass ihr mir aus den Augen kommt!» schrie er wie von Sinnen. «Ich will dich nicht mehr sehen.» Ich dachte nur: Ich dich auch nicht mehr. Bei meinem Leben nicht! Meine Kameradinnen sind über die Lagerstrasse weggerannt. Ich konnte nicht mehr gehen, ich hatte Blei in den Schuhen. Das war mein Abschied vom Schutzhaftlagerführer.

Ehe das Lager geräumt wurde, tauchte ein SS-Mann im Block auf. «Komm mit, ich zeige dir, wo Brot ist.» Ich bin nicht mitgegangen. Danke schön, jetzt kannst du es auch alleine

essen, dachte ich. Keinem von der SS habe ich getraut. Allerdings sah er schon aus, als hätte er sich in die Hosen gemacht, abgejagt und abgehetzt. Zum Schluss waren auch solche, die das gar nicht wollten, als Aufseher eingezogen. Wir hatten zum Beispiel ganz junge Mädels. Die hatten solche Angst vor uns, die haben mir fast leid getan. Wir haben mal draussen auf Wagen Holz geholt, da sagten die ganz schüchtern: «Würden Sie uns auch ein bisschen Holz bringen? Wir haben doch nichts zu brennen, es ist so kalt bei uns.» Ich sollte gar nicht mit, war nicht bei Kräften, ich musste aber sehen, was draussen los war. Den Leuten im Flüchtlingsstreck waren wir unheimlich. Wir müssen auch furchtbar ausgesehen haben.

Als die sowjetische Armee kam, der erste Soldat kam auf einem Fahrrad vom Industrieblock her, habe ich gedacht, ich träume. Ich habe in die Tasche gefasst und das silberne Zigarettentui herausgeholt, das mir die Emmi Heitmann kurz vor ihrer Erschiessung geschenkt hatte. Das habe ich dem Rotarmisten gegeben vor lauter Glück und Freude. Dann bin ich zu meiner Martha gerannt: «Die Russen sind da.» Da kamen die Kameradinnen auch schon von überall mit roten Fahnen raus. Auf unserem Block wehte die Trikolore. Ich habe mich mit Schuhen aufs Bett gelegt, wusste nichts mehr. Tagelang war ich besinnungslos. Als ich wieder die Augen öffnete, hat eine ganz süsse, junge blonde Ärztin vor meinem Bett gekniet und gejamert, sie finde keine Vene bei mir. Sie wollte Kalzium spritzen. Die sowjetische Ärztin kam dann regelmässig. Meine kleine Ungarin Anni, die ich immer beschützt habe, im Revier hat sie bei mir auf zwei Hockern geschlafen, hat mich gepflegt, jeden Tag gewaschen, als ich gar nicht bei mir war. Und Dr. Hautval sagte: «Ich habe Angst, wir kriegen die Erna nicht mehr nach Hause.» Sie hat mir ein Care-Paket geschenkt, von der russischen Ärztin bekam ich Trockenmilch, alle waren gut zu mir, sorgten sich. Ich war so elend. Knapp neunzig Pfund habe ich gewogen, und das bei meiner Grösse. Ich konnte kaum laufen. Vier Wochen war ich noch im Lager. Mit der ersten Gruppe Berliner Frauen ging ich zurück. Abervorher habe ich mir alles noch einmal genau angesehen, alles. Ich will das nie vergessen.

Ich bin glücklich, dass ich so vielen habe helfen können. Nur der Gertrud und ihrem Peterle, für die ich das eigentlich alles

habe durchmachen müssen, hat es nichts genützt. Sie sind nach Auschwitz und gleich ins Gas gekommen. Der Mann hat es überlebt. Er hat es mir später aus Florida auf einer Karte geschrieben. Auf einem Treffen ehemaliger Ravensbrückerinnen sagten Frauen, die ich gar nicht kannte: «Du hast mir das Leben gerettet, warst Stubenälteste auf dem Revierblock, du hast mich damals aus dem Fenster geworfen, als die Kontrolle war.» Dabei war ich damals kein Mensch mehr, völlig gefühllos. Ich war innen richtig tot. Das war mein Glück, dass ich so stur war. Als die Oberschwester die Maida, die jugoslawische Ärztin, so geschlagen hat, auf meinem Block, nur weil die den weissen Kittel anhatte, aber sie hatte ja nichts anderes mehr, darunter war sie ganz nackt, bin ich instinktiv – ein vernünftiger Mensch hätte das nicht gemacht – auf sie losgegangen, habe die Maida in den Arm genommen: «Maida, weine nicht, lange machen die das nicht mehr mit uns!» «Erna, die war so erstaunt über deine Frechheit, darum hat sie dich nicht verprügelt», sagt heute noch meine Kameradin Trude. Um einen Löffel Essen hat man eine Frau totgeschlagen. So ein armes Luder hat mit ihrem Löffel den Kessel ausgekratzt, und die Küchenaufseherin hat sie einfach totgeschlagen. Ich habe es selbst gesehen. Das war's. Ich konnte mich nicht mehr aufregen, ich konnte mich nicht freuen, konnte nicht traurig sein, konnte nicht weinen. Aber jeder, der mir schreibt: «Ich sehe dich vor mir, in deiner Güte und Fröhlichkeit.» Wann und wo war ich fröhlich? Das weiss ich gar nicht. Ich habe immer nur versucht, anderen Mut zu machen, weil es mir dann auch leichter schien. Auch habe ich nie jemanden in Gefahr gebracht, nie einen Namen genannt, darauf bin ich stolz.

Erna hat heute noch einen lebendigen Bezug zu ihrer Vergangenheit. Wachsam verfolgt sie alles, was sich unter dem grossen Komplex *Vergangenheitsbewältigung* tut. Sie schickt ihre Proteste an Institutionen, ermuntert andere, auch mich dazu. Sie steht im Briefwechsel mit ihren ehemaligen Leidensgenossinnen und Mitstreiterinnen. Nimmt an Begegnungen teil im von Jahr zu Jahr kleiner werdenden Kreis ehemaliger Ravensbrückerinnen. Statt der tausend Mark, die ihr der Staat als Anerkennung für ihre Hilfsstat für verfolgte Juden zudedacht hatte, wünschte sie sich mehr gesellschaftliche



Die 83jährige Erna Lugebiel vor ihrem Haus heute.

Anerkennung, wie sie zum Beispiel die Kameradinnen in Frankreich und Österreich genossen. Doch in den letzten Jahren sind immer mehr Gruppen von Jugendlichen zu ihr gekommen. Sie hat ihnen in ihrer temperamentvollen Art von ihren Erfahrungen berichtet. Sie ist mit ihnen nach Ravensbrück gefahren, um das Erzählte anschaulicher zu machen. Dann sieht sie alles wieder vor sich, denkt an die anderen. In ihrem grossen Herzen hat sie alle eingeschlossen: die Jüdin, die Christin, die Kommunistin, Frauen von ganz oben und ganz unten, Gräfinnen und sogenannte Asoziale, Frauen anderer Nationen ohne Unterschied, Französinen, Russinnen, Österreicherinnen, Polinnen. Für sie sind es einfach Kameradinnen. «Die Kameradschaft war für mich das Höchste», sagt sie. «Ihr verdanke ich mein Leben und das, was ich bin.»

Mutter ist in Haft:
Ingrid Rabe berichtet

Ich frage Ingrid Rabe, geb. Lugebiel.

Ingrid, du hast den Kampf und die Verfolgung deiner Mutter miterlebt. Wie hat das auf dich gewirkt, und was konntest du für sie tun?

Im Juni/August 1943 war ich in meinem Beruf als Tänzerin auf Tournee in Holland. Wir kamen nach Baarn. Das war kurz vor Soesdeyk, wo die holländische Königin ihr Schloss hat. Ich war als einzige meiner Kolleginnen im Badhotel untergebracht. In diesem vornehmen Hotel war das Hauptquartier der Wehrmacht. Im Foyer empfing mich ein Hauptmann, er wohne im Zimmer gegenüber, und wenn er was für mich tun könne... Nein, nein, ich möchte nur das Zimmer sehen und meine Post lesen, die wurde uns von Amsterdam in unsere Auftrittsorte nachgeschickt. Ich mache den Brief auf, er war von Grossmutter. Sie schrieb, Mama ist verhaftet, der Hund ist tot, und Trude (meine Tante) haben sie auch geholt. Ein ganz konfuser Brief war das. Im ersten Moment wusste ich überhaupt nicht, was los war, konnte nichts begreifen. Ich musste den Brief noch einmal lesen. Dann bin ich hinausgestürzt, habe bei dem Hauptmann an die Tür geklopft. «Um Gottes willen, bitte, bitte, lassen Sie mich mit Berlin telefonieren!» Er war sehr erstaunt, hat gesagt, dass so ein Telefonat erst nach 22 Uhr möglich sei, und ich solle ihm doch sagen, warum ich so aufgeregt bin. Ich habe furchtbar geheult und es ihm dann gesagt. Er wollte mich beruhigen. «Ach, die werden beim Anstehen gemeckert haben. Sie werden sehen, die kommen bald wieder raus.» Er wusste doch nicht, was ich wusste. Ich dachte nur immer: Jetzt ist es aus, jetzt haben sie Mama doch gekriegt. Ich war schon geschockt. Gerechnet hatten wir ja damit, weil Ernst Kühn schon verhaftet war, du hast immer gedacht, an dir geht die Sache vorbei, du kommst drum herum.

Nachts habe ich mit Grossmutter telefoniert. Sie wollte, dass

ich sofort nach Hause komme, aber ich musste doch arbeiten. Der Hauptmann hat alles mit angehört. «Sagen Sie Ihrer Grossmutter, Sie sind übermorgen Abend in Berlin.» Er liess mich nach Amsterdam fahren, gab mir einen Wehrmachtsfahrtschein für den Zug Amsterdam-Berlin und zurück. Drei Tage konnte ich wegbleiben, zwei Tage davon waren frei, für eine Vorstellung besorgte er für hundert Mark eine holländische Tänzerin als Ersatz für mich. Ich musste auf Ehrenwort am vierten Tag wieder da sein, denn da hatten wir eine Vorstellung im Generalstab. Das war ein ganz grosses Entgegenkommen von diesem Mann und ein Glück für mich. Er hat mich noch gefragt, ob wir Nazifreunde hätten. Ja, so ein paar Renommierfreunde hatte man ja. «Dann gehen Sie zuerst zu denen und hören Sie mal, was die für Sie tun können.»

In Berlin bin ich am anderen Tag erst einmal zu meinem Chef gelaufen. Ich hatte ihn schon aus Holland angerufen. Er gleich: «Wieviel Geld brauchst du? Nimm den besten Rechtsanwalt. Wenn nötig, gebe ich dir drei oder vier Gehälter im voraus.» Er war auch gegen die Nazis. Hans Heinrich van Hoven hiess er, hatte mit Wölffer zusammen die Direktion der Komödie und des Theaters am Kurfürstendamm gehabt. Jetzt stellte er die Theatertruppen für die Front zusammen. Ich war vom Metropol-Theater zu ihm gekommen, dienstverpflichtet. Wir beide beratschlagten nun, was ich machen sollte.

Ich bin zu Eugen Heck gegangen, der war ein hohes Tier im Luftfahrtministerium, ganz gross mit «Bonbon» (Parteiabzeichen) an der Jacke, war aber zu dieser Zeit schon kein echter Nazi mehr. Im Ersten Weltkrieg war er der Freund von Udet, Eugen ist damals abgestürzt und hat sich die Hände verbrannt, die waren amputiert, statt dessen hatte er solche Haken, damit konnte er sogar Auto fahren, Spezialanfertigung für ihn. Er ist mit mir in ein kleines Lokal gegangen in der Mauerstrasse auf dem Hinterhof. Da verkehrten die Oberen von den Nazis. Ich musste dort bleiben, und er ist zum Alex auf die Gestapo gefahren und hat sich nach Mutter erkundigt. Als er wiederkam, war er deprimiert, hat so vor mir gegessen, den Kopf zwischen den Armen, den Blick nach unten. «Ingrid, ich kann dir im Moment auch nicht weiterhelfen, sie ist auf dem Alexanderplatz, aber du bekommst keine Sprecherlaubnis. Du kannst nur eines machen. Nimm saubere

Wäsche, geh dorthin und sage: „Untersuchungshäftling Lugebiel möchte Wäsche tauschen“^ Dadurch erfährt sie, dass du weisst, wo sie ist.»

So habe ich es auch gemacht. Ich habe mich aufgemöbelt und bin hinmarschiert, habe Krach geschlagen. Ich verstehe nicht, wieso meine Mutter verhaftet ist, sie hat nichts getan. Meine Tante auch nicht, die ist eine fromme Frau. Ich hatte das Jahr vorher einen Sondereinsatz bei der Leibstandarte Adolf Hitler, und da war ich mit jemandem sehr gut befreundet. Hab ich gleich gesagt, ich wäre verlobt mit einem Hauptsturmführer von der Leibstandarte. Dem werde ich das gleich an die Front schreiben, dass er kommt und meine Mutter hier rausholt. Ausserdem ist meine Grossmutter schwerkrank und mein Onkel ein alter Mann, der weiss überhaupt nicht, was er machen soll, er hat schon in seiner Panik die Katzen vergiften lassen. Die beiden alten Leute kommen nicht zurecht, und ich muss morgen wieder zum Einsatz nach Holland. Sie müssten meine Mutter also entlassen. Das war bei den Kommissaren Lehmann und Linke, die haben den Fall bearbeitet. Sie sagten: «Na ja, wir werden alles überprüfen, aber trotzdem, Ihre Mutter wird nicht rauskommen.» Ich bin so wutentbrannt gegangen, weil du da überhaupt gar nichts warst, dass ich noch den Passierschein habe liegenlassen. Linke hat ihn mir zum Glück hinterhergebracht.

Das war nun erst einmal alles, was ich tun konnte, ich musste wieder nach Holland. Von dort habe ich dauernd angerufen, ob sie irgend etwas von Mama gehört hätten, war aber nicht der Fall. Van Hoven hat mir dann geholfen. Offiziell hat er mich als arbeitend gemeldet, hat mich aber hier gelassen. Ich bin immer zum Alex gerannt. Jetzt kannte ich das ja schon: Wäsche tauschen, um Sprecherlaubnis bitten. Inzwischen war Mama in Moabit und in der Kantstrasse. Da bekam ich das erste Mal Sprecherlaubnis und konnte sie sehen. Grossmutter habe ich mitgenommen. Ganz glücklich sind wir beide hingewandert. Allmählich bekam ich den Dreh raus, wusste, wo sie immer winkt, wann ich was abgeben konnte. Mama nannte mir die Beamtinnen, die annahmen. Aber es war furchtbar. Du sahst sie oben am Fenster stehen, du standest selbst unten, wusstest nicht, wie helfen, und wolltest es doch so gerne. Irgendwie kam ich mir auch immer kriminell vor, wenn ich heimlich was abgegeben habe.

Van Hoven konnte mich nun nicht mehr so durchschlängeln. Ich musste wieder mit auf Tournee. Als die Invasion der Alliierten kam, war ich in Südfrankreich. Wir sind tagelang bis Paris mit dem Zug gefahren. Dann haben wir noch in Orten gearbeitet, wo so kleine Einheiten lagen, sie haben uns immer mit getarnten Lastwagen zu den Auftritten gefahren, überall waren die französischen Partisanen. Vorher in Bordeaux hatte ich schon Franzosen aus dem Widerstand kennengelernt. Der Hausmeister, wo wir wohnten, war ein Mulatte, dem hatten die Deutschen seine Streichholzfabrik weggenommen. Er hat «Mademoiselle Ingrid» manchmal zum Aperitif eingeladen, und wir haben Gespräche geführt, so gut es ging. Er gebrochen Deutsch, ich ein bisschen Französisch und Englisch, aber wir haben uns verstanden. Durch ihn habe ich eine ganze Clique französischer Widerstandskämpfer kennengelernt. Sie wollten mich dabehalten: «Hier ist der Krieg bald aus, bei euch dauert er noch, bleib hier, wir verstecken dich!» Ich habe nicht einen Augenblick gezögert, habe gesagt: «Ich kann nicht, meine Mutter ist doch in Deutschland eingesperrt, dann ist meine kranke Grossmutter auch noch da.»

Mein sechster Sinn hat mich irgendwie immer an die richtigen Leute gebracht. Einmal, vor der Invasion, habe ich einen Offizier kennengelernt, er war mein Tischnachbar. Ich hatte gerade so schlechte Post von zu Hause, war sehr bedrückt. Wohl um mich abzulenken, hat er von sich erzählt. Er war von Beruf Jurist, Richter am Volksgericht in Stuttgart gewesen und sollte jeden Tag soundso viele Todesurteile fällen. Damit war er nicht mehr fertiggeworden und hatte sich freiwillig an die Front gemeldet. Nun habe ich auch von der ..Ursache meines Kummers gesprochen. Er bedauerte, dass er nicht mehr Einfluss nehmen könne nach Berlin, Akten anfordern. Als ich ihm erzählte, dass Mamas Prozess nicht mehr beim Volksgerichtshof ist, sondern abgetrennt beim Kammergericht, meinte er, dann brauche ich keine Angst um ihr Leben zu haben. Dann kriege sie auch kein Todesurteil. Aber ich sollte versuchen, mir unbedingt die Anklageschrift zu beschaffen. So ist man immer zwischen Zweifeln und Hoffen hin- und hergerissen worden.

Nachdem ich aus Holland zurück war, habe ich auf einer Tournee durch die kleinen Kleckerdörfer um Berlin Judith

Raky kennengelernt. Ihr Schwager, der Schauspieler Karl Paryla, und ihre Schwester Hortense Raky lebten damals in der Emigration in der Schweiz, waren auch Antifaschisten. Judith und ich haben uns auf Anhieb verstanden. Sie hat mir einen Anwalt besorgt, Zimmermann. Er war zwar kein Strafverteidiger, aber um Kontakte für uns herzustellen, war er sehr gut, weil Hörnicke, Mamas eigentlicher Verteidiger, sich kaum sprechen liess und sich nicht genug gekümmert hat. (Dafür musste ich ihm allerdings 1'000 Mark Honorar bezahlen, das war zu dieser Zeit unheimlich viel Geld.) Zimmermann brachte uns auch die Anklageschrift. Als ich sie las, bin ich bald ausgeflippt. Vorbereitung zum Hochverrat, und was da alles drin stand. Ich habe gedacht: Na, nun ist es aus. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass sie überhaupt noch glimpflich herauskommen konnte.

Die Zeit um den 20. Juli 1944 herum habe ich wieder einen anderen kennengelernt, der mir eine Audienz beim Herrn Kaltenbrunner verschaffen wollte, dem höchsten Gestapochef von Berlin. Er kannte den Adjutanten von Kaltenbrunner. Ihn hat er angerufen, von Paris aus, dass er eine Freundin von sich schickt, die Mutter wäre inhaftiert, und ob er nicht helfen könne. Er hat mich also angemeldet. Ich bin mit Herzklopfen hin ins Reichssicherheitshauptamt (RSHA), aufs feinste herausgeputzt. Wenn du zu dem vorkommst, der hat was für nette Frauen übrig, dann lässt er deine Mutter vielleicht raus, hat mein Freund gesagt. Die haben sich ja alle nicht vorgestellt, wie das bei der Gestapo zugeht. Als ich ins RSHA gekommen bin, glaubte ich, ich käme nie wieder raus, das war ja nun sonstwas. Weil ich angemeldet war, wurde ich immer von einem zum anderen weitergereicht. Ich dachte, na, nun komme ich gleich zum Lieben Gott, so ungefähr war das. Dann war aber nur der Adjutant da, ein Freund von meinem Bekannten Werner. Der hat zu mir gesagt: «Also, Sie sind die Ingrid Lugebiel. Ich will Ihnen gleich sagen, Kaltenbrunner ist nicht da, ich wollte die Audienz nicht rückgängig machen. Erzählen Sie mir doch überhaupt mal, um was es geht.» Das tat ich, natürlich in meiner Version. Er wiegte bedenklich den Kopf hin und her. «Wenn das Attentat jetzt nicht gewesen wäre, hätte ich Ihnen vielleicht helfen können.» «Aber zu der Zeit war sie doch schon in Untersuchungshaft. Mit dem Attentat hat sie gar nichts zu tun», hielt ich ihm entgegen.

«Die sind jetzt ganz scharf und wild geworden. Jetzt gibt's nur noch: Kopf ab oder KZ.» Ich hatte das unbestimmte Gefühl, dass er selber nicht mehr an den Endsieg glaubte.

So ist man immer einen Posttag zu spät gekommen, und ich habe Kaltenbrunner nicht kennengelernt. Aber den Dietrich, da haben wir gearbeitet. Sepp Dietrich, Führer der Leibstandarte, dann den Panzer-Mayer. Und dann habe ich einen kennengelernt, den habe ich richtig «geschnallt». Er hat nach 1945 fünfzehn Jahre Zuchthaus gekriegt, die hat er auch abgessen. Das habe ich verfolgt.

Er war Kommandeur der *Totenkopf Standarte*, hatte hohe Auszeichnungen, Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern oder so. Bei ihm haben wir auch gearbeitet. Hinterher, wenn wir fertig waren, haben die Kerls uns immer eingeladen zum Essen. Wir waren ganz froh darüber, wir hatten auch nur unsere Marken, und dort haben wir natürlich besser gegessen. Ach, nicht nur besser, das hast du dir gar nicht vorstellen können, wie die gelebt haben.

Als wir gearbeitet haben, sass der Kommandeur vorne in der ersten Reihe, und du merkst schon, wenn du tanzt, wie die dich angucken, ob sie Interesse am Tanz oder bloss an dir selber haben. Hab ich gedacht, den Alten wirst du heute Abend auf dem Hals haben, das hattest du schon im Gefühl. Na ja, und dann kam das auch so. Die haben gesoffen und ich immer alles weggegossen, denn du musstest aufpassen. Wir drei Mädchen wohnten ganz oben auf einem Zimmer, das konnten wir nicht abschliessen, es war das Zimmer von den Ordonnanzen. Die anderen Kollegen wohnten im ersten Stock oder am Bahnhof. Wir sind zu dritt aufs Klo gegangen, es ist keine von uns allein aus dem Zimmer. Pries hiess er, jetzt fällt es mir ein, Pries, der Kommandeur von der Totenkopfdivision. Als ich vor dem Klo stand und auf meine Kollegin Karla wartete, kam er an. Das war so ein ganz grosser Kerl. Da war ein Kamin, habe ich schnell einen Klimmzug gemacht und mich daraufgesetzt. Er hat kurz und bündig erklärt: Ich gefalle ihm, und die Nacht würde ich mit ihm schlafen. Ich habe gedacht: Dazu gehören ja zwei. Habe gesagt: «Wissen Sie, ich finde das gar nicht schön, dass Sie einfach hier so befehlen. Ich bin verlobt mit einem Oberleutnant von der Leibstandarte Adolf Hitler, und der steht vor Charkow. Glauben Sie, es würde ihn freuen, wenn er wüsste, dass der

Kommandeur der Totenkopfdivision seine Braut zwingen will, mit ihm zu schlafen?» Er hat geschluckt. Total betrunken war er schon, aber er konnte noch stehen. Er hat mich vom Kamin gehoben, hat mich reingetragen in den Raum, wo alle waren, hat mich auf den Tisch gestellt und gesagt: «Das ist eine Frau, so stelle ich mir die deutsche Frau vor!» Und hat sich praktisch blamiert. Die haben dagesessen und nur gelacht.

Jedenfalls haben wir drei Mädchen uns verdrückt und sind schlafen gegangen. Die Ordonnanzen haben gesagt: «Keine Angst, wenn Krach auf der Treppe ist! Hier kommt keiner rauf.» Wir haben aber zehn Wassereimer hinter die Tür gestellt. Ich habe mit dem Knirps, meinem Taschenschirm, im Bett gelegen, und die beiden anderen hatten auch ein Werkzeug zur Verteidigung in der Hand.

Wir haben geschlafen, und uns ist nichts passiert. Am anderen Morgen geht die Tür auf, die Wassereimer kippen um, unsere Kollegin Helga kommt rein, die Hände in den Haaren und schreit immer: «Packt die Koffer, packt die Koffer, wir müssen hier weg. Ingrid, er hat alle Türen eingetreten und hat dich gesucht, er ist in jedes Zimmer gegangen, hat alle am Schlips gegriffen, sie hochgerissen und angeguckt: Nein, ist sie nicht. Dann mussten sie mit ihm trinken, bis er umgefallen ist und sie ihn weggetragen haben in sein Quartier.» Wir haben mit fliegenden Fahnen gepackt. Die Ordonnanzen kamen, sie hätten unten den Tisch für uns gedeckt, und wir bräuchten keine Angst zu haben. «Der schläft jetzt sowieso bis abends», sagten sie.

Der Vorfall hat natürlich die Runde gemacht: Die Tänzerin hat dem Alten einen Korb gegeben, und auch, dass er mich so gelobt hat. Überall, wo wir hinkamen, bei den Offizieren jeder kleinen Einheit hiess es: «Wer ist denn nun die Tänzerin?» Ich dann immer: «Ja, ja, das bin ich.» Dann habe ich einen Bekannten aus Berlin getroffen. Er war auch zur SS gezogen worden, Herbert, ist nachher noch gefallen. Und der sagte: «Was, Ingrid, du bist das, diese Tänzerin? Mensch, der Alte hat das doch immer so gemacht und Erfolg dabei gehabt. Und nun hat er sich mal in den Finger geschnitten, und darum haben sich alle so gefreut.» Ich war das reinste Wundertier. Das war alles in der Zeit, wo Mama im Gefängnis sass. Durch meine Arbeit konnte ich dann auch mal Kaffee und andere

Sachen kriegen, im Schwarzhandel in Frankreich. Wir wohnen immer im Grandhotel in Paris, da gab es einen Kellner, Monsieur Georges, der sprach sehr gut Englisch. Ich habe ihm meine Lebensmittelkarten geschenkt, und er hat sie an Leute der Resistance weitergegeben. Er hat mich in ein Modegeschäft geschickt. Der Geschäftsführer war sein Freund. Ihm habe ich auch Kartoffel- und Brotmarken mitgenommen, dann habe ich bei ihm die feinsten seidenen Strümpfe bekommen, die es sonst gar nicht mehr gab.

Vorher, ehe Mama verhaftet wurde, als die Sache mit den Rothschilds war, hatte ich ein Gastspiel mit Rotraut Richter in Salzburg, da habe ich mir einen Wehrmachtsfahrerschein schreiben lassen: Berlin-Salzburg-Wien-Prag-Berlin. In Salzburg haben wir zwei Tage gearbeitet. Ich teilte die Garderobe mit der Wiener Opernsängerin Margit Thorn. Wir beide haben uns unterhalten. Ich erwähnte, dass ich noch nach Wien fahre, weil ich am 20. April nicht in Berlin sein wollte. «Wieso?» «Führers Geburtstag, da gibt es bestimmt Bombardements auf Berlin.» «Und was wollen Sie in Wien?» Ich wich aus, sprach etwas von Freunden, die ich besuchen wollte. Sie erzählte mir, die Nazis hätten ihren Verlobten verhaftet, und sie wüsste nicht, wo er ist. Da sagte ich ihr, warum ich nach Wien fahre. Ich wollte doch versuchen, die Rothschilds in Wien bei Griessbachs unterzubringen. Die haben mich ja dann von ihrer Tür gewiesen. Er war jetzt mit der Nazifrau verheiratet. Er wusste erst nicht, dass ich da war. Die Mutter und die Schwester haben mich in keiner sehr schönen Gegend von Wien in ein Hotel gebracht.

Ich hatte aber im Zug nach Salzburg einen Hans Köhler kennengelernt. Der war irgendwo in einem Amt für Wirtschaft und wollte mir Ballettschuhe ohne Bezugsschein besorgen. Ihn habe ich angerufen, er wohnte im Hotel Bristol und hat mir dort sofort ein Zimmer besorgt. Margit ist mit mir zu einem Wiener Agenten gegangen, denn ich musste ja arbeiten. Das Bristol war ein teures Hotel. Ich habe einen Vertrag für vier Tage bekommen, bei Leicht im Prater. Hier hatten Richard Tauber und Gitta Alpar mal angefangen. Auch Griessbach ist mit seiner Frau hingekommen. Die Mutter hatte ihm Bescheid gesagt. Er war Soldat. Er hat mich angefleht, nichts zu sagen. Sie wären so froh, dass er jetzt durch die Frau gedeckt ist.

Damit war meine Mission in Wien ohne Erfolg. Aber durch die Opernsängerin Margit Thorn bin ich wieder Menschen begegnet, die politisch unserer Meinung waren, z.B. einem ungarischen Baron, er war ein berühmter Cellist, und anderen sehr netten Leuten. Die waren anders als wir, hatten Titel, Hofrat und so weiter, kamen mir immer wie Typen aus Romanen vor. Sie waren nicht für die Nazis, aber unterbringen wollten sie die Rothschilds auch nicht. Einen Mann in jüngeren Jahren illegal unterzubringen war sehr schwer. Damit machte man sich gleich verdächtig. Jeder dachte, warum ist denn der nicht beim Militär? Wenn Mama nicht damals im Widerstand gestanden hätte, wäre ich an das Theater an der Wien gegangen. Hatte schon mit der Leitung verhandelt. Ich wäre in Wien weiter vom Schuss weg gewesen, nicht so gefährdet wie in Berlin. Ich habe mich nicht getraut, weil mir das mit Mama zu kitzelig war, und als sie eingesperrt war, konnte ich sowieso nicht mehr. So hat sich das zerschlagen. Über Prag bin ich zurück nach Berlin. Dann ging die Tournee nach Holland, wo das mit Mamas Verhaftung kam.

Als im August 1944 der Termin war, und sie hat den Freispruch gekriegt, haben wir doch nun gedacht, sie kommt nach Hause. Wir waren mehrmals ausgebombt, aber ich habe alles schön gemacht, Gardinen angebracht, die ich aus Stoffresten genäht habe, und Kuchen gebacken aus dem Ersatzzeug. Dann bin ich hingefahren, um sie abzuholen, und sie war weg. Da bin ich zusammengeklappt. Ich bin nach Hause gestürzt und habe die Gardinen runtergerissen und geschrien, richtig hysterisch. Als ich mich beruhigt hatte, bin ich erst zum Gefängnis Kantstrasse. Die Oberin hat mir gesagt, Mama ist über die Gestapo entlassen worden. Ich hin auf die Gestapo, meine Tante, die inzwischen wieder frei war, ist mitgekommen. Ich hatte einen Regenschirm aus Paris, mit dem bin ich auf Lehmann und Linke losgegangen: Wo meine Mutter geblieben ist, das ist ja Freiheitsberaubung und Verschleppung, sie hat einen Freispruch und kommt nicht nach Hause. Sie haben gesagt: «Ihre Mutter ist eine derartige Gefahr für den deutschen Staat, die werden Sie nicht mehr Wiedersehen. Auch nicht mit Ihren zwei Rechtsanwältten.» «Das wird sich ja noch zeigen!» habe ich geschrien. Meine Tante hat mich festgehalten. Der Linke mochte ja

Mama, deswegen haben sie mir wahrscheinlich auch nichts getan.

Wir sind zu den Männern aus dem *Kampfbund*, die entlassen wurden, und haben nach ihr gefragt. Sie sind alle in die Strafkompagnie, waren aber erst noch zu Hause. Bloss Mutter war weg, nicht zu finden. Was habe ich gemacht? Bin wieder mit Wäsche auf den Alexanderplatz. Als ich schmutzige Wäsche von ihr zurückgekriegt habe, wusste ich, sie ist da. Nach drei Tagen war sie schon wieder weg. Eine Wachtmeisterin, die Schwester der Hauptwachtmeisterin aus der Kantstrasse, hat mir gesagt, wo sie sein könnte. Bin ich dort mit der Wäsche hin. Das war die Grosse Hamburger. Jedesmal haben wir sie so lange gesucht, bis wir sie gefunden haben. Dann erfuhr ich plötzlich, sie wäre wieder in Charlottenburg, war sie am Kaiserdamm. Da sind wir dann alle hin. Judith Raky hat ihr Traubenzucker gebracht, andere Kolleginnen haben ein Stückchen Brot für sie abgegeben, die Gefangenen mussten ja immer so hungern. Einmal steckte mir Hanka, eine Kalfaktrice, eine Ausländerin, einen Zettel zu: Mutter kommt nach Ravensbrück. Dann hatten wir noch einmal Sprecherelaubnis. Die hat uns ein neuer Kommissar besorgt, er war nicht so gemein. Linke und Lehmann waren abgelöst.

Als Mama im KZ Ravensbrück war, hatten wir gar keinen Kontakt mehr mit ihr. Auf einen Brief, in dem ich Auskunft über sie haben wollte, hatten sie zurückgeschrieben, sie wäre nicht da. Dann kam die Vettermann und hat gesagt: «Deine Mama ist in Ravensbrück, ich habe sie gesehen, sie lebt.» Sie hat uns Grüsse bestellt, es gehe ihr den Umständen entsprechend gut. Das erfuhr Grossmutter noch. Am fünften Februar ist sie gestorben. Zwei Tage nach dem grossen Luftangriff auf Berlin. Am Tage ihrer Beerdigung kam ein Lebenszeichen von Mama. Eine Karte aus Ravensbrück. Als Grossmutter tot war, bin ich bei Fliegeralarm wieder in den Luftschutzkeller gegangen. Vorher blieb ich bei ihr in der Wohnung, weil sie nicht mehr laufen konnte. Gleich nach ihrem Tod traf eine Bombe unser Haus. Die Wand stürzte auf Grossmutter's Bett. Wir wären alle beide umgekommen. Zu der Zeit war ich schon in der Rüstungsfabrik dienstverpflichtet. Eine Kollegin hatte einen Arzt als Freund. Er hat mich wegen Wirbelsäulengelenkentzündung krankgeschrieben bis zum Kriegsende. Als der Krieg zu Ende war, hatte ich ein Zimmer bei meiner

alten Kollegin Walli, sie hatte eine grosse Wohnung in der Hildegardstrasse. Von dort bin ich immer mehrere Stunden in die Chausseestrasse gelaufen, es fuhr nichts, und habe geguckt, ob Mama gekommen ist. Wir fingen schon wieder an zu arbeiten. Ein Bekannter aus dem Metropol-Theater sass auf dem Kulturamt Wilmersdorf. Ich habe gleich wieder getanzt. Eines Tages musste ich ein Kostüm plätten. Walli hatte ein altes Plätteisen, die Bolzen dafür haben wir uns aus den Trümmerbalken gesägt. Ich plätete also gerade, kam einer vom Wedding mit dem Fahrrad. «Ingrid, Mama ist da.» Ich habe alles stehen und liegen lassen, fast das Kostüm versengt. Jeder hat mir etwas gegeben, Nudeln, Mehl, Brot, was sie hatten. Ich habe mich vorn mit aufs Fahrrad gesetzt, dann sind wir über die Notsteige der zerschossenen Brücken gefahren. Kurz vor zehn Uhr, ehe die Sperrstunde anfangt, war ich da. Sie wusste nicht, dass ich komme. Die Nachbarn haben ihr nicht gesagt, dass sie mich holen. So haben wir uns wieder-gesehen, und da habe ich losgehult. Nur dreimal habe ich in der ganzen Zeit geweint. Das erste Mal, als ich in dem Brief von ihrer Verhaftung erfuhr, das zweite Mal, als sie nach dem Freispruch nicht entlassen wurde, und jetzt, als ich sie so elend sah. Sie war so dünn, dass ich dachte, sie stirbt gleich. Aber sie war wieder da und die Naziherrschaft vorbei. Was nun kommen würde, hatten wir uns allerdings etwas anders vorgestellt.

Versteckt und gerettet: *Kläre Bloch*

Eine Frau, die heute noch nachts von dem Angsttraum verfolgt wird, ihre Wohnung verlassen zu müssen, kein schützendes Dach mehr über dem Kopf zu haben, das ist *Kläre Bloch*. Der Traum rührt her aus einer Zeit, die Jahrzehnte zurückliegt. Einer Zeit, in der sich ihre Wohnung als der einzig sichere Platz vor der Verfolgung, als Hort ihres bedrohten Glücks erwies.

Ende des Jahres 1943, als seine Wohnung in Siegmundshof ausgebombt wird, nimmt sie ihren jüdischen Freund auf. Da er etwas körperbehindert ist, braucht er keinen Arbeitseinsatz zu leisten. Seine Ehefrau, keine Jüdin, ist krank geworden. Ihre Nerven haben vor der Belastung dieser Ehe, von den Nazis als Mischehe bezeichnet, versagt. Sie geht weg aufs Land, trennt sich von ihrem Mann. Kläre aber hat die Kraft, mit dem Freund zu leben.

Als er bei ihr ist, holt sie für ihn noch zwei- oder dreimal die Lebensmittelkarten, auf die es ohnehin nicht viel gibt, nennt einen falschen Namen. Dann lässt sie es, weil sie es für zu gefährlich hält. Als Erich Bloch ist ihr Freund spurlos verschwunden. Er meldet sich nirgends mehr, lebt illegal. Zuerst denkt Kläre, das würde nicht einen Monat gehen, so versteckt zu leben. Sie lernt, sich geschickt zu verhalten. Wenn die Leute im Haus fragen, sagt sie: «Der Mann ist ausgebombt, schläft mal hier, mal da.»

Sie versucht noch Ausbrüche aus diesem Leben in völliger Isolierung, will es so nicht für sich akzeptieren. Sie redet ihm zu, sie einmal vom Büro, wo sie als Kontoristin dienstverpflichtet ist, abzuholen. Er muss den Weg zu Fuss machen, denn Juden dürfen keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Sie wünscht sich so sehr, dass sie beide als ein ganz normales Paar durch die Parkanlagen gehen können, aber als sie auf der Bank die drei Worte lesen *Für Juden verboten*,



Kläre Bloch, 1944.

Der Polizeipräsident
21. Polizeirevier.

F a h r t - B e s c e i n i g u n g

Der Jude Erich Israel Bloch, 20. 3. 93
Berlin geb. Berlin NW.87, Siegmundshof 1 wohnhaft,
ist berechtigt am 7.5.1943 zur Fahrt zum Arbeits-
amt Fontane-Promenade, die Straßenbahn und Unter-
grundbahn zu benutzen, hin und zurück.

Berlin, den 6. 5. 1943



Meister d. Sch.

Berechtigungsschein für Juden zur einmaligen Benutzung eines öffent-
lichen Verkehrsmittels.

überfällt sie die Angst, und sie gehen schnell zurück in die Wohnung. Er will nun nicht mehr das Haus verlassen. Nur manchmal nachts ein Stück bis zum nächsten U-Bahnhof Sophie-Charlotte-Platz, um frische Luft zu schöpfen. Als er noch einmal einer amtlichen Meldung folgt, hat er einen Schein bekommen: Der Jude Erich Bloch muss sich melden und darf am 24. März die Strassenbahn benutzen. Kläre sieht ihm mit Angst nach. Sie weiss, ein Stück vom Haus entfernt muss er sich den weithin sichtbaren Stern an die Jacke machen.

Sie wohnt im Erdgeschoss. Alle Mieter des Hauses müssen an ihrer Wohnung vorbei. Wie leicht kann Unheil von einem kommen. Die Frage besteht immer, wenn man jemanden versteckt: Wie sind die übrigen Hausbewohner? Wenn man einen Obernazi als Nachbarn hat, kann es das Todesurteil sein. Auch Kläre wird denunziert. Eines Tages erhält sie einen anonymen Brief mit der Anschuldigung, sie hätte einen Juden versteckt, denn: «Es riecht nach Juden im Haus.» Sie tritt die

Flucht nach vorn an. Krank lässt sie sich bei Fliegeralarm auf einer Bahre in den Keller bringen. Mit dem Brief in der Hand schreit sie die ganze Hausgemeinschaft zusammen, droht, alle Schreibmaschinen der Leute im Haus, auch auf den Arbeitsstellen, untersuchen zu lassen, um den anonymen Schreiber zu ermitteln. Welche Verdächtigung für eine gute deutsche Frau! Es gelingt ihr, den Leuten einen Schreck einzujagen. Das Schriftstück wird nicht an die Gestapo oder Polizei weitergegeben. Kläres Entschiedenheit hat beide gerettet. Wo könnte ihr Mann hin, wenn die Gestapo käme? In der Diele steht die grosse Truhe. Sie haben probiert, wie er blitzschnell hineinkriecht und Kläre das Federbett auf ihn legt, wenn das Furchtbare geschehen sollte.

Aber sie weiss, dass es nur ein Strohalm ist, woran sie sich in ihrer Angst klammern, dass die ganz bestimmt die Truhe öffnen werden.

Nachher, als der Krieg vorbei ist, knöpft sie sich die Leute vor. Die tun natürlich unschuldig: «Das sah so aus, uns hat es mal jemand gesagt, wir haben was vermutet, nun wollten wir wissen, ob es stimmt.» Aber wäre sie damals nicht so couragiert aufgetreten, es hätte für sie das Ende sein können.

Kläre will nicht mehr länger für die Nazis arbeiten, sie geht zum Betriebsleiter, erreicht, dass sie nur noch halbtags zu kommen braucht. Dann wird der Betrieb wegen der ständigen Luftangriffe auf Berlin in die Niederlausitz verlagert. Kläre kann ihren Mann nicht im Stich lassen. Sie bleibt in Berlin. (Sie hat heute noch die fast dreissig Karten, die sie vom Arbeitsamt bekam.) Sie ignoriert die ständige Aufforderung, sich zu melden, auch das ist höchst gefährlich. Aber sie kann es bis Kriegsende durchhalten. Nach und nach verkauft sie ein Stück ums andere aus ihrer Wirtschaft, damit sie leben können.

Erich Bloch war Ende der zwanziger Jahre ein bekannter Pressezeichner. Kläre hat noch eine Zeichnung von ihm, wie er unter dem Tisch den englischen Sender hört. Dann stand sie am Fenster, um sicher zu sein, dass sich draussen kein unerwünschter Mithörer aufhielt. Sie deutet auf die Wände des Zimmers: «Alle Bilder, die Sie hier sehen, hat er gemalt.»

Nach 1945 macht er eine Kunstschule auf, arbeitet in der

Werbung, aber die furchtbaren Schicksalsschläge haben seine Gesundheit untergraben. Zu erleben, dass seine Mutter und seine Schwester umgebracht wurden, während er selbst in dieser ständigen nervlichen Belastung des Verstecks aushalten musste. Seit 1955 ist er nach einem Schlaganfall rechtsseitig gelähmt. Kläre pflegt und betreut ihn. Zehn Jahre lang muss sie ihn an- und ausziehen. Er ist sehr unglücklich, weil er weiss, dass sie nicht versorgt ist, wenn er stirbt. Aus diesem Grunde heiraten sie. Dadurch erhält Kläre im Zuge der Wiedergutmachung sechzig Prozent seiner Rente. Zehn glückliche Jahre hatte sie, davon zehrt sie heute noch.

Mir ist bekannt, dass Kläre zwei jüdischen, illegal lebenden Frauen und anderen geholfen hat. Auch interessiert mich das Schicksal der Mutter und Schwester ihres Mannes. Ich frage sie danach.

Mein Mann stammte aus einer alten Berliner Familie. Die waren alle so rechtschaffen, preussisch und ordentlich, haben sich als Deutsche gefühlt und nichts anderes. Die Mutter war Lehrerin. Das war so um die Jahrhundertwende schon was Besonderes. Sie wurde 1941 nach Theresienstadt gebracht und ist dort umgekommen.

Die Schwester meines Mannes war in Potsdam mit einem Architekten verheiratet, der kein Jude war. Sie hatten ein sechsjähriges Kind, Michael. Eines Tages wurde sie hinbestellt auf die Polizei, weil sie einen Brief nicht vorschriftsmässig mit Sara unterzeichnet hatte. Die hiessen doch alle Sara oder Israel. Sie aber hatte das ignoriert. Mein Mann sagte ihr, sie solle nicht gehen. Vielleicht dauere der Krieg nur noch ein halbes Jahr oder ein Jahr. Das war 1944. Sie solle versuchen, auch in die Illegalität zu gehen. Sie hat gedacht, sie wäre geschützt durch ihren Mann. Der war Soldat, hatte aber gerade Heimaturlaub. Und sie ist hingegangen zur Polizei. Man hat sie dabehalten. Hat sie nach Auschwitz geschickt. Sie war Innenarchitektin, immer so ätherisch, hochmusikalisch, liebte Bilder, sie lebte hochoben in einer Traumwelt, hatte keinen Realitätssinn. Und da ging sie eben freiwillig hin. Wenn ich mir das vorstelle, mir wäre das nicht passiert, weil ich ein Kind aus dem Volk bin. Irgendwie wusste ich immer, wie ich mich meinen Feinden gegenüber verhalten muss. Sie wurde nun in Marsch gesetzt. Ist mit dem Eisenbahnzug

gefahren bis Auschwitz. Unterwegs hat sie noch einen Brief geschrieben. Ich habe ihn noch. Da schrieb sie, sie wird alles ertragen, um zu überstehen. Der Vater solle den Jungen nicht schlagen. Und sie brauche nur noch ein bisschen Seife und Entlausungsmittel. Den Brief hat sie jemandem mitgegeben. Vielleicht hätte sie von dem Bahnhof Weggehen können, sich verkrümeln, wenigstens den Versuch unternehmen. Dieser Brief, diese Ahnungslosigkeit! Sie wusste, was mit den Juden geschah, aber sie dachte, ihr wird schon nichts so Schlimmes passieren.

Aus dem gleichen Ort befand sich eine jüdische Frau, die mit einem Professor verheiratet war, mit auf dem Weg. Sie wurden immer weiter geleitet, zum Schluss eingewiesen in Auschwitz. Meine Schwägerin wurde gefragt, ob sie arbeiten kann. Da hat sie einen verhängnisvollen Fehler gemacht: Sie hat nein gesagt. Die Professorenfrau hat ja gesagt. Die hat überlebt, hat uns noch später erzählt, dass meine Schwägerin gesagt hat, sie könne nicht arbeiten, und dass sie sofort ins Gas geschickt worden ist. Ich habe hier den Schein, wo draufsteht, dass sie in Auschwitz, Kasernenstrasse, verstorben ist. So musste Michael ohne Mutter aufwachsen.

Zu uns kam oft Maria Schäfer. Die lebte auch in *Mischehe*. Als ihr Mann starb, so 1942, ist sie in die Illegalität gegangen. Sie war die Schwägerin von Franz Pfemfert, der nach dem Ersten Weltkrieg die *Aktion*, eine politische Zeitschrift, herausgegeben hat und zu der Zeit in der Emigration in Mexiko lebte. Die Frau war unerhört mutig. Sie hat es geschafft, in der Konstanzer Strasse ein möbliertes Zimmer zu kriegen. Sie hat sogar Lebensmittelkarten bekommen, ich weiss nicht wie, aber sie bekam Karten für Arier. Sie hat überlebt.

Es gehörte auch zu allem etwas Glück. Durch einen winzigen, blöden Zufall konnte man ins Verderben gerissen werden. Die beiden Frauen, die ich dann noch versteckt habe, hätten zum Beispiel Leute treffen können, die sie kannten. Sie waren ja Berlinerinnen. Die beiden waren entfernt mit meinem Mann verwandt. Als sie sich melden sollten, hatten sie sich abgesetzt. Es waren Mutter und Tochter, zwei bürgerliche, idealistisch links gesonnene Frauen. Sie lebten in einer Laube, irgendwo am Friedrichshain, konnten sich nur nachts ein bisschen Feuer machen, weil man am Tage den Rauch sah. Als der Winter kam, sind sie bald angefroren, und da brachte sie

mir mein Mann in die Wohnung, damit sie sich einen Tag über hier aufwärmen und waschen konnten. Die Mutter hiess Charlotte, die Tochter Hilla.

Sie haben dann noch versucht, in einem Gasthaus in Erkner zu leben, *Spreeperle* oder wie das hiess. Da sind sie irgendwie verraten worden. Die Gestapo sollte kommen, sie kontrollieren. Eines Abends um neun Uhr standen sie zitternd, total entnervt und verängstigt vor der Tür. Sie hatten nun nichts mehr, kein Geld, nichts Warmes auf dem Leibe. So nahm ich sie auf. Ich habe immer gedacht, ich muss helfen. Ich fand das so entsetzlich. Man hörte auch durch den englischen Sender, was in Polen geschah, wie die Menschen sinnlos ermordet wurden. Diese Naziclique! Ich konnte gar nicht anders, selbst wenn ich mit draufgegangen wäre. Ich konnte einfach nicht anders.

Im Nebenhaus, im Horstweg in Charlottenburg, hatte ich eine Zweizimmerwohnung zu betreuen. Die Wohnungsinhaberin war mit ihren zwei Kindern wegen der Bombenangriffe aufs Land gezogen. Da habe ich gesagt: «Es ist doch besser, wenn jemand in der Wohnung ist», und habe die beiden Frauen dort einfach reingesetzt. Habe gesagt, sie seien in Moabit ausgebombt. Wenn der Obmann, dieser Mann, der die Lebensmittelkarten ausgab, kam, meinte der immer zu mir: «Ja sagen Sie mal, wenn die da wohnen, dann müssen die sich doch auch anmelden.» «Ja», sagte ich, «das sind zwei Rindviecher, die denken, sie können in Moabit ihre Wohnung behalten, und nun wollen sie sich nicht ummelden. Gehen Sie hin, und sagen Sie ihnen das selbst.»

Ich hatte nur eine Anderthalbzimmerwohnung und meinen Lebensgefährten darin schon versteckt. Aber dann habe ich die beiden doch ein paar Nächte runter in meine Wohnung genommen. Der Obmann klingelte, bei denen meldete sich keiner, da gab er es auf. Dann ging das wieder so weiter, und immer, wenn ich den sah, fragte ich: «Haben Sie nun die beiden Frauen gesprochen?» Natürlich nicht. Man musste ein bisschen kess und unverfroren sein, wenn es auch riskant war.

Die beiden Frauen haben so gehungert, es war schrecklich. Ich meine, man konnte fechten gehen. Ein paar Brot- und ein paar Nahrungsmittelmarken gab einem schon mal einer, aber die haben nicht ein Gramm Fett bekommen, jahrelang. Ein- oder

zweimal im Jahr konnte man sich die Schuhe besohlen lassen. Das wurde auf der Seifenkarte abgestempelt. Die illegal lebenden Leute konnte man meistens an ihren schiefen Absätzen erkennen. Das musste man immer bedenken.

Es war die Zeit der Fliegerangriffe. Einmal war ein Riesenangriff. Da haben wir uns alle zusammengetan und beraten, ob die zwei Frauen sich nicht als Ausgebombte melden sollten. Aber sie sahen doch zu jüdisch aus. Ich dachte, wenn da einer was merkt: «Ach, das sind ja Juden, und die laufen so rum», dann wären sie doch festgenommen worden. Man hätte sie gezwiebelt und ausgequetscht, totgeschlagen, wenn sie nichts gesagt hätten. Ich hätte auch nicht standhalten können, wenn man mich so gepiesackt hätte. Ich glaube es wenigstens. Die mussten wirklich durch alle Ängste hindurchgehen. Wo sie auch waren, mussten sie sich kleinmachen, unterkriechen und sich demütigen.

Immerhin, die beiden sind durchgekommen. Sie sind bis Kriegsende in der Wohnung geblieben. Hilla hatte einen Freund bei der Marine. Der war Antifaschist. Wenn er auf Urlaub war, gingen die beiden Arm in Arm über den Hof, und ich brüllte dann laut «Hilla!» aus dem Fenster, damit die Kleinbürger im Haus davon Notiz nahmen. Das war nämlich so ein Strohlunder. Es sollte der Beweis sein, dass alles in Ordnung ist. Dieser Marinesoldat ist noch kurz vor Kriegschluss desertiert. Er konnte aber nicht lange hierbleiben. Er kam irgendwo im Osten der Stadt unter.

Wir kannten einen Buchhändler am Olivaer Platz. Der sollte eingezogen werden und hat sich von einem Freund Verletzungen zufügen lassen, an den Beinen. Johannes Höss hiess er. In der Kompanie, wo er eingezogen werden sollte, schöpfte man Verdacht. Sie brachten ihn in die Scharnhorststrasse ins SS-Krankenhaus. Er hat phantasiert, Essen verweigert, was zu dieser Zeit eine schlimme Sache war. Sie konnten ihm nichts beweisen, und er kam hier in die Königin-Elisabeth-Strasse in die Kaserne.

Nachts klingelt es bei mir. Ich gucke aus dem Fenster, ist er draussen. In der Kaserne hat er sein Bett so zurechtgemacht, als ob er drinläge, und seinen Mantel und sein Käppi hängenlassen. Ist nachts zu mir und meinem Mann gelaufen. Er bekam einen solchen Schock und Fieberanfall, dass ich ihn zwei Tage behalten musste. Dann habe ich ihn irgendwo in der

Kantstrasse unterbringen können. Er ist durchgekommen, es dauerte noch anderthalb Jahre bis Kriegsende. Er sollte an die vorderste Front. Nazigegner kamen meistens in die gefährlichsten Einsätze. Das wusste er. So hat er sein Leben gerettet.

Ich habe einen Prozess miterlebt, wo mehrere Leute aus dem Berliner Rundfunk, Masurenallee, eines Witzes wegen umgebracht wurden. Ich war nur Zuhörerin, aber das war entsetzlich. Ich bekam dieses Pamphlet, um das es ging, auch in die Hand gespielt von einer Hausbewohnerin, die beim Rundfunk als Vervielfältigerin arbeitete. Eines Tages kam sie und sagte: «Um Gottes willen, da haben sie welche bei uns festgenommen», und fragte, ob ich das Papier noch hätte. Ich hatte es schon weggeworfen.

Der Prozess war in der Bellevuestrasse in dem Reichsgerichtshof, und Freisler hat den Vorsitz geführt. Der Kellner aus der Kantine in dem Rundfunkhaus wurde zum Tode verurteilt. Ich sah ihn und seine Frau noch in der Pause, da ging ich auf ihn zu: «Laufen Sie doch weg!» Aber er versuchte es gar nicht, ist umgekommen. Dem haben sie den Kopf abgeschlagen. Ein anderer, der auch zum Tode verurteilt wurde, hatte vier Kinder. Es wurden seinetwegen Eingaben gemacht, auch von der Frau, wegen der Kinder. Das Urteil wurde hinausgeschoben, er hat es überstanden. Die junge Frau aus meinem Hause hatte Angst, sie würde auch verhaftet. Aber sie konnte glaubhaft machen, dass sie die Texte abzog, ohne sie zu lesen. Sie liessen sie laufen, das war ein Glück für sie.

Wenn ich so mein Leben und die Zeit überdenke: Ich komme aus einem kleinbürgerlichen Elternhaus. Mein Vater war Gewerbetreibender, hatte einen Kraftdroschenbetrieb. Zu Hause wurde bei allem gefragt: «Was werden die Leute dazu sagen?» Ich besuchte die Mittelschule und erhielt eine Ausbildung als Kontoristin. Dann war ich jahrelang arbeitslos. Ich verkehrte viel im Romanischen Café, da lernte ich geistig ein bisschen Laufen und habe mir meine kleinbürgerlichen Vorurteile gründlich abgewöhnt. Ich führte politische Gespräche, ohne gross politisch engagiert zu sein.

Als die Nazis mit ihrer Propaganda begannen, wurde ich sehr wach. Es waren für mich schon damals grauenhafte Jahre, bevor ich jemanden versteckte. Nur das Bewusstsein, verurteilt zu sein, in dieser Zeit leben zu müssen. Wenn ich Geld

oder die Möglichkeit gehabt hätte, ich wäre auch aus Deutschland rausgegangen. Denn es war bedrückend, wenn man irgendwo hinkam, immer nur *Heil Hitler* zu hören, dieses *Heil-Geschrei*. Ich wohnte in Halensee. Da lebten viele Juden. Die Geschäfte wurden zerkloppt, und die Menschen waren völlig verängstigt. Es war traurig.

Erst war ja noch die Arbeitslosigkeit, dann wurden die Autobahnen gebaut, dann Fabriken, dann rüsteten sie. Sie machten angeblich Kinderwagen, und wenn das Produkt fertig war, kam ein Maschinengewehr heraus, so ungefähr war das. Man sah, was auf einen zukam. Trotzdem – das, was sich nachher abspielte, konnte man einfach nicht fassen. Man redete in zwei Zungen, hatte Angst und versuchte, sich irgendwie ein Hinterland zu schaffen.

Ich habe immer gedacht: Werden wir das noch erleben, das Kriegsende? Werden wir noch davonkommen? Und wenn der Krieg zu Ende ist, dann wird nie wieder in der Welt so etwas Entsetzliches passieren. Es gibt nur noch Völkerfreundschaft. Das war immer meine Hoffnung.

Heute habe ich wieder Angst. Der Gedanke an die Atombewaffnung schnürt mir die Brust zu.

Handeln, ehe es zu spät ist:

Ursel Habermann über ihre Mutter Johanna Jakob

Mag sein, es ist keine Frage – doch wenn ich mir ihren Bekanntenkreis ansehe, gerate ich immer wieder in ideologisch-begriffliche Verwirrung und bin gewissermassen verunsichert.

So bunt wie das Parteienbild der Weimarer Republik sind die Farben ihrer Freunde – heute wie damals.

Eine kleine Frau, achtundsiebzig Jahre alt, hinfällig. Ein Körper, dessen Augen trübe geworden sind; Beine, die zumeist den Dienst versagen; ein Verstand, der sich gegen die Klammer unaufhaltsamer Verkalkung zornig wehrt. Eine Stimme, die grimmig kommentiert, kritisiert und argumentiert – ungebrochen streitbar gegen Unrecht, Kapitalismus, kirchliche Dogmen, Staatsgewalttätigkeit, Aufrüstung, Atomkraftwerke, öffentliche Militanz und private Ignoranz wettet.

«Kümmere dich doch endlich um private Dinge, um deine Enkel und Urenkel», empfiehlt der Schwiegersohn. «Genau das tue ich», antwortet sie. «Politik und Privatleben kann man nicht trennen!» – Und verschwindet ein paar Tage in einer Druckerei, um altbewährte Taktiken des Vorgehens mit AKW-Gegnern und vom Berufsverbot Betroffenen zu verfassen.

Die ideologische Zuordnung der jeweiligen Gruppe ist ihr dabei prinzipiell gleichgültig.

«Aufklären, Bewusstsein schaffen, politisches Verantwortungsgefühl entwickeln, handeln, ehe es zu spät ist», sind ihre Begründungen, die wohl das Leitmotiv dieses Lebens waren und bleiben, bis es sich endgültig verbraucht hat.

Nein, eine *private* Mutter war sie nie für Kinder und Enkel, aber ihre Art von Mütterlichkeit – das Umsorgen aller Menschen in Gedanken – hat sie früh und drastisch gelernt.

Sie erzählt: «Ich war gerade elf Jahre alt, und wir hatten in der

Schule – es war das erste Kriegsjahr 1914 – gerade Ludendorffs Sieg bei Lüttich gefeiert. Ganz stolz und froh kam ich nach Hause. Unsere Mutter sass am Tisch und weinte. Weil ich sie noch nie weinen gesehen hatte, war es ein grosser Schock für mich. Sie sagte unter Tränen, dass sie weine, weil sie an die vielen Frauen und Mütter denken müsse, die bei diesem Sieg ihre Männer und Söhne verloren hätten. Da war ich nicht mehr glücklich über den Sieg und hab begriffen, welches Grauen ein Krieg bedeutet. Das war ein ganz wichtiger Einschnitt in meinem Leben, da hab ich angefangen, selber zu denken!» Sie besteht darauf, dass dieses Erlebnis festgehalten wird. -

Die Hilflosigkeit der Mutter angesichts des Männerkrieges lässt das Kind Angst, Ohnmacht, Mitgefühl, Zorn empfinden - es entsteht so etwas wie Zweifel an der Ordnung und ein Wissen darum, was gut, was Rechtsens ist für Menschen und menschliches Leben.

«Hast du später nie Angst gehabt in der Hitler-Zeit?» habe ich sie gefragt.

«Nein», sagt sie erstaunt über diese Frage. «Ich war doch im Recht mit dem, was ich getan habe und was ich heute denke und tue!»

Und gerade diese Naivität ihres Glaubens an ein natürliches Rechtsgefühl auch in irgeleiteten Unmenschen, die es lediglich aufzuklären gilt, führt während ihrer politischen Umerziehung in nationalsozialistischen Gefängnissen dazu, dass sie statt dessen umerzieht. Die Leiterin des Frauengefängnisses in Bützow bringt ihrer Gefangenen am Ende vieler Diskussionen verbotene Bücher und warme Decken in die Zelle. Johanna lacht und sagt: «Sie war keine Nationalsozialistin mehr, und ich war keine geworden – jetzt weniger denn je.» Statt dessen ist sie eine Gläubige am Ende – nicht imaginären Göttern hörig, doch unerschöpflich im Glauben an die Freiheit der Vernunft, den natürlichen Anstand des im Prinzip moralisch und sozial angelegten Menschen auch in Zeiten der Unterdrückung.

Das hält sie durch ein Menschenleben lang, ignoriert ihre Bedürfnisse nach Geborgenheit in einer Gruppe und Familie, stellt ihre eigene Überzeugung gegen herrschende Klischees und Meinungsterror.

«Emanzipation?» sagt sie, «was soll das Gerede darüber? Das

ist doch eine Selbstverständlichkeit, die man einfach voraussetzt!»

So aber sind die Verhältnisse keineswegs in dem Umfeld, in das sie am 16. Dezember 1903 hineingeboren wird. Johannas Mutter – eine Bauerntochter, verheiratet mit einem Seemann, enterbt wegen dieser Verbindung – bekommt in ununterbrochener Folge sieben Kinder, von denen Johanna das Zweitälteste ist.

Die älteren Kinder ziehen die jüngeren auf, weil die Mutter zwölf Stunden täglich bei der Post arbeitet. In Männerhosen im kalten Winter – darüber erscheint ein Foto in der Tageszeitung, und die kinderreiche Arbeiterin wird öffentlich der Unmoral bezichtigt. Sie lässt eine wütende Zeitungsanzeige folgen mit der Frage, ob die Herren es wohl übelnähmen, dass sie ihr nun nicht mehr unter die Röcke sehen könnten?

Bei Kriegsausbruch wird der Vater, der auf englischen Schiffen fährt, als deutscher Seemann in Australien für Jahre interniert.

Weder der unermüdliche Fleiss der ganz auf sich gestellten Mutter noch die frühe Mitarbeit der Kinder können verhindern, dass die Familie in härtester Armut lebt.

Die Unterstützung des Staates besteht in der beständigen Drohung durch die «Wohlfahrt», die sieben Kinder im Waisenhaus unterzubringen.

Nachbarn helfen mit Nahrung und Kleidung, als die Kellerwohnräume ausbrennen.

Drei der Jungen sterben an Kinderkrankheiten.

Hunger, Demütigungen, unerfüllte Kinderwünsche, eine überanstrengte, abgearbeitete Mutter, harte Kinderarbeit – aber auch die Erfahrung von Solidarität und Güte unter den Arbeiternachbarn prägen Johannas Entwicklung und ihre Entscheidungsfähigkeit für *Recht* und *Unrecht*.

Sie besucht von 1910 bis 1918 die Schule, die sie vorzeitig verlassen muss, weil bei Kriegsende ihre Mitarbeit für die Familie nötig ist. Sie ist heute noch traurig darüber und hat ihr Leben lang jede Gelegenheit zum Lernen genutzt.

Als der Vater 1920 zurückkehrt, werden die Eltern auf Wunsch der Mutter nach zwölfjähriger Trennung geschieden. Nach geltendem Recht wird die Mutter für «schuldig» befunden.

Johanna arbeitet nun auf Gut Grolland bei Bremen und



Johanna Jakob als junges Mädchen, 1922.

macht dort eine Lehre in der Molkerei. Der Beruf macht ihr Freude.

Im Jahre 1926 heiratet sie Heinrich Jakob, einen Schmied, und bekommt einen Sohn und eine Tochter (1926/27). Es geht ihnen recht gut im Verhältnis zu früher, Johanna ist Hausfrau.

In den Jahren der wirtschaftlichen Flaute und Arbeitslosigkeit leben sie von den Mieteinnahmen ihres Hauses. Sie haben viel Zeit und treiben Sport, sind im Segelverein, im Sportverein, engagieren sich kulturell und politisch. Auf dieser Grundlage der gesellschaftlich übergreifenden Betätigung in den Bremer Sportvereinen bildet sich ein Freundeskreis aus den verschiedensten Parteien und Bünden der Weimarer Republik.

Freunde aus der SPD, der KPD, dem nationalen *Stahlhelm*, dem katholischen *Zentrum*, der *Roten Hilfe*, den deutschen *Königin-Luise-*, *Schiller-* und *Goethe-Bünden*, dem theosophischen Verein (n. R. Steiner) treffen sich zu gemeinsamen Diskussionen, Unternehmungen, die politische Gesamtlage kritisch betrachtend. Die teilweise Radikalität der verschiedenen Parteien und die Einseitigkeit der kulturellen Arbeitsgruppen missbehagt vielen. Das Programm der 1923 gegründeten NSDAP und Hitlers Putschversuch veranlassen den Freundeskreis, dem 1925 gegründeten Tannenbergbund beizutreten, der ein Gegengewicht gegen Hitler zu werden verspricht. (Ludendorffs Buch *Heraus aus dem braunen Sumpf* motiviert dazu.)

Bis 1933 entwickeln sie rege kulturpolitische Aktivitäten. Nach Hitlers Machtübernahme wird auch der Tannenbergbund 1934 verboten und aufgelöst. Der Freundeskreis wird grösser und schliesst sich um so enger zusammen.

Bereits 1934 erfolgen verbale und persönliche Drohungen durch die NSDAP, denen 1935 eine erste Hausdurchsuchung durch die Gestapo folgt.

Sie suchen jüdisches Schrifttum, da im Freundeskreis auch viele politisch engagierte Juden sind. Unter dem Deckmantel kultureller und weltanschaulicher Titel werden von dem Freundeskreis zahlreiche Vorträge und Versammlungen abgehalten. Jede private Geburtstagsfeier, Hochzeit oder Kindtaufe wird zur Aufklärungsarbeit über die Ziele der NSDAP und Hitlers Machtpolitik benutzt. Philosophische Vorträge

werden veranstaltet, und es begründet sich der *Freundeskreis Religionsphilosophie* auf privater Basis. Er setzt sich zusammen aus sehr unterschiedlichen Gruppen: Ehemalige Offiziere, durch den Ersten Weltkrieg enteignete Gutsbesitzer, katholische Priester, jüdische Privat- und Geschäftsleute, alte Frontkämpfer, Bibelforscher, Angehörige der verbotenen SPD und KPD finden sich zusammen.

Sie verfolgen zunächst zwei Ziele: 1. Ihre gemeinsam formulierte Grundlage ist die Achtung jeder Konfession und Weltanschauung. 2. Sie sind sich einig in der Ablehnung der Aggressionspolitik Hitlers und wollen den Untergrundkampf vermittelt durch Aufklärung breiter Bevölkerungsschichten führen. Weltanschauliche Unterschiede sind dabei absolut belanglos und stehen nicht mehr zur Diskussion.

Dieser *Freundeskreis* bleibt nicht auf Bremen beschränkt. Johanna reist viel in dieser Zeit. München, Berlin, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Marburg, Göttingen, Heidelberg sind neben ländlichen Versammlungsorten auf Dörfern, Bauern- und Gutshöfen die Treffpunkte.

Viele der Freunde sind durch kommunalpolitische Arbeit oder berufsbedingt im Dienst des noch jungen Hitler-Staates und haben eine wichtige Funktion für die Gruppen: Oft wird rechtzeitig vor Verhaftungen und Hausdurchsuchungen gewarnt, mancher kann seiner Verhaftung dadurch entgehen, dass er vom Freundeskreis untergebracht und weitergereicht wird, falls erforderlich. («Du glaubst kaum, wie viele Knechte und Mägde damals Latein konnten, aber noch nie eine Kuh aus der Nähe gesehen hatten», sagt Johanna und lacht die seither vergangenen fünfundvierzig Jahre einfach weg.) Nach der ersten erfolglosen Hausdurchsuchung im Hause von Johanna und Heinrich Jakob werden die beiden gezwungen, eine Mieterin einzuquartieren, die in der NS-Frauensschaft ist (die Wohnungen stehen bereits unter Zwangswirtschaft).

Frau Reemts, die neue Mieterin, erstattet nach einer belauschten Geburtstagsfeier Anzeige gegen die Jakobs, die noch arglos sind.

Am 26. August 1936 wird Johanna von der Strasse weg unvermittelt verhaftet. Eine Begründung erhält sie nicht, desgleichen kann sie weder den Angehörigen noch einem Anwalt Nachricht geben.



Johanna Jakob 1934 mit einem Paket verbotener Zeitungen unter dem Arm, zufällig von einem Strassenfotografen erwischt.

Am zweiten Tag nach ihrer Verhaftung erscheinen zwei Wärter morgens früh in der Zelle, und sie soll einen Becher Kaffee trinken.

Sie lehnt ab. Da wird sie unter Androhung von Prügeln genötigt, den Becher auszutrinken.

Sie wundert sich darüber, gibt aber nach, weil sie nicht versteht, warum dieser Kaffee so wichtig sein soll. Eine Stunde später wird sie aus der Zelle geholt und in einen Verhandlungssaal gebracht. Anwesend ist auch ihr Ehemann Heinrich.

Sie soll sich selbst verteidigen, wird ihr gesagt.

Die Anklage lautet auf Verbreitung verbotener Zeitungen und verbotenen Schriftmaterials und Abhaltung einer Versammlung, bei der Johanna Hitler u.a. als Volksverräter bezeichnet hat, laut Zeugenaussage.

Die Gesamtprozessdauer ist zwanzig Minuten.

Als Johanna die Zusammenhänge erläutern will und zu antworten versucht, stellt sie fest, dass sie nicht sprechen kann, und hat das Gefühl, einen völlig angeschwollenen Hals zu haben.

Sie führt es auf den Kaffee zurück, den sie vor der Verhandlung trinken musste. – «Meine Stimmbänder waren gelähmt, ein Gefühl, als wäre die ganze Mundhöhle und der Hals wie beim Zahnarzt betäubt worden.» -

Das Urteil lautet nach dem *Heimtückegesetz* auf *1 Jahr Gefängnis zum Zwecke der politischen Umerziehung*.

Ihr Ehemann, sagt der Richter, sei Mitglied der technischen Nothilfe (Johanna ist darüber erstaunt, ihr Mann ebenfalls) und bekäme vorerst nur eine Verwarnung.

Er wird nicht verhaftet und kann den Raum verlassen.

Sie dürfen sich nicht voneinander verabschieden. Johanna sagt heute dazu: «Ich wusste, dass dies das Ende unserer Ehe war, und Heinrich wusste es auch. Er hat mir leid getan, denn er hat immer nur mir zuliebe mitgemacht und uns unterstützt.»

«Man brachte mich in die Zelle zurück, und ich habe mich gewundert, dass das Bett nicht angeschlossen, sondern her-

* Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung vom 21. März 1933.

untergeklappt war. Ich bin sofort eingeschlafen und habe bis zu meinem Abtransport um 17 Uhr geschlafen.»

Mit anderen verurteilten Frauen wird sie im Gefangenewagen nach Hamburg abtransportiert. Mit ihr fahren einige verurteilte Prostituierte, die ihr warme Kleidung leihen für die Fahrt, auch eine Bremer Rechtsanwältin, verurteilt, weil sie einen Juden verteidigt und dafür «Honorar» genommen hatte.

Die Rechtsanwältin tröstet Johanna und wundert sich über das ungewöhnlich milde Urteil von einem Jahr Gefängnis.

Sie vermutet einflussreiche Freunde, Johanna kann dazu nichts sagen.

Unterwegs stellen sie fest, dass ein Motorradfahrer dem Gefangenentransport folgt.

Johanna erkennt ihren Mann in dem Motorradfahrer. Der Begleitwachmann veranlasst, dass angehalten wird, und sie kann kurz mit ihrem Mann im Vorraum des Gefangenewagens sprechen und nach dem Verbleib der Kinder fragen. Heinrich hat die Kinder zu ihrer Schwester gebracht, und sie ist etwas beruhigt.

Im Untersuchungsgefängnis in Hamburg wird sie vierundzwanzig Stunden lang verhört.

«Der Beamte fragte, was ich verbrochen hätte. Ich sagte, ich hätte Zeitungen zum Lesen weitergegeben. Der Beamte sagte: „Sonst nichts? Hier steht etwas anderes in Ihren Akten. Wenn Sie mich noch einmal belügen, fahre ich mit Ihnen Schlittens. Ich antwortete, das sei die Wahrheit.»

Sie mag selbst nach so langer Zeit nicht viel darüber sagen. Sie sagt: «Ich kann das nicht erzählen! Aber ich habe nie die Namen der Freunde erwähnt, nur meine Überzeugung erklärt, immer wieder!»

Sie wird am 30. August 1936 ins Strafgefängnis nach Fuhlsbüttel gebracht und bekommt vier Wochen Einzelhaft, unterbrochen von gelegentlichen Ausführungen an ein Fenster zum Hof. Dort muss sie Zusehen und anhören, wie Menschen zusammengeschlagen werden.

Sie kann nicht mehr essen.

Anfang November wird sie nach Lübeck gebracht. Dort wird sie wieder einen Tag lang verhört. Einige Tage wird sie in einer engen Zelle, die mit sechsunddreissig Frauen belegt ist, untergebracht.

Dort lernt sie Anna Stiegler, die wegen ihrer SPD-Zugehörigkeit verurteilt wurde, kennen. Die beiden Frauen verstehen sich gut und diskutieren. Johanna fühlt sich ermutigt und nicht mehr isoliert.

«In diesen Diskussionen haben wir viel voneinander gelernt. Jede Frau kam aus einer anderen Gruppe oder Partei, aber hier haben wir gemerkt, dass wir alle das gleiche wollten - etwas tun, um einen neuen Krieg und Unrecht zu verhindern.»

Ende November wird sie zusammen mit anderen Frauen zur Verbüßung des Strafrestes nach Bützow in Mecklenburg überführt.

Nach einem erneuten, vierundzwanzigstündigen Verhör wird sie wieder in Einzelhaft gelegt. Die Verpflegung ist dürftig: Täglich gibt es in Wasser gekochte Graupen und trockenes Brot. Die Zelle ist kalt, und Johanna wärmt sich die Füße in der warmen Graupensuppe. Sie kann nicht essen und fühlt sich krank.

Die Oberin des Gefängnisses besucht sie und diskutiert mit ihr, zunächst vorsichtig. Sie verschafft der Gefangenen zur Unterbrechung der strengen Einzelhaft eine Teilnahme an der weltanschaulichen Schulungsstunde, um Johanna zu helfen.

Dabei sitzen die Gefangenen in Einzelboxen und sehen nur den Schulungsleiter, einen Beamten.

Als er fragt: «Wie kommt es, dass der Jude, obwohl er über den ganzen Erdball verstreut lebt, doch immer Jude bleibt?», antwortet Johanna: «Weil das jüdische Volk seinen Glauben auch unter Zwang nicht verrät und sich als Einheit fühlt!» Sie darf nicht wieder teilnehmen und bleibt in Einzelhaft. Ihre Gesundheit verschlechtert sich, aber psychisch ist sie gelassen.

Die Oberin beschafft ihr eine Zelle mit Holzfussboden und begründet das ihr gegenüber: «Ich verstehe das alles nicht. Ich habe Ihre Akte gelesen. Was darin steht, stimmt mit Ihrem Wesen nicht überein. Sie bleiben immer die gleiche, und so lange kann sich ein Mensch in Einzelhaft nicht verstellen!»

Sie bringt Johanna eine Wolldecke, steckt ihr zusätzlich Esswaren zu und bringt ihr Bücher. Die beiden Frauen kommen vorsichtig ins Gespräch. Johanna empfiehlt ihr Lesestoff. Der anfangs überzeugten Nationalsozialistin er-

schliesst sich eine neue Perspektive. Sie besorgt Johannas Briefe, und es kommt Antwort auf dem gleichen Wege. Johanna sagt heute dazu: «Ohne diese Frau hätte ich die Zeit dort nicht überstanden. Sie hat mir, und nachher auch anderen, geholfen. Auch wenn sie vieles nicht verhindern konnte, z.B. dass Häftlinge geprügelt wurden oder lange nichts zu essen oder zu trinken bekamen. Sie hat versucht, heimlich zu helfen, so gut sie konnte.»

Eines Tages wird Johanna von der Gestapo zum Verhör geholt. Der Gestapobeamte schlägt ihr vor, ein Gnaden-gesuch einzureichen.

Johanna sagt, sie wolle wohl ein Gesuch einreichen. Das Wort *Gnade* könne sie nicht davorsetzen, denn damit würde sie ja anerkennen, dass sie Unrecht getan habe.

Sie habe sich bei dem Beamten, der sie voll Verblüffung vor den Folgen warnte, bedankt und geantwortet: «Sie tun Ihre Pflicht für Ihre Überzeugung, und ich muss auch so handeln.»

Sie wird erneut in Einzelhaft zurückgebracht. Die Oberin ist besorgt, weil sie ebenfalls Repressalien befürchtet, andererseits bewundert sie Johanna.

Die letzten Monate der Einzelhaft vergehen. Am 24. August beginnen Johannas Verhöre durch die Gestapo erneut. Ihr wird gesagt, sie dürfe nichts über ihre Gefängniszeit *draussen* berichten, dann sei ihr nicht mehr zu helfen.

In den Verhören, die bis zu zwölf Stunden täglich dauern, verneint sie die Frage nach ihrer Besserung und erklärt, sie sei nicht besser, aber klüger geworden. Sie habe nichts verbrochen, sondern sei ihrem Gewissen gefolgt. Ihr wird ständige polizeiliche Aufsicht angedroht. Auch davon lässt sie sich nicht beeindrucken.

Sie scheint die Beamten, die einen Erfolgsbericht liefern müssen, zu verwirren. Am vierten Tag sagt der Vernehmende zu ihr: «Nun sagen Sie uns wenigstens, wie es hier im Gefängnis gewesen ist. Wir brauchen das.»

Johanna antwortet: «Für den, der ein Verbrechen begangen hat, ist die Behandlung human – für den, der sich schuldlos fühlt, ist es hier sehr hart.»

Sie wird in die Zelle zurückgebracht.

Am nächsten Morgen kommt die Oberin voller Freude zu ihr und bereitet sie auf die Entlassung vor. Sie holt die Gefangene

in ihr Büro und hilft ihr beim Umkleiden, dabei stösst sie angewidert mit dem Fuss die Gefängniskleidung vor die Tür.

Präzise auf den Tag genau nach einem Jahr wird sie um 9 Uhr morgens zum Tor gebracht. Draussen steht ein Auto, in dem Bremer Freunde aus der Gruppe sitzen. Sie bereiten Johanna unterwegs auf die veränderte Situation zu Hause vor.

Sie darf ihre Kinder zwar sehen, die bei ihrer Schwester untergebracht sind, aber laut Gerichtsbeschluss sollen sie auch dort bleiben. Ihr Ehemann lebt bei seiner Mutter, und sie werden geschieden, halten den Kontakt aber zueinander aufrecht.

Da sie unter Aufsicht gestellt wird, bringen die Freunde sie in einem Häuschen auf dem Lande unter, in der Nähe von Ottersberg. Ihre Kinder besuchen sie dort in den Uniformen von BDM und HJ.

Johanna ist nach ihrer Entlassung stark unterernährt und hat einen Nervenzusammenbruch. Es geht ihr gesundheitlich sehr schlecht, aber sie erholt sich unter der Fürsorge der Freunde. Sie erfährt, dass sie von ehemaligen Kameraden aus dem *Stahlhelm-Bund*, die in der Gestapo Dienst tun, während ihrer Haftzeit geschützt wurde. Der Bürgermeister des Ortes gehört zum Freundeskreis.

Nach ihrer Scheidung verbindet sie sich 1938 mit einem bereits älteren Kampfgenossen, der einflussreiche Beziehungen hat und sie so besser schützen kann.

Sie nimmt die alten Aktivitäten wieder auf, die nun vorwiegend darin bestehen, untergetauchte arische und nichtarische Freunde und Fremde, Kinder sogenannter halbarischer Ehen, dem Zugriff der Polizei zu entziehen, Verfolgte unterzubringen und weiterzuleiten.

Beteiligt daran sind Nachbarn, Bauersfrauen, Pastoren, Bahnarbeiter, die eine wichtige Funktion haben, denn in der Nähe liegt die Bahnstrecke nach Bergen-Belsen und zu verschiedenen Aussenstellen der Arbeitslager für Zwangsarbeiter.

Kurz vor Kriegsausbruch bekommt sie eine Tochter. Sie selbst ist 36 Jahre alt.

Eines Tages wird sie, ohne dass sie es merkt, mit dem Kind auf dem Arm fotografiert. Das Foto erscheint ironischerweise auf einer NS-Frauenschafts-Zeitung als Titelblatt: *Die deutsche*

Landfrau, denn Johanna ist blond und trägt ihr langes Haar in Zöpfen um den Kopf. Zwei Tage später ist die Gestapo im Haus. Ihr wird mit Verhaftung wegen Verächtlichmachung gedroht. Sie kann nachweisen, dass sie nichts davon gewusst hat und absolut gegen ihren Willen als Urbild der nationalsozialistischen Landfrau dargestellt worden ist.

In den ersten Jahren des Krieges verstärken sich die illegalen Kontakte, und ständig sind Leute «auf der Durchreise» zu Besuch. Zwischenzeitlich erfolgen mehrere Hausdurchsuchungen ohne besondere Folgen.

1942 stirbt Johannas Lebensgefährtin.

Ihr erster Mann bekommt nach langem Bemühen und weil er sich inzwischen «an der Front ausgezeichnet» hat, die Erlaubnis zur Wiederheirat.

Sie wehrt sich zunächst gegen die erneute Eheschliessung, gibt aber auf Drängen der älteren Kinder nach und heiratet ihren ersten Mann 1943 wieder. Er wird erneut an die Front geschickt. Kurz darauf wird Johanna dienstverpflichtet zur Arbeit in einem Zwangsarbeiterlager. Dort leben Litauer, Polen und Russen als Kriegsgefangene, die in der Landwirtschaft der Umgebung arbeiten müssen.

Johanna übernimmt die Küche und lebt mit ihrer kleinen Tochter ebenfalls auf dem grossen ehemaligen Bauernhof, in dessen Stallungen die Gefangenen untergebracht sind. Sie beschafft den Leuten zusätzlich Verpflegung durch Nachrichten, die sie den ihr gut bekannten Bauern auf den Höfen in der Umgebung durch die Gefangenen übermitteln lässt. Die Nachricht ist immer die gleiche: «Der Krieg ist bald zu Ende. Viele Grüsse von Johanna.» Sie verstehen die unausgesprochene Warnung und versorgen ihre Zwangsarbeiter besser.

Im Lager selbst endet der Krieg damit, dass die Polen und Litauer den deutschen Lagerleiter am Hoftor erhängen. Unter seinen baumelnden Stiefeln hindurch bringen die Gefangenen, nun frei, Johanna und ihr Kind nach Hause. Hier bewachen sie noch einige Wochen abwechselnd in Gruppen Johannas Haus, bis die ärgsten Plünderungen und Überfälle vorüber sind. Als die Engländer einmarschieren, kommt ein englischer Captain, dessen jüdischer Familie Johanna vor Jahren geholfen hat, und sorgt aus Dankbarkeit für Verpflegung, warme Schuhe und Medikamente. Seine

Familie hat ihm Johannas Adresse mitgegeben nach Deutschland.

Der *religionsphilosophische Freundeskreis* findet sich wieder zusammen. Viele Freunde tauchen wieder auf, es kommt Nachricht aus allen Teilen der Welt. Nach wie vor stehen Johanna und ihre alten, immer noch zahlreichen Freunde auf der Seite derer, die unter Staatswillkür leiden. Es ist ihnen - nach wie vor - nicht so wichtig, welche Gesinnung sie haben, ob es AKW-Gegner oder Hausbesetzer, Leute mit Berufsverbot oder Bürgerinitiativen sind; sobald sie vor Gummiknüppeln und Stiefeln den Kopf einziehen müssen, sagt Johanna: «Wisst ihr jetzt, warum ich mir immer noch Sorgen mache? Diesmal seid ihr die Betroffenen.»

Sie liest die Zeitung und murmelt bei den Meldungen über Hungerstreiks: «Es scheint sich nichts geändert zu haben. Wenn die Gefängnisse noch so sind wie damals, hört man schon von selber auf zu essen und stirbt richtig gern!»

Es ist jetzt das erste Mal, dass sie über ihre Haftzeit spricht - nach langen Jahren, dass sie mühsam Einzelheiten berichtet. Für die Furcht hatten Frauen damals keine Zeit - sie haben sie verdrängt, zu vergessen versucht.

Aber nach dem Krieg, als alles wieder in Ordnung zu sein scheint, als Johanna ihren Entlassungsschein anfordert, als sie ihre Gerichtsakte in Bremen einsehen will, auch die Akten anderer Freunde, ist keine Akte zu finden, da müssen Zeugenaussagen unter Eid gemacht werden, da wird so seltsam recherchiert, dass sie nach Hause kommt und verstört sagt: «In der Nazizeit hat man uns wie Verbrecher behandelt, doch heute habe ich mich das erste Mal wie ein Verbrecher gefühlt.»

Da steht ihr dritter Mann, der auch der erste war, auf und sagt etwas Verblüffendes: «Johanna, das erledige ich für dich.»

So erhält sie doch noch ihre formale Anerkennung als Verfolgte des Naziregimes. Die kleine Haftentschädigung reicht aus, ein Paar Schuhe zu kaufen.

Als ihr Mann nach vierzig Jahren Ehe «mit Pause» stirbt, findet sie: «Wir haben eine gute Ehe geführt, obwohl er politisch nicht meiner Meinung war. Aber er und seine Mutter haben mich immer unterstützt.»

Ihre älteren Kinder haben es wohl gefühlsmässig nicht verkraftet, dass sie hinter Johannas Aktivitäten haben zurück-

stehen müssen, in den Entwicklungsjahren eine «Politische» zur Mutter hatten. «Ich musste sie den Verwandten überlassen, und das haben sie mir nie verziehen.» Johanna zuckt die Schultern und sieht aus dem Fenster.

Sie lacht bei der Frage, wie sich denn die übrige Familie bis Kriegsende dazu verhalten habe, eine «Vorbefrahte» in der Verwandtschaft zu haben – immerhin ein Risiko für alle, zumal sie ihre zu der Zeit *strafbaren* Handlungen fortsetzt. «Unsere Omi sollte 1939 das Mutterkreuz verliehen kriegen für ihre sieben Kinder. Dann wurde ich verhaftet, und man schrieb ihr, aus diesem Grunde könne man es ihr nicht verleihen, denn sie habe einen Volksschädling zur Tochter. Sie hat darauf geantwortet mit einer offenen Postkarte: ‚Weder meine Kinder noch ich sind Rindviecher. Daher lege ich keinen Wert auf einen Orden als preisgekrönte Zuchtkuh !‘ Sie hat sich nicht einschüchtern lassen und mir ins Gefängnis eine Postkarte zu Weihnachten geschrieben. Die dürfte ich sogar zwei Tage in der Zelle behalten. Auf ihre ländlich-drastische Art hat sie sich immer energisch durchgesetzt. Ich glaube, sie war so eine typische Mutterfigur und konnte ungeniert losbrüllen und herumschimpfen, dass selbst die Gestapo vor ihr Respekt hatte bei Verhören. Es waren ja meist jüngere Leute, und Oma sprach sie immer persönlich an wie eigene, ungezogene Söhne. Sie wurde oft ‚vorgeladen‘ und kam immer zurück. Sie passte in kein Schema.»

Johanna ist ihr sehr ähnlich in Bezug auf ihr Selbstbewusstsein.

Nur als das Gespräch auf die beiden ältesten Kinder – die Tochter und den Sohn – kommt, wird sie unsicher. Plötzlich verteidigt sie sich: «Ich war doch keine Verbrecherin! Aber die Kinder haben das geglaubt, ich konnte ihnen das nicht erklären, Hans war in der HJ und Anneliese im BDM. Beide wohnten bei meiner Schwester, und die stand mit ihrem Mann auf der Seite der Nazis. Ich durfte mit den Kindern nicht darüber sprechen, das war schwer. Darum wollte ich 1939 noch ein Kind haben, das nicht so zu mir steht. Nach Kriegsende habe ich versucht, an den beiden Grossen vieles wiedergutzumachen, aber ich glaube, sie haben mir innerlich nie verziehen. Aber schliesslich ist man ja nicht nur Mutter. Beide denken bis heute nicht über die Vergangenheit nach!»

Die «Grossen» sind über fünfzig Jahre alt heute. Ihr Verhältnis zu Johanna ist eigenartig gespannt geblieben. Geradezu demütig spielt sie als alte Frau die Grossmutterrolle, verwöhnt die «Grossen» und die Enkel und Urenkel, besucht sie mehrfach im Jahr wie unter Zwang, obwohl die Reisen sie anstrengen, und freut sich über jede Aufmerksamkeit. Zwischen ihnen ist das Thema «Politik» tabu. Johannas sonst so energische Stimme wird zitterig, als sie sagt: «Vielleicht haben sie mich trotzdem etwas gern!»

Heinrich, ihr Mann, tut auch nach dem Krieg alles, um Johannas politische Aktivitäten zu unterstützen. Selbstverständlich führt er den Haushalt, wenn sie zu Tagungen fährt, Vorträge und Versammlungen besucht. Er lässt sich von ihr berichten, hört interessiert zu, liest Bücher, die sie ihm mitbringt. «So ist sie!» sagt er, und es klingt sehr liebevoll. Er, ein eher nachgiebiger, anpassungsfähiger Mensch mit viel Witz und Humor, ist stolz auf seine Frau. Dem ältesten Sohn verbietet er das Haus, als er der Mutter vorwirft, im Gefängnis gewesen zu sein. «Hitlerjunge bleibst du wohl ewig! Einmal Hitlerjunge, immer Hitlerjunge!» sagt er kalt zu dem Vierzigjährigen und ist ärgerlich auf seine Frau, die den Sohn verteidigt.

Als Heinrich stirbt, ist Johanna monatelang schwer krank. Das Erschrecken über die politische Entwicklung der frühen siebziger Jahre lässt ihre private Trauer in den Hintergrund treten.

Das Schicksal politischer Häftlinge verfolgt sie mit Skepsis und Besorgnis. «Ich weiss», sagt sie, «wenn ich jünger wäre, würde ich auch im Gefängnis sitzen, es gibt zuviel Unrecht. Auch heute hört man wieder nicht auf Stimmen, die vor einem neuen Krieg warnen. Und wieder helfen die deutschen Gerichte, Kritik im Namen des Volkes zu unterdrücken. Ohne diese Helfer in der Justiz hätte Hitler nie die Macht erhalten, die uns zerstört hat.»

Auf ihrem Schreibtisch liegt die Unterschriftenliste des *Krefelder Appells* und ein Bericht von *amnesty international*. Nein, die Ruhe des Alters, Gelassenheit und Abgeklärtheit sind auch 1981 noch nicht eingekehrt bei Johanna. «Nächste Woche fahre ich nach Dortmund», sagt sie, nimmt die Lupe und beginnt einen Artikel über Ausländerintegration zu lesen.

Angst – Verfolgung – Illegalität: *Rosei Bibo*

Rosei Bibo kenne ich schon jahrelang, und doch wusste ich bis vor kurzem so gut wie nichts aus ihrem Leben. Bei unseren Begegnungen beeindruckte mich ihre selbstverständliche Herzlichkeit, ihre leise behutsame Art, wohltuend für den Gesprächspartner. Obwohl begeistert von ihren Grossmutterpflichten, gehört sie zu den Frauen, die mit hundert noch mädchenhaft wirken. Roseis Geschichte hat mich besonders erschüttert.

Mutter

Die Familie meiner Mutter lebte in einem Dorf bei Nikolajew in der Ukraine. Die Mädchen durften nicht in die Schule gehen, weil im zaristischen Russland für die jüdischen Kinder viel Schulgeld gezahlt werden musste. Als meine Mutter siebzehn war, haben die Eltern sie mit einem Pferdehändler verheiratet, der sie, wie seine vier Frauen vor ihr, misshandelte. Dem ist sie weggelaufen und zu herrschaftlichen jüdischen Familien als Köchin in Stellung gegangen. 1905 hat es der Bruder mit seinen Ersparnissen ermöglicht, dass meine Mutter nach St. Gallen in die Schweiz ausreisen konnte. Sie suchte sich eine Stelle in einer Stickereifabrik. Die Arbeit, die im Akkord geleistet wurde, fiel ihr zuerst sehr schwer, aber die Meisterin sprach ihr Mut zu. Auf einer Abendschule hat sie Lesen und Schreiben gelernt und es sogar bis zur ersten Stickerin gebracht.

Dann ist sie meinem Vater begegnet. Er war Ungar und von Beruf Schneider. Sie sind zusammen nach Basel gegangen, wo ich 1913 nach meinen zwei Brüdern geboren wurde. Dort hat Mutter auf einer grossen Frauenversammlung noch Clara Zetkin kennengelernt, die sie sehr beeindruckt hat. Meine Eltern waren beide links eingestellt. Leider ist ihre Ehe nicht

gutgegangen. Mein Vater kehrte Ende der zwanziger Jahre zurück in seine Heimat, das war jetzt Jugoslawien. Weil Vaters Geburtsort Sombor nach dem Ersten Weltkrieg an dieses Land gefallen war, hat unsere Familie die jugoslawische Staatsangehörigkeit erhalten.

Beruf

1916 sind wir nach Berlin gezogen, dort ist ein Jahr später noch meine Schwester geboren. Ich habe die acht Klassen der Volksschule besucht. Für die Höheren Schulen war Schulgeldzwang. Die Lehrerin hat gemeint, ich müsste wenigstens auf die Mittelschule, aber es ging nicht, leider!

Nach dem Schulabschluss ging ich in die Schule für Schneiderhandwerk, eine sogenannte Vorschule. Dort begegnete mir 1928 schon eine Lehrerin mit nazistischen Anschauungen: «Was willst du denn hier? Du bist Jüdin und noch dazu Ausländerin!» Ich war erschüttert. Dann habe ich mir eine Lehrstelle gesucht, bekam allerdings keinen Vertrag. Meine Chefin war ein Luftikus und hatte nur die Männer im Kopf. Als sie merkte, dass es mit mir sehr gut ging, gab sie Stellenangebote für weitere Lehrlinge auf. Ich musste ganz selbständig arbeiten.

Im ersten Halbjahr bekam ich nicht einen Pfennig Lohn. Im zweiten Halbjahr zwei Mark die Woche. Ich brauchte aber allein schon 1,80 Mark Fahrgeld pro Woche auf Schülerkarte. Mutter ist zur Innung gegangen und hat den Fall vorgetragen. Da kam heraus, dass die Chefin gar keine Meisterin war. Sie erhielt eine Anzeige und schrie, dass ich alle aufgehetzt hätte. Ich war in der Gewerkschaft und habe jeden neu hinzukommenden Lehrling gleich geworben. In der folgenden Gerichtsverhandlung haben alle zu mir gehalten. Sie musste die Meisterprüfung nachholen.

Ich habe mir was Neues gesucht bei einem Tschechen, der ein sehr guter Schneider, aber ein äusserst strenger Lehrherr war. Den ganzen Tag schimpfte er mit mir rum, so dass ich völlig entmutigt am liebsten aufgehört hätte. Als Mutter ihn zur Rede stellte, winkte er ab: «Ach, sie ist die geborene Schneiderin!» Zwar bekam ich jeden Tag von der Meisterin warmes Essen, Butter und Eier vom Lande, aber während der ganzen

Lehre gab es keine feste Arbeitszeit. Wir mussten alle Feiertage arbeiten, kannten keinen Urlaub, und zusätzlich musste ich noch umsonst für die Frau Meisterin nähen.

Bei der Prüfung war ich das einzige Mädchen, weil ich auf Mäntel und Kostüme gelernt hatte. Die Jungen haben alle erstaunt geguckt, und einige machten ihre Glossen. Ich habe mit «gut» bestanden. Dann habe ich gekündigt. Ich wusste, dass ich dort immer das Lehrmädchen bleiben würde, das *Röschen*, das Fenster putzen oder das Parkett mit Stahlspänen abziehen musste.

Es war schon die Zeit der grossen Arbeitslosigkeit. «Wie kannst du jetzt kündigen?» fragte Mutter voller Sorgen, denn sie war auf mein Geld angewiesen. Mit Herzklopfen habe ich mich in einem Salon vorgestellt. Auf der Strasse standen sie Schlange nach der Stellung, die ich zum Glück erhielt, aber der Lohn war niedriger als bei der Lehre.

Die Massarbeit war Saisonarbeit, und ich musste öfter wechseln. 1933 lieferte ich einmal ein Kleid bei einer Baronesse ab, die gerade eine grosse Gesellschaft gab. Dort sah mich ein älterer Herr, der an einem der nächsten Tage bei Feierabend auf mich wartete. Er hätte sich nach mir erkundigt, wisse, wie ich lebe. Ich erfuhr, dass er ein Schwede war, ein vermögender Mann. Er hat mir angeboten, mich zu seiner Mutter nach Schweden zu bringen. Auch meiner Mutter sollte es gut gehen. Er drängte mich zu einer Entscheidung. Ich konnte nicht ja sagen. Meine Gefühle für ihn waren nicht so, dass ich mit ihm Zusammenleben wollte. Ich habe seine Adresse zerrissen. Sicher war es dumm. Später dachte ich, vielleicht hätte er uns auch so geholfen in dieser schrecklichen Zeit. Nach dem Judenboykott 1933 habe ich noch bis zur Auflösung des Geschäfts bei Löwenthal gearbeitet, die sind nach Holland gegangen. Danach war ich bei der Mantelfirma Karl Schmahl als Abnehmerin, Zuschneiderin, Fagonverschneiderin, das war nun Konfektion. Ich habe zwar gut verdient, aber für diese Arbeit war es doch unterbezahlt. Ich war die einzige Jüdin, da haben ungefähr vierundzwanzig Mädchen gearbeitet. Die mussten ja nun schon in die Deutsche Arbeitsfront (DAF), ich kam da nicht rein. Wir lebten schon in der Judenwohnung, da tauchte eines Tages im Betrieb ein Nazi auf. «Hier arbeitet eine Jüdin.» Schmahl sagte: «Ja, das ist meine beste Kraft, die gebe ich nicht her.» Er ist mit mir zur



Rosei Bibo, 1933/34.

Arbeitsfront gegangen. Ich musste im Vorzimmer warten. Es dauerte eine ganze Weile. Als er rauskam, hatte er einen hochroten Kopf und sagte: «Röschen, du darfst gar nicht mehr in den Betrieb zurück, wir müssen uns hier verabschieden.»

Merkwürdigerweise hat dieser Mann im vierten Stock des Hauses gewohnt, wo die Judenwohnung war. Er hat mich nicht mehr angeguckt. Dem müssen sie furchtbare Angst eingejagt haben. Seine Frau ist zu mir runtergekommen, wenn er auf der Arbeit war. Für die habe ich auch in ihrer Wohnung genäht, das durfte er nicht wissen.

Ich habe noch einige Zeit schwarz gearbeitet, dann wurde ich zu Siemens zwangsverpflichtet. Es gab dort jüdische Abteilungen. Wir mussten uns am Fabriktor sammeln, wurden geschlossen zur Arbeit reingebracht und geschlossen wieder raus. Zuerst war ich in der Entgraterei. Man musste sein Pensum schaffen, sonst war man in Gefahr, abgeholt zu werden. So hat man sich immer die Arbeit von Alteren, die die bestimmte Menge nicht abliefern konnten, aus der Kiste geholt und entgratet. Später stand ich am Zinnbad. Ich musste mit beiden Händen verzinnen. Arierinnen nur mit einer Hand, auch bekamen sie einen Liter Vollmilch am Tag zusätzlich. Meine Essenration während der Arbeitszeit bestand aus sechs bis sieben Pellkartoffeln mit etwas Salz. Manchmal habe ich nur noch mechanisch gearbeitet, war gar nicht mehr richtig bei mir vor Erschöpfung, aber wir durften uns nicht hinsetzen. Der Stundenlohn für diese Arbeit betrug 49 Pfennige.

Tatsächlich bin ich da mehrmals von einem Arzt krankgeschrieben worden. Ich muss also in einem ganz schlechten Zustand gewesen sein. Gewagt war das auf alle Fälle. Siegfried hatte grosse Angst, sie holen mich deswegen ab oder auch uns beide. Aber wenn man an einem gewissen Punkt angekommen ist, denkt man nicht mehr daran, was alles passieren kann. Vierzehn Tage nachdem wir in die Illegalität gegangen waren, wurden alle bei Siemens abgeholt und in die Vernichtungslager gebracht.

Judenwohnung

1933 habe ich Siegfried kennengelernt. Er war der Freund meines Bruders Franz. Wenn der von dem Bibo sprach, dachte ich immer, das wäre ein Kosenamen. Solche Vorstellung gab mir der Name. Der Anlass unserer persönlichen Bekanntschaft war aufregend und traurig. Im Februar 1933 war die SA nachts in unsere Wohnung eingedrungen, um meinen ältesten Bruder abzuholen, den «Schwarzen». Er hielt sich aber schon eine ganze Weile nicht mehr zu Hause auf. Sie durchsuchten alles. Auf der Kommode lagen in einem Hansaplast-Kuvert die kleinen Marken der *Internationalen Arbeiterhilfe* (IAH), ich hatte eine Kassierung, aber das Kuvert haben sie nicht beachtet. Ich dachte, man hörte mein Herz schlagen, so laut klopfte es. Da sagten die SA-Männer: «Dann nehmen wir eben den Blondan», und griffen meinen jüngeren Bruder. Sie schleppten ihn in den Keller einer dieser Nazi-Kneipen, wo sie viele, Kommunisten und Sozialdemokraten, gefoltert und auch totgeschlagen haben.

Am Morgen ging ich zu Siegfried, der in der Wohnung auf der anderen Strassenseite wohnte. Er hatte beobachtet, was mit seinem Freund geschehen war, und sofort seine Sammelbüchsen für die IAH vernichtet. Wir beschlossen, gemeinsam zum SA-Lokal in der Alten Jakobstrasse zu gehen und Auskunft über Franz zu verlangen. Aber die verhöhnten uns nur, ein Wunder, dass sie uns nicht auch gleich dabehalten haben. Nach zwei oder drei Tagen war mein Bruder wieder da. Ein SA-Mann, der ihn von früher kannte, hatte ihn laufen lassen und damit gerettet.

Ich dachte immer, dass der Mann, in den ich mich verlieben könnte, gross, stattlich und sportlich sein müsse. Das vergass ich jedoch völlig, als ich Siegfried näher kennenlernte. Da war das unwichtig, dass er gar nicht diesem Typ entsprach. Ich liebte ihn und er mich. Wir überlegten, dass wir uns mit unserem gemeinsamen Verdienst eine bessere Wohnung leisten könnten, und zogen mit meiner Mutter und Schwester in eine Anderthalbzimmerwohnung in derselben Strasse, wo man in einer ehemaligen Fabrik Wohnungen eingerichtet hatte. In dieser Wohnung fühlten wir uns wie im Paradies, wir hatten elektrisches Licht, Zentralheizung, Innentoilette, einen Gaskocher und eine kleine Speisekammer. Vorher

mussten wir zur Toilette auf den Hof gehen, das Wasser vom Treppenflur holen und hatten nur Petroleumlampen.

Wir sparten eifrig, um unsere kleine Wohnung so hübsch wie möglich einzurichten. Ich nähte Gardinen, und mein ganzer Stolz war eine grüne Flurgarderobe. 1936 haben wir dann geheiratet. Es war ein schöner Tag. Die Mädels bei Schmahl haben Aufführungen für uns gemacht. Siegfried bekam einen Pantoffel aus Marzipan, unter einem süßen Pantoffel wäre das Eheleben nicht so schlimm, und ich erhielt ein kostbares Nachthemd mit dem Bemerkung, ich solle es immer in allen Ehren hochhalten. Unter solchen derben Spässen haben sie mit uns gefeiert. Und doch muss mich später jemand aus dem Betrieb als Jüdin denunziert haben.

Nach der Kristallnacht 1938 setzte die massive Verfolgung der Juden ein. Diesmal kamen sie, um uns alle aus der Wohnung zu werfen. Meine Mutter war sehr couragiert. Sie zeigte ihren Pass: «Ich bin Jugoslawin.» «Ach was, Jude ist Jude!» sagten die SA-Leute. «In diesem Haus darf kein Jude wohnen.» Meine Mutter ist dann nach Jugoslawien in die Emigration gegangen und hat meine Schwester mitgenommen. Die hatte auch ihre Stellung bei Tietz – jetzt Hertie - verloren und war Kindermädchen in einer anderen jüdischen Familie geworden. Wenigstens waren die beiden vorerst in Sicherheit. Beim Einmarsch der Deutschen kam meine Mutter in ein KZ bei Belgrad. Meine Schwester hat sich, so schwer es ihr fiel, mit einem deutschen Soldaten angefreundet und hat meine Mutter wieder herausbekommen. Sie haben dann ständig ihren Wohnort gewechselt, sind immer von Dorf zu Dorf auf der Flucht gewesen, aber sie haben es überstanden.

Ich war durch meine Heirat Deutsche geworden. Siegfried und ich mussten in eine sogenannte Judenwohnung ziehen, wo der Stern an der Tür war. Wir mussten ja nun auch den Stern an der Kleidung tragen. In manchen Häusern gab es eben Judenwohnungen. Das war auch in der Alten Jakobstrasse. Dort wohnte ein jüdisches Ehepaar Rosenbaum. Die zwei mussten andere Juden mit aufnehmen. Meine Freundin Ruth ist damals mit ihrem Mann ausgewandert, zuerst nach Ungarn. Heute lebt sie in Philadelphia. Ihre Mutter, Bianca Kirchheim, wohnte mit der Tante von Herbert Baum zusammen. Der war Leiter einer kommunistisch-jüdischen Wider-

standsgruppe von jungen Menschen. Ich kannte ihn und auch seine Frau Marianne. Herbert wollte, dass Siegfried und ich zu ihm zogen. Doch weil diese grosse Widerstandsgruppe sehr gefährdet war, beschlossen andere, dass wir nicht dorthin sollten. Das war unsere Rettung. Jahre später stockte mir fast das Herz, als ich aus der Fabrik kam und an der Litfasssäule las, dass Herbert und Marianne Baum zum Tode verurteilt waren. Da wären wir ja auch mit drin gewesen.

So kamen wir also zu Rosenbaums. Wir waren dort drei Parteien. Ausser uns noch zwei Brüder, die bewohnten eine grosse einfenstrige Stube, ein sogenanntes Berliner Zimmer. In einem anderen Zimmer lebte ein junges Mädchen, Elsa Baruch. Zart und zerbrechlich war sie. Sie musste jeden Tag im Müll herumwühlen, bestimmte Dinge aussortieren und litt sehr unter dieser Arbeit. Wenn sie abends nach Hause kam, wusch sie sich als erstes ganz gründlich. Eines Tages hat man sie gleich aus der Firma abgeholt, wir haben sie nicht mehr gesehen. Die Rosenbaums bekamen Bescheid, dass sie sich bereithalten sollten, sie würden am nächsten Morgen abgeholt, Eltern, Sohn und Schwiegertochter. Da sagte der alte Herr Rosenbaum: «Ach, kommt doch gleich mit uns mit. Wir kennen uns nun schon, dann sind wir zusammen, und es wird schon nicht so schlimm werden!» Wir aber sagten: «Was hier ist, sehen wir. Wie es dort ist, wissen wir nicht. Es ist noch keiner zurückgekommen, der uns etwas erzählt hat. Da kommen wir noch früh genug hin.» Das hatten wir richtig gemacht. Die Tante von Herbert Baum wurde dann auch abgeholt, und die Mutter meiner Freundin musste aus der Wohnung. Sie zog zu uns in das eine freie Zimmer, wo das junge Mädchen Elsa gelebt hatte. So wurde Platz geschaffen. Das war bitter, wenn man das erleben musste. Die Mutter meiner Freundin, Bianca, war eine ganz blonde Hübsche, so etwas Herzliches ging von ihr aus, wie ich es nie wieder bei einem Menschen gefunden habe. Ich habe zu ihr Mama gesagt, ihr Kind war ja weg und meine Mutter in der Emigration, es war ein ganz inniges Verhältnis zwischen uns.

Ich komme eines Tages aus der Fabrik. Es war schönes Wetter, die Sonne schien, da kommt Bianca runter, wir durften ja nur zwischen 16 und 17 Uhr einkaufen gehen. Sie hatte immer die Angewohnheit, den Stern zu verdecken. In

der Strasse, wo mich jeder kannte, habe ich es nicht gemacht. Und da kommt sie mir schon entgegen: «Rosei, willst du denn nicht mit einkaufen?» Aber ich war schon so fertig von der Arbeit, dass ich gesagt habe: «Ach, ich komme jetzt nicht mit», und das war vielleicht ein Glück für mich. Weil sie den Stern verdeckt hat, hätte ich es sicher auch gemacht und das gleiche Schicksal erlitten. Ihre Cousine, die anstand, rief ihr zu: «Bianca, heute kriegen Juden auch ein bisschen Obst, und wir stehen jetzt dafür an.» Bianca hielt die Tasche so über den Stern, und da war ein Spitzel, und der hat gesehen, die anderen haben doch alle einen Judenstern, die da stehen, und der hat ihr den Arm heruntergerissen. Dann kam er rauf mit ihr: «Du Judenschwein, du, dann und dann wirst du abgeholt.» Ich wollte für sie bitten, da hat der gesagt: «Noch ein Wort, dann kommst du gleich mit. Kannst gleich deine Sachen mitpacken.» Das war so furchtbar, wie der auf sie mit Fäusten einschlug zur Strafe. In der Nacht haben wir dann gegessen, wie gelähmt von dem Schreck, haben ihre Sachen zusammengepackt, und ich habe ihr in die paar Kleidungsstücke ihren Namen eingenäht, alles fein säuberlich. Den anderen Tag wurde sie abgeholt. Ich vergesse es nie: Ich wollte schreien und musste ganz still stehen. Der hätte mich mitgenommen, wenn ich ihr noch einmal um den Hals gefallen wäre. Aber sie hat mich so angeguckt: Bleib du jetzt stark! Als ich von der Fabrik nach Hause kam, lag ein Zettel auf dem Tisch. Zwei jüdische Häftlinge waren dagewesen, hatten Biancas Essbesteck geholt und erzählt, dass sie zur Sammelstelle Grosse Hamburger Strasse gebracht worden sei. Dort hatte man ihr gleich die Haare geschoren. Ich habe nichts mehr von ihr gehört, weiss nicht, wo sie umgebracht wurde. Das war grauensvoll. Zu der Zeit war meine Freundin schon in Ungarn mit ihrem Mann. Und dann habe ich ihr das so geschrieben: Deine Mama ist leider schwer erkrankt. Wir können sie nicht besuchen. Es ist sehr ansteckend. Sie hat es sofort begriffen.

Verfolgung

Ende des Jahres 1942 fassten wir einen schweren Entschluss. Wir wollten in die Illegalität gehen, irgendwo untertauchen.

Es war eine sehr mutige Frau, die uns half, meine Freundin Hanne Biermann. Ich kannte sie schon aus Jugendjahren vom Sportverein Fichte her. Sie war Arierin. Ihr Mann Herbert, auch Jude, hatte als Kommunist gegen die Nazis Widerstand geleistet, war verhaftet worden, zuerst ins Zuchthaus Brandenburg gekommen, wo Hanne ihn noch alle Vierteljahre besuchen durfte, dann ins KZ nach Auschwitz gebracht worden. Da konnte sie ihn nun nicht mehr sehen. Endstation war das. Dann hatte man ihr geschrieben, sie möchte die Urne ihres Mannes abholen, sie ist auch hin und mit der Urne zurückgekommen. Das war eine ganz schwere Zeit für Hanne.

Sie hat sich dann mit einem Jupp Gräfe zusammengetan, einem etwas verwachsenen Mann. Die beiden haben für die Konfektion Mäntel genäht. In der Danziger Strasse hatte sie einen Laden. Trübe Ahnungen verfolgten sie: «Mensch Rosei, das wird hier noch ganz schlimm. Wir verlegen unsere Werkstatt nach Alt-Hüttendorf. Aber wir haben nicht genug Arbeitskräfte. Komm doch mit!» Zuerst hiess es, nur ich sollte kommen und der Siegfried woanders untertauchen. Da sagte ich: «Ich gehe nicht ohne Siegfried. Wenn es für Siegfried ungewiss ist, will ich auch nicht mein Leben retten. Entweder beide oder keiner.» Das sah sie ein. «Wo du satt wirst, wird der auch satt werden. Dann kommt er eben mit.»

Gerade in dieser Zeit, als wir den Plan hatten, in die Illegalität zu gehen, wurde ich schwanger. Ich war sehr unglücklich, wusste ich doch nicht einmal, wo ich in Zukunft meinen Kopf hinlegen würde, geschweige den meines Kindes. Wie das so war, wieder erfuhr ich Hilfe von einer Frau. Neben der Arbeit bei Siemens habe ich immer an den Wochenenden noch etwas genäht. Diese Frau, eine Kundin, kam zur Anprobe. Ich war so verweint. Da fragte sie mich nach dem Grund, und ich erzählte ihr alles. Sie gab mir die Adresse eines Arztes in Neukölln, Dr. Heller. Ich ging tatsächlich hin. Er war ein jüdischer Arzt, hatte aber eine arische Frau. Die hat ihn beim Arm genommen und für mich gesprochen. Da hat er mich

hinbestellt, zu einem Termin. Ich war sehr unerfahren. Er hat mir eine Spritze gegeben, und ich habe nichts gemerkt. Ich bin wirklich dumm gewesen, gar nicht aufgeklärt. Er hat mir gesagt, es war nichts.

Dass er das aus Sicherheitsgründen gesagt hat, ist mir erst später klar geworden. Ich bin dann allein nach Hause gegangen, habe es kaum geschafft. Ich sollte mich hinlegen, wegen der Untersuchung, er hat mich auf ein paar Tage krankgeschrieben, damals ging das noch. An demselben Abend wurde ein Freund verabschiedet, der aus dem Zuchthaus Brandenburg entlassen worden war. Er hatte für den nächsten Tag seine Einberufung zum Strafbataillon 999 bekommen. Da bin ich aufgestanden, um ihm auch «Auf Wiedersehen» zu sagen. Das hätte ich nicht machen dürfen. In der Nacht bekam ich hohes Fieber. Siegfried rief den Arzt an, der wollte erst gar nicht kommen, so böse war er, besuchte mich dann aber doch jeden Tag, legte mir immer ein Stück Obst auf den Nachttisch. Als es mir besser ging, sagte er, dass wir uns wieder vertragen wollten. Das hätte ich doch wissen müssen, warum er das so gesagt hat. Er hat kein Geld von mir genommen. «Kleene, wovon willst du denn das bezahlen?» hat er gesagt, «aber, wenn du mal ein paar Brotmarken übrig hast, ich muss sehr viele sattmachen.» Er hat andere Verfolgte unterstützt. Später habe ich Hanne zu diesem Arzt geschickt. Als sie zurückkam, hat sie furchtbar geweint. Sie hat ihn nicht mehr angetroffen. Im Haus hat man ihr erzählt, dass der Mann eine Vorladung zur Gestapo bekommen hätte. Seine Frau bat ihn, nicht hinzugehen. Er lachte: «Mir kann keiner was, ich komme zurück.» Als sie lange vergeblich auf ihn gewartet hatte, hat sie sich aus dem Fenster in ihrer Wohnung im zweiten Stock gestürzt.

Ich kann gar nicht beschreiben, was das für ein Gefühl war, völlig ausserhalb der Gesetze zu stehen. Wir trugen den Stern, der uns kenntlich machte und vogelfrei. Wie gross die Sehnsucht war, ein normaler Mensch zu sein, hatte ich an Bianca erlebt. Sie hat dafür mit dem Leben bezahlt. Man lebte ständig in Angst: Jetzt gleich geschieht etwas Furchtbares mit dir. Ich fuhr morgens zur Arbeit. Die Fabriken fingen alle um sechs Uhr an, um zwanzig vor fünf fuhr mein Zug schon von Jannowitzbrücke, und wenn er überfüllt war, gab es Leute, die schrien: «Die Judensau kommt hier nicht rein!»



Der Judenstern.

Man war allem ausgesetzt. Ich habe mich manchmal so leer gefühlt und ohne Kraft, machtlos. Wir konnten ja nichts machen. Da konnte keiner was machen. Zum Beispiel vor dem Fabrikator, die Arier konnten sich unterstellen, und wir mussten in Regen und Wind stehen. Wenn ich dann die Polen gesehen habe, mit den Fusslappen und zum Teil barfuss, hat sich mir mein Herz umgedreht. Ich fand, die waren noch schlimmer dran. Und doch gab es Leute, die für uns Juden Kohlrabi oder so etwas aus Mitleid irgendwo hingelegt haben, das gab es auch. Wenn wir dann durch dunkle Gänge geführt wurden, ehe wir zu unseren Arbeitsplätzen kamen, dachte ich immer, einmal wird hier was passieren mit uns. Also, ich hatte immer ein Angstgefühl. Man hat sich nicht mehr als Mensch gefühlt, in diesem ständigen Bewusstsein von Angst.

Wenn ich nachher zu Hause war, fühlte ich mich sicherer. Aber auch hier, in den vier Wänden, war man ja nicht geschützt. Der Judenstern an der Tür gab auch die Wohnung preis. Und doch waren auch in unserem Haus freundliche, mitfühlende Leute. So schob uns unsere Portiersfrau hin und wieder eine Fünziggramm-Lebensmittelmarke durch die Tür. Natürlich hungerten wir, und das bisschen bedeutete viel für uns, aber fast noch mehr bedeutete die Menschlichkeit, die in dieser Geste des Mitleids steckte. Doppelt aner kennenswert, weil jeder, der uns half, sich selbst damit der Gefahr aussetzte. Wenn ich an der Nähmaschine sass, abends, war ich abgelenkt. Die Arbeit, die ich nicht unter äusserstem Zwang verrichten musste, machte mir Freude. Am besten aber war es, wenn Siegfried von der Arbeit kam und ich nicht mehr allein sein musste. Er hat es ja nun noch viel schwerer gehabt, mit seiner Zwölf-Stunden-Schicht, und dann hatte er auch nur jeden dritten Sonnabend/Sonntag frei. Und er wurde in keinen Luftschutzkeller hereingelassen, wenn Fliegeralarm war. In unserem Haus war ein sogenannter Juden keller, da waren ja nur noch wir zwei. Die Kranken aus der Wohnung konnten sowieso nicht mehr runtergehen. Aber ich bin dann auch nicht mehr runtergegangen. Da war ein junger Blockwart gekommen, etwas älter als ich, in schwarzer SS-Uniform. Und der kam in den Keller und machte sich an mich heran. Ich merkte, was er wollte. Er legte mir Schokolade hin, und wenn er kam, sollte ich lieb zu ihm sein. Dabei war das ein ganz gemeiner Nazi, und ich hatte Angst, wenn ich mich wehre, nimmt der Rache und sagt, ich hätte mich ihm genähert. Ich erklärte Siegfried: «Siegfried, wenn du nicht bei mir sein kannst, dann gehe ich da nicht mehr runter, dann sollen mich die Bomben hier oben treffen!» Ich habe das Licht überall ausgemacht und bin bei Siegfried oben in der Wohnung geblieben.

Am Anfang haben wir nicht geglaubt, dass es so schlimm werden würde. So haben wir den Faschismus nicht eingeschätzt, das konnte man auch nicht. Über diese unvorstellbaren Dinge habe ich nach den schrecklichen Erlebnissen mit Bianca einen neuen Anschauungsunterricht erhalten, als ich im Bett lag und den Abort hatte. Wir hatten an sich gute Nachbarsleute, die gegen Hitler waren. Die Frau hat mir jeden Tag einen Teller Mittagessen gebracht. Sie wusste zwar

nicht, was mit mir ist, aber hat es sich wahrscheinlich gedacht. Eines Tages tauchte ihr Sohn auf, der eingezogen war. Der kam mich besuchen, sass an meinem Bett und hat mir erzählt, er hätte Sonderurlaub. «Aber ich muss Ihnen was erzählen, was man mit Juden macht. Ich hatte einen Nervenzusammenbruch, war ja lange im Spital, bin jetzt erst wieder raus und habe noch vierzehn Tage Heimaturlaub.» Er war Beifahrer auf einem Wagen, wo sie Juden reingepfercht haben. Dann sind sie auf eine Rampe raufgefahren und haben Gas in den Wagen hineingeleitet. Nach einer kurzen Weile öffnete sich der Boden des Wagens und die Menschen fielen alle übereinander in einen tiefen Schacht. Und als sie mit dem nächsten Schub kamen, haben da noch welche unten geschrien.

Er sagte: «Eigentlich darf ich ja gar nicht darüber sprechen. Das kann meinen Kopf kosten.» Aber er hat es mir doch erzählt, er musste es wohl, konnte das furchtbare Erlebnis nicht für sich behalten. Vielleicht wollte er mir auch die Augen öffnen und mich warnen. Diese Nachbarsleute waren etwas asozial, aber ein gutes Herz hatten sie, wollten uns beide verstecken. «Sie beide bringen wir durch, det machen wir! Wir wissen, wer falsche Papiere anschaffen kann!» Aber das haben sie alles vor ihren kleineren Kindern gesagt. Wir waren uns nicht sicher, ob sie das nicht auch anderen weitererzählten. Darauf konnten wir uns nicht einlassen. Das war zu gefährlich. Diese Leute handelten gegen alle Regeln der Konspiration, nur gefühlsmässig. Aber zum Glück haben sie alles gesund überlebt.

Illegalität

Auf all unsere düsteren Ahnungen über planmässige und massenhafte Vernichtung von Juden hatte der Sohn unserer Nachbarn mit seiner Erzählung noch das I-Tüpfelchen gesetzt. Abgestumpft von Hunger, Erschöpfung und Elend, das wir an uns und um uns herum erlebt hatten, sassen wir in der Gefahr und Isoliertheit der Judenwohnung. Wir mussten damit rechnen, dass alle, die in der Wohnung blieben, nach und nach abgeholt wurden. Da rissen wir uns mit aller Kraft heraus aus unserer Lethargie und beschlossen zu handeln. Wir wollten nicht länger ohnmächtig alles mit uns geschehen

lassen. Siegfried machte noch seine Schicht in der Fabrik, in der Spinne. Man durfte ja nicht fehlen, das wäre aufgefallen. Wir konnten auch niemandem etwas von unserem geplanten Aufbruch sagen. Ja, da haben wir alles stehen und liegen lassen, nur einen Rucksack gepackt, haben den Stern abgemacht und sind am 19. Dezember 1942 in aller Frühe mit der Strassenbahn zu Freunden nach Kreuzberg gefahren. Mir sind unterwegs so die Tränen heruntergekullert, dass Siegfried sagte: «So wie du dich benimmst, kommen wir nie dort hin. Hör auf zu weinen, oder die fangen uns unterwegs schon weg.» Und ich habe alle Menschen auf unserem Weg angesehen, ich habe immer geglaubt, die verfolgen uns ja schon. Also irgendwie habe ich immer gedacht, das schaffen wir nicht. Wir haben dann in Kreuzberg übernachtet. Wir wussten, wann der Zug nach Eberswalde und von dort nach Althüttendorf ging. Dann sind wir zu Hanne und Jupp hin.

Wir lebten nun in der Illegalität. Das Haus, in dem wir wohnten, war mitten im Wald, vom Ort ungefähr fünfzehn Minuten entfernt. Die Besitzer haben unten im Parterre ein Zimmer gehabt. Es war ein Riesenwaldgrundstück, auf dessen anderer Seite hatten sie ihre Laube. Dort hielten sie sich tagsüber auf und kamen nur zum Schlafen. An sich haben wir die sonst nie gesehen. Die wussten nichts von Siegfried, nur von mir, dass ich da mithelfe. Wir haben Popelinemäntel genäht zu Anfang. Ich hatte ja von der Konfektion nicht viel Ahnung, noch nie an einer Industrienähmaschine gesessen. Es ging besser, als ich dachte. Ich habe dann nachher fünf bis sechs Mäntel an einem Tag geschafft. In der Schneiderwerkstatt waren zwei Schneidertische, ein Bügeltisch und ein Zuschneidetisch, der wurde bespannt mit Nessel, und unter den Tisch wurden grosse Lumpensäcke gelegt, damit der Siegfried runter konnte, wenn es nötig war. Wir hatten ihn angelernt, die Besätze zu bügeln, die Gürtel und Pättchen durchzudrehen und zu bügeln, das hat er gemacht. Immer wenn jemand kam, musste er verschwinden. Die alten Häuser haben doch in den Türen noch solche Nischen im Zimmer, die haben wir alle mit Teppichen zugehängt. Das war sein Versteck. Das war furchtbar, da konnte er kaum atmen. Wir haben dann laut erzählt, Musik gemacht, Hanne hat eine Schallplatte aufgelegt.

Ich war für alle immer Röschen. Zum Wochenende habe ich

für die Bauern genäht, gegen Naturalien. Jedenfalls wenn die Hanne einkaufen ging, hat die Fleischersfrau oder irgend jemand sonst gefragt: «Sagen Sie mal, wo ist denn die Lebensmittelkarte von Röschen?» Hanne war immer schlagfertig: «Na, Röschen wird uns doch nicht ihre Karte geben. Ich bin schon froh, dass sie für uns näht. Der Mann ist allein in Guben verpflichtet, der muss da arbeiten, und da braucht der ja zwei Karten.» Das haben die geglaubt. Dann haben wir folgendes gemacht. Sonnabend und Sonntag sollte der Siegfried in den Garten. Wir hatten uns auch ein bisschen auf Landwirtschaft umgestellt. Es gab viel Arbeit, das Feld saubermachen, Kartoffeln und Gemüse pflanzen. Wir haben Vieh gehalten. Da musste ausgemistet werden, die Ställe und so. Dass er wenigstens zum Wochenende zu sehen sein dürfte, das war die grösste Komplikation überhaupt. Der Jupp war im Gegensatz zur Hanne sehr ängstlich. Da mussten wir Samstagabends so tun, als ob ich den Siegfried abhole vom Zug. Ich habe laut getrampelt, Siegfried musste sich runterschleichen, dann sind wir durch den Wald, da konnte uns keiner sehen. Die Bahnhofsleute, der Bahnhofswärter und seine Frau, waren die grössten Nazis. Wir haben für sie genäht. Sie taten sehr freundschaftlich, aber sie kannten ja auch nicht unsere Einstellung. Zum Glück war der Bahnhof durch die Verdunkelung gegen Fliegerangriffe auch ganz finster. Ich musste immer am hinteren Wagen sein, und dann tauchte Siegfried dort auf. Wir sind zurückgekommen, mit Gepolter die Treppen rauf, und nun wussten die: Aha, der Sieke ist angekommen.

Aber er musste ja auch wieder gehen. An einem Montagmorgen, es war noch dunkel, will Siegfried so tun, als ob er runtergeht, da kommt Herr Mummert, der Hausbesitzer, aus seiner Tür und sagt: «Ich fahre auch nach Eberswalde, da können wir beide zusammen fahren.» Das war eine Situation. Also jedenfalls, der Siegfried meinte zu dem Mummert: «Ach Gott, ich habe was vergessen», und kam wieder hoch. In aller Eile gab ihm der Jupp seine eigenen Papiere und Geld und hat ihm eingeschärft: «Sieke, ab Eberswalde sind die Kettenhunde, die kontrollieren jeden, da musst du den Mummert abhängen und mit dem nächsten Zug zurückfahren. Dann kommst du aber über die Wiesen.» Das hat geklappt. Nur hat ihn jemand gesehen. Da haben gleich alle gesagt: «Sagen Sie,

was war denn mit dem Siegfried? Der ist ja zurückgekommen.» Hanne hatte wieder eine Ausrede parat: «Na ja, er brauchte gar nicht zu gehen, der hatte frei gehabt und wollte Röschen überraschen.» Die haben es abgenommen. Das war reine Glückssache.

Die einfachsten Sachen waren in dieser Lage ein Problem. Da Siegfried nicht die Toilette benutzen durfte, musste ich das auf den Komposthaufen tragen. Er konnte auch nicht zum Friseur, so habe ich ihm selbst die Haare geschnitten, man lernt ja so vieles. Krank werden durften wir auch nicht, auf keinen Fall. Jedoch, ich bekam Zahnschmerzen, es wurde immer schlimmer, eine ganz dicke Backe. Ich konnte nicht zum Zahnarzt gehen, hatte doch keinen Krankenschein. Hanne war mutig. Wie immer wusste sie einen Ausweg: «Weisst du, ich war in Joachimsthal beim Zahnarzt. Der hat zwar meinen Namen in der Kartei, aber weiss bestimmt nicht mehr, wie ich aussehe. Du gehst zu ihm in die Sprechstunde mit meinem Schein.» Meine Schmerzen überwogen meine Bedenken. Das ging auch gut, aber wenn du da sitzt und Angst hast, die Nerven! Zu Hanne war eines Tages noch die Tante ihres ermordeten Mannes gekommen. Ihr arischer Mann war gestorben, und nun war sie nicht mehr geschützt. Sie lebte sozusagen auch in der Illegalität. Sie hatte zwar Lebensmittelkarten, also eine bessere Lebensgrundlage als wir, und sah gar nicht jüdisch aus, aber wenn es herausgekommen wäre, dass sie Jüdin ist, wäre sie dran gewesen. Einmal hatten uns die Bahnhofswärter, diese Nazis, zum Geburtstag eingeladen. Die Tante kam mit. Als wir abends durch den Wald dorthin gingen, wunderten wir uns über ihre grosse Tasche. Siegfried blieb im Dunklen in seinem eiskalten Kämmerchen zurück, das nicht zu heizen ging. Auf dem Waschwasser war jeden Morgen eine Eisschicht. Als wir zurückkamen, da sagte die Tante: «Als erstes gehen wir rauf zu Sieke, der feiert heute auch noch Geburtstag.» Die Frau des Bahnhofsvorstehers war nämlich eine ganz exzellente Köchin, sie konnte wunderbar backen. Nirgends gab es etwas zu essen zu dieser Zeit, aber bei denen war der ganze Tisch voll von köstlichem Kuchen. Die Tante hat so am Tisch gesessen und ein Stück nach dem anderen in ihrer Tasche für Siegfried unauffällig verschwinden lassen. Frau Jäger hiess die gute Frau. Als alles zu Ende war, fuhr sie zu ihrer Tochter, die

mit einem Arzt in New York verheiratet war. Über unsere Kreuzberger Freunde bekam ich manchmal auch Nachrichten von meinem ältesten Bruder, der illegal in Berlin lebte. Später haben wir erfahren, dass ein Polizeibeamter die Karteikarte meines Bruders vernichtet hatte. Dadurch war er aus der Fahndung herausgenommen und hat überlebt.

Viel Aufregung gab es auch mit meinem Ausweis. Ich hatte versehentlich einen normalen Ausweis bekommen. Die Juden hatten doch einen mit Judenstern, die Frauen mussten den zusätzlichen Namen Sara führen und die Männer Israel. Der stand allerdings auch bei mir drin. Wir mussten uns auch regelmässig auf dem zuständigen Polizeirevier Niederwallstrasse melden. Ich ging immer mit Siegfried zusammen hin. Ehepaare hatten gleichzeitig zu kommen. Immer sagte der Beamte, der merkte, dass das kein Judenausweis war: «Na, ich habe nicht gesehen. Vielleicht nutzt er Ihnen mal was.» Und jedesmal dachte ich, heute wirst du den Ausweis bestimmt los, behielt ihn aber immer. Nach 1945 ist er mir irgendwie abhanden gekommen, leider. Heute bedauere ich es, aber damals wollte ich ihn gar nicht mehr sehen. Allerdings hätte er mich einmal fast ins Verderben geführt, nur durch das Bild. Hanne hatte in meinem Ausweis einfach aus «Sara» «Mara» gemacht. Meine Mutter war damals noch nicht im KZ, ich habe ihr einen Brief geschrieben. Als Hanne liefern fuhr, überredete sie mich, mitzukommen und den Brief bei der Post selbst aufzugeben. Sonst hat sie das immer gemacht. Briefe ins Ausland durfte man nur am Schalter unter Vorzeigung des Personalausweises aufgeben. Das Bild auf dem Ausweis, muss ich ehrlich sagen, sah sehr entstellt aus. Ich habe den Brief in der Hand, komme an den Schalter, dort waren nur Frauen, in der Post Kommandantenstrasse Berlin. Die Beamtin sagt: «Das sind Sie ja gar nicht», sie hebt den Telefonhörer ab und hält meinen Ausweis fest. Ich kann nicht weglaufen, stehe wie erstarrt. Da guckt eine andere Beamtin herüber. «Mensch, spiel hier nicht verrückt, das ist doch die Frau.» «Wann und wo sind Sie geboren?» fragt die erste mich darauf. Ich antworte schnell, obwohl mir fast die Stimme versagt. Sie ist zufrieden, und ich bekomme den Ausweis wieder. Diese Minute hatte mich soviel Nervenkraft gekostet, dass ich in der folgenden Nacht kein Auge zutun konnte. «Hanne, stell dir vor, ihr wäret ja alle hochgegangen», sagte

ich. Darauf sie: «Wir wollen es keinem erzählen, nicht den Männern.» So ist sie heute noch.

Die Front rückte immer näher. Einmal dachten wir, jetzt wären unsere Befreier schon da. Da kam der Göring mit seinem ganzen Stab vorbei. Der hatte bei Eberswalde sein Schloss Karinhall. Siegfried hat sich ganz schnell versteckt, ich bin sofort ins Haus gerannt. Die Bauern im Dorf hatten fast alle ihre Höfe verlassen. Wir waren sehr tierliebend. Wir konnten doch nicht Zusehen, wie die Tiere vergammelten. Da haben wir beschlossen, jeden Tag machen wir einen anderen Hof, Tiere füttern, Ställe ausmisten und versuchen zu melken. Dort habe ich das erste Mal gemolken. Hanne konnte das, hatte es als Kind beim Bauern gelernt, hat es mir gezeigt. Sie hat mir den Eimer gegeben, aber ich brauchte eine Wanne. Meine schwarzen Hosenbeine waren voll Milch, rechts und links. Nachher lernte ich es schon. Hanne ging mit Jupp und ich mit Siegfried auf die Höfe. Siegfried stand oben auf einem Heuschober, hatte auf der Gabel einen Riesenpacken. Wir waren ja schon glücklich, wussten, jetzt ist bald alles vorbei. Auf einmal kommt ein sowjetischer Soldat, vom Kampf gezeichnet, mit seiner Maschinenpistole auf den Hof und sagt: «Stoj!» Ich dem um den Hals gefallen, ihn gedrückt, der war so platt, hat die MP fast fallen lassen. Der wusste gar nicht, was er sagen sollte. Siegfried warf das Heu hinunter. «Du, Soldat!» – «Nicht Soldat!» Ich wusste, was auf russisch Jude heisst. «Jewrej», habe ich gesagt. «Hitler uns kaputt, versteckt.» Ich habe ihn immerzu umarmt und gedrückt. Er war für mich die Verkörperung dafür, dass die Herrschaft der Nazis jetzt endgültig aufgehört hatte. Er hat mir meine echte Freude angemerkt, hat Siegfried aus seiner Hosentasche Machorka in die Hände gedrückt, hat uns plötzlich auch umarmt. Ich muss sagen, das werde ich nie vergessen, wie das war.

Nachdem die Naziherrschaft vorbei war, habe ich noch jahrelang furchtbare Träume gehabt. Von Angst und Verfolgung. Die haben erst allmählich aufgehört. Ein grausames Erlebnis war für mich, dass ich am 1. Dezember 1978 mit einem jungen Neo-Nazi konfrontiert wurde. Er fing auf der Strasse Streit mit einem Bekannten von mir an und beschimpfte ihn als Kommunisten. Als ich im Verlauf der Auseinandersetzung sagte, dass ich Jüdin sei, gab er mir zur Antwort:

«Dich haben sie auch vergessen zu vergasen», und verletzte mich durch Tritte gegen das Schienbein. In der Gerichtsverhandlung einige Monate später erhielt er acht Monate Freiheitsstrafe, die drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt wurden, und eine Geldbusse von tausend Mark. Ich trat in dem Prozess als Nebenklägerin auf. Aber was mich das gekostet hat! Die ganze Vergangenheit stand wieder vor mir, ich hatte schlaflose Nächte, und die alten Träume verfolgten mich. Ich wünschte, wir hätten ein für allemal Schlussfolgerungen aus unserer Vergangenheit gezogen.

In der Emigration: *Dinah Nelken*

Lange bevor ich *Dinah Nelken* als Kollegin im Verband deutscher Schriftsteller kennenlernte, kannte ich ihre Bücher. Schon als Primanerin begeisterte ich mich Anfang der vierziger Jahre für ihr Buch *Ich an Dich*. Irgend jemand hatte das seltene Exemplar in die Klasse mitgebracht, wo es nun die Runde machte. Keine von uns ahnte damals, dass die Verfasserin, von den Nazis vertrieben, in gefährvoller Emigration lebte.

Heute frage ich sie, wie das damals war mit der Emigration. «Als politische Emigranten fühlten wir uns nicht besiegt, sondern als Sieger, denn wir waren dem Faschismus durch eigene Entscheidung entkommen. Ich wusste immer, dass ich nur vorübergehend ausser Landes sein und eines Tages zurückkehren würde. Dieses Denken an die Zukunft half mir über dunkle und bittere Stunden der Emigration hinweg.»

Dinah Nelken verlässt 1936 ihre Heimat. Sie hat gute Gründe dafür. Als ihr späterer Mann, von den Nazis als politischer Häftling in das KZ Esterwegen gebracht, wieder herauskommt, beschliessen sie, in die Emigration zu gehen. D. N. denkt daran, dass die zwanziger Jahre in Berlin, die ihr mit Inflation und Arbeitslosigkeit als durchaus nicht *golden* im Gedächtnis haften, für sie doch eine erfolgreiche Zeit waren. Mit siebzehn hatte sie angefangen zu schreiben. Mitte der zwanziger Jahre fand man ihre Kurzgeschichten und Feuilletons in allen Zeitungen. In der *BZ am Mittag* erschien eine Kurzgeschichte Dinah Nelkens regelmässig auf der zweiten Seite rechts oben. Der Roman, den sie 1932 für Ullstein im Stil der Zeit, hochgestochen expressionistisch, schrieb, war für die Presse zwar zu literarisch, brachte ihr jedoch die schöne Stange Geld von 3'000 RM ein.

Mit der Sorge für Mann und Bruder auf den Schultern geht sie

nun aus Deutschland weg, obwohl ihr klar ist, dass es den Männern nur schwer möglich sein wird, im Ausland Geld zu verdienen. Sie fahren nach Wien, wohnen im Artistenhotel, weil es am billigsten und Kochen im Zimmer auf einem Primuskocher erlaubt ist, und können sich recht und schlecht durchschlagen. D.N. findet bei einem Theaterverlag ein riesiges Material für Filmstoffe und schreibt Filmdrehbücher. Grosses Aufsehen aber erweckt sie mit einem literarischen Nebenprodukt, eben jenem anfangs erwähnten kleinen Roman *Ich an Dich. Roman in Briefen für Liebende und solche, die es werden wollen*. Mit ihrem Bruder Rolf Gero zusammen macht sie im ersten Jahr ihrer Emigration dieses Buch, das heute eine halbe Million Auflage hat.

Trotz ihrer Voraussicht werden sie im März 1938 vom Einmarsch der Hitler-Truppen in Österreich überrascht und müssen bei Nacht und Nebel aus dem kleinen Haus fliehen, das sie in einer Siedlung bei Wien bewohnen. Es gelingt ihnen, nach Jugoslawien zu kommen, zunächst zu einer alten Freundin in Zagreb und weiter auf die Insel Korcula. Ein halbzerfallenes Haus in einem verwilderten grossen Park am Meer wird ihre Zuflucht für viereinhalb Jahre, immer in dem Bemühen, ein Zipfelchen Freiheit festzuhalten, das die ständige Bedrohung durch die fehlende Aufenthaltsgenehmigung nicht zudecken kann. Dass sie nicht verheiratet sind, erschwert ihre Lage im Kampf mit den jugoslawischen Behörden zusätzlich.

Bis hierhin verfolgt sie der Krieg. Am 6. April 1941 fallen die deutschen Truppen in Jugoslawien ein, das elf Tage später kapituliert. Über dem Land liegt lähmendes Entsetzen. Doch Widerstandskräfte formieren sich. Anfang Juli kommt aus Serbien die Nachricht, dass sich eine Partisanenarmee gebildet hat. Auch auf der Insel Korcula beginnt der unterirdische Kampf. Langsam verschwinden die Männer aus dem Ort. Sie finden Möglichkeiten, zu den Partisanen zu stossen. Von Split aus gehen Transporte *U sumu, in den Wald zu den Partisanen* (so heisst eine Novelle von Dinah Nelken). Dort schliesst man sich dem Marsch, dem ewigen, an. Denn ein Partisanenkrieg ist ein Bewegungskrieg: Man geht von einem Ort zum anderen, erkämpft ihn, gibt ihn wieder her, was für die Bewohner dieses Ortes schreckliche Folgen haben kann. Entweder gehen die Männer mit den Partisanen weiter, oder

sie bleiben, in der Gefahr, denunziert und aufgehängt zu werden.

Da die Männer im Hause Dinah Nelkens, beide im wehrpflichtigen Alter, den Militär- und Zivilbehörden verdächtig erscheinen, übernimmt D. N. wie alle Frauen in der Emigration die Aufgabe, bestimmte Angelegenheiten zu regeln. Sie geht zur Gemeinde, um eine Aufenthaltsbewilligung oder Ausreisegenehmigung zu erbitten, die sie dann doch nicht erhält. Sie stellt konspirative Verbindungen her, erwirkt sich eine Bewilligung, nach Split zu fahren, um dort im Ambassador, dem elegantesten Hotel am Platze, eine Dame zu treffen und dieser Dame im Vorbeigehen mitzuteilen, dass die Kartoffeln in Korcula eingetroffen wären und dass man auf neue Sendungen warte. Das sind Code-Wörter, von denen sie manchmal selber nicht weiss, was sie bedeuten, doch die Leute, zu denen sie kommen sollen, wissen es. So hält sie Verbindung mit den Partisanen.

Zu den politischen Flüchtlingen auf der Insel gehören der Burgtheaterdichter Franz Theodor Czokor und der deutsche Schriftsteller Sacher-Masoch. Dann kommen viele jugoslawische Juden nach Korcula. Klein bleibt die Zahl der deutschen Juden, unter ihnen die Frau, die sie gerettet haben, indem sie sie fast gegen ihren Willen aus Zagreb mitnahmen, und die nun jammert, dass sie ganz unnötig hier sei, ihrer Familie in Zagreb geschähe doch nichts. Nachher zeigt sich, dass von diesen fünfundzwanzig Menschen nicht einer am Leben geblieben ist.

Korcula wird von italienischen Truppen besetzt, und die deutschen Emigranten leben unter der ständigen Bedrohung durch die faschistische Besatzung. Mittlerweile sind Dinah Nelken und die Ihren schon so lange da, dass sie fast zu den Einheimischen gerechnet werden und das Schicksal der Menschen auf der Insel sie nahe berührt. Ihr Haus liegt gegenüber der *Caserna*. Aus dem Fenster kann D.N. sehen, wer ins Gefängnis geführt wird und meistens blutig geschlagen wieder herauskommt, wenn überhaupt. Einmal beobachtet sie, wie ein junger Mann an Ketten in den Wald geführt wird. Seine Mutter, die sie kennt, läuft weinend neben ihm her. Sie geht hin, spricht mit der Frau. Die bittet sie, die Nachricht von der Erschiessung sofort weiterzubringen, was sie tut. Jedoch, es findet keine Erschiessung statt, vielleicht war das

Ganze ein Erpressungsmanöver, um den Jungen zu Aussagen zu veranlassen.

Dinah, ihr Mann und ihr Bruder haben Verbindung mit dem Leiter des illegalen Widerstands, einem Zahnarzt aus Split, der von seinem Sommerhaus auf Korcula Aktionen leitet wie die der gefällten Telegrafemaste, von der D. N. in ihrem Buch *Geständnis einer Leidenschaft* erzählt. An einem Morgen sind plötzlich auf der Insel, und die ist ziemlich gross, sämtliche Telegrafemaste gefällt. Das heisst, die Bauern sind nachts aus ihren Häusern gekommen, und jeder hat den ihm nächststehenden Telegrafemast umgelegt.

Die Riesenschlange, die sich durch die Berge bewegt, Männer mit Frauen und Kindern im Gefolge und allem Nötigen bis hin zur Kochmöglichkeit, ist aber nur ein Teil des Partisanenkampfes. Auf seine Weise ist jeder daran beteiligt. Einmal bekommen die drei eine Nachfrage nach ihrem Verbleib. Als ihr der Postbote den Brief gibt, bestätigt ihn D. N. unüberlegt durch ihre Unterschrift. Bei näherem Nachdenken sind sie sehr bestürzt, dass man ihnen auf die Spur gekommen ist. Sie nutzen ihre Verbindung zum Direktor der Post, der auch Partisan ist. Er lässt diesen Brief als *unbestellbar* an die deutschen Behörden zurückgehen. Doch sie werden weiter verdächtigt. Während ihrer Abwesenheit finden geheimnisvolle Haussuchungen statt. In der Unterkunft des Bruders, einem ehemaligen Bootshaus am Meer, werden mehr als einmal die paar Habseligkeiten von unterst zuoberst gekehrt.

In diesen Jahren auf der Insel mitten im Partisanenkrieg, ständig in Gefahr, von der italienischen Besatzung verhaftet und ins Gefängnis geworfen zu werden, voll Sorgen und Mühe für das tägliche Brot, mit Sympathien für die Bevölkerung ihres Asyls und anteilnehmend an deren Kampf, mit der Liebe zur fernen Heimat im Herzen und dem Hass auf die in ihr Herrschenden, schreibt Dinah Nelken ihren ersten Zeitroman *Geständnis einer Leidenschaft*, der im Untergrund des jugoslawischen Partisanenkampfes spielt. Von der Caserna gegenüber wird Tag und Nacht geschossen, vor allem nachts, weil dann vom Peljesac, dem Gebirge auf dem Festland, die Partisanen in Booten über das Meer kommen können. Eine Kanone steht vor der Stadtmauer, eine Kanone ganz in ihrer Nähe. D. N. sieht das Mündungsfeuer an ihrem Fenster

vorbeiblitzen. Sie fragt sich, wann sie jemals diese Insel verlassen werden, denn die Italiener hüten sich, den Partisanenbazillus aus Nuova Italia – wie sie das annektierte Gebiet nennen – in das sogenannte Altitalien einzuschleppen, und lassen niemanden von der Insel herunter.

Da kommt an die Schriftstellerin Dinah Nelken über ihre Beauftragte in Wien eine Nachricht von dem grössten italienischen Verleger Mondadori. Er möchte ihr Buch *Ich an Dich* kaufen und bittet sie, zu ihm nach Milano zu kommen. D. N. mutet es wie ein Wunder an, dass sie es schafft, in einer vieltägigen Reise auf Soldatenschiffen über das vermint Meer zu ihm zu gelangen, einen guten Vertrag auszuhandeln und einen hohen Vorschuss zu erhalten. Das bedeutet Rettung aus grösster finanzieller Not. Ausserdem erreicht sie, dass Mondadori sie, ihren Mann und ihren Bruder, der ja der Illustrator des Buches ist, hinüberholt nach Italien. So beeinflusst das *kleine literarische Nebenprodukt* ihren weiteren Weg.

1943 verlassen alle drei fluchtartig die Insel. Mondadori ist inzwischen mit seinem Verlag aus Milano nach Arona am Lago Maggiore gegangen. Sie quartieren sich im Nebenort ein, in einer winzigen Kneipe, *dal' Bersagliere*, leben in primitiven Verhältnissen, arbeiten bei Mondadori.

Doch sie sollen nicht zur Ruhe kommen. Nachdem Mussolini im Juli 1943 gestürzt worden ist und die Regierung Badoglio im September mit den Alliierten ein Waffenstillstandsabkommen abgeschlossen hat, kommt der schlimme Tag, an dem die Hitler-Truppen einmarschieren und Nord- und Mittelitalien besetzen. Der Verlag ist in Aufruhr, denn auch deutsche jüdische Emigranten sind dort beschäftigt; wer kann, begibt sich auf die Flucht. Mondadori geht in die Schweiz. Nun ist Dinah Nelken mit Mann und Bruder erneut mitten in der Gefahrenzone, da man über ihre politische Einstellung Bescheid weiss: eine böse Situation.

Mit nichts als einem Hutkoffer, den D. N. für am wenigsten verdächtig hält, fliehen sie nachts vom Lago Maggiore, zuerst nach Milano. Sie wissen nicht, wohin. Von der Arbeit bei Mondadori her kennen sie eine Deutsche, so bleibt ihnen nichts anderes, als ihr einfach ins Haus zu fallen, zu sagen: Wir können in kein Hotel, können uns nirgendwo anmelden, aber irgendwo müssen wir schlafen. Und diese Frau nimmt sie auf. Die Selbstverständlichkeit der Solidarität, die der



Dinah Nelken auf der Friedensdemonstration am 8. Mai 1981 in West Berlin.

Emigrantin immer wieder begegnet, empfindet sie als grossartig. Zugleich quält sie das entsetzlich beschämende Gefühl, sich anderen Menschen aufdrängen zu müssen, und nicht nur sich selbst, sondern ihnen auch die Gefahr mit aufzudrängen.

Einige Wochen später fliehen sie weiter nach Rom. Das ist schwierig und gefährlich, denn die Deutschen kontrollieren die Strecken. So kommen sie nicht auf direktem Wege, sondern in mehrtägiger Reise über das Gebirge in die Stadt, wo sie nun zum grossen Heer der zweimal hunderttausend Versteckten gehören.

Rom ist voll von Juden, Deutschen, Engländern, Kriegsgefangenen und Italienern, die sich nicht mehr der neuen Aushebung durch Mussolini stellen wollten. D. N. hat Glück: Sie findet eine Wohnung im siebten Stock eines schmalbrüstigen Hauses in der Via del' oca. Der ewig besoffene Portier ermöglicht es ihr, sich um die polizeiliche Anmeldung zu drücken. Von ihrem Mann darf niemand wissen, er lebt versteckt bei ihr in dem eisigen Raum.

Es ist schwer zu überleben in einem fremden Land, das man nicht kennt, dessen Sprache man nicht spricht, in einer Stadt, in der man nicht Bescheid weiss und doch verzweifelt versucht, Hilfe zu finden. Sie trifft einen Mann, den sie aus der jugoslawischen Organisation kennt. Er bringt sie zu einem der zahlreichen Hilfskomitees für Juden, für Flüchtlinge, die in Klöstern rund um Rom ihren Sitz haben.

Die Geldnot der Emigranten ist permanent. Glücklich, wenn einer noch etwas hat, das er verkaufen kann. Glücklich, wenn er Leute findet, die er von früher kennt und die meistens auch Emigranten sind, oder wenn er durch irgend jemanden von Leuten erfährt, die bereit sind zu helfen. *Cosmos-Clearing* nennt D. N. das, wenn sie einem anderen Emigranten mit Geld hilft und von ihm erwartet, dass er es irgendwo irgendwann einem wiedergibt, der es braucht.

Der Hunger in Rom ist gross. Aber es gibt Widerstandsorganisationen, die den Hungernden Hilfe gewähren, sie mit gefälschten Lebensmittelkarten versorgen. Es sind zwei jüdische Antifaschisten, die echte Lebensmittelkarten mit falschen Namen an die Versteckten ausgeben.

In dieser Bedrückung, in ständiger Angst, entdeckt zu werden, schreibt Dinah Nelken im Winter 1943/44 in dem

bitterkalten, ungeheizten Zimmer ihrer Wohnung zum Trost und zur eigenen Erheiterung eine Komödie aus dem Widerstand *Engel küssen keine fremden Herren* und arbeitet weiter an dem in Jugoslawien begonnenen Buch.

Bis dann nach sieben Monaten die Alliierten kommen. Freude und Jubel, sie sind endlich frei. Aber die Schwierigkeiten hören noch nicht auf. Fünf Jahre dauert es, bis ihr Mann, den sie inzwischen auf dem Campo d'oglio geheiratet hat, die Ausreisegenehmigung erhält, da er aufgrund seiner politischen Vergangenheit auf der Schwarzen Liste steht. In diesen fünf Jahren arbeitet er bei der UNRRA auf dem Gelände der Cinecittà in Rom.

Schicksale, aussergewöhnlich und erschütternd, ziehen an ihr vorüber. Sie möchte nach Hause, denn sie schreibt deutsch und braucht ihr Land, die Menschen dort. 1950 kehrt sie mit ihrem Mann nach Berlin zurück.

Hier beendet sie *Geständnis einer Leidenschaft*, schreibt als Dank ihr Italien-Buch *Addio amore*, später *Von ganzem Herzen* und dann den Roman *Das angstvolle Heldenleben einer gewissen Fleur Lafontaine*. Dinah Nelken ist eine Frau, die ihr Leben bewusst gelebt hat und sich heute aktiv für den Frieden einsetzt. Ihre Erfahrungen aus zwei Weltkriegen nutzt sie, um vor einem dritten zu warnen.

Freiheit, wann wirst du auferstehen ..

Maria Günzl

Auf dem Weg nach Planegg kommen mir Bedenken wegen meines Vorhabens mit dem Interview. Ich habe gehört, dass *Maria Günzl* nach einem Schlaganfall gelähmt ist. Endlich stehe ich mit halbstündiger Verspätung vor dem Haus in der schmalen Strasse, wo auf der anderen Seite der Wald anfängt. Als ich ins Zimmer komme, sitzt sie im Lehnstuhl am Fenster, eine alte schwerhörige Frau, fünfundachtzigjährig, in ihrer Bewegung behindert. Aber ihre Augen... ihre Augen, hellwach, nehmen mich sofort gefangen. Meine Bedenken sind weg. Sie hat alles vorbereitet. Auf dem Tisch liegt das Buch über die *Geschichte der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in Wort und Bild*. Aufgeschlagen die Seite, die ihre Person betrifft. Sie zeigt mir ihre Gedichte, ein schmaler Band: *Trost im Leid*. Sie hat dafür gesorgt, dass mir Kaffee und Gebäck gebracht werden. Aber ich vergesse Essen und Trinken, vergesse alles andere vor der Geschichte ihres Lebens.

Ein «faules» Ding

Ich bin am 23.3.1896 als ältestes von acht Kindern geboren und habe mit meinen Eltern in Graslitz in Böhmen gelebt. Ich besuchte die Volksschule und drei Jahre Mittelschule, die sogenannte Bürgerschule, mit gutem Erfolg. Ich hatte lauter Einser und auf Fleiss eine Zwei. Als ich mit dem Schulzeugnis nach Hause kam, fragte ich meinen Papa: «Was ist denn eigentlich Fleiss?» Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. «Das möchte ich auch wissen», hat mein Papa gesagt, sich das Zeugnis angeschaut und ist mit mir zum Leiter der Schule gegangen. Der Lehrer musste kommen. Er hat gesagt: «Ja, sie ist ein faules Ding. Lernt nicht nach dem Buch. Sie hört alles, merkt sich's gut, und dann erzählt sie ganz fliessend. Ich muss sagen, fleissig ist sie nicht, aber sie hat's.» Solche Argumen-



Maria Günzl nach ihrer Entlassung aus dem KZ, 1943.

tation! Sie lernt nicht nach dem Buch. Das war aber auch nicht wahr. Wenn ich was wissen wollte, musste ich es ja auch lernen, nur habe ich es nicht auswendig vom Buch wiedergegeben.

Die junge Arbeiterin

Meine Mutter war 1911 die Gründerin der sozialdemokratischen Frauengruppe in Graslitz. Sie hat zu mir gesagt: «Mädel, du musst mitgehen zur Versammlung, damit du die Protokolle schreibst.» Die Frauen in der Gruppe waren meistens Frauen mit geringer Schulbildung. So bin ich mit fünfzehn Jahren in die Frauenbewegung und in die SPD gekommen. Ich war Arbeiterin in einer Stickereifabrik, und zwar eine der besten, denn ich konnte *Gangfädeln*. Die Stickereimaschine war viereinhalb Meter lang, und vorne sass der Sticker. Wenn der Faden gerissen war, mussten die anderen Mädel «Halt» schreien, während ich bei laufendem Gang der Maschine wieder zusammenfädelte.

1910 war ich Mitglied im *Verband Jugendlicher Arbeiter Österreichs* geworden. Als ich den 1. Mai 1911 gefeiert hab, hat der Fabrikdirektor mich am anderen Tag gefragt: «Wo waren Sie denn gestern?» Habe ich gesagt: «Bei der Mai-Feier.» «Da können Sie auch heute wieder hingehen. Hier haben Sie Ihr Buch.» Zu Hause sagte mein Papa, der auch ein führender Funktionär der SPD war: «Mädel, du stehst schon auf der schwarzen Liste, hast schon das Zeichen in deinem Arbeitsbuch, dass du eine gefährliche Person bist.» «Kann ich denn mit dem Buch jetzt irgendwo noch Arbeit finden?» «Probier's». Bin ich am anderen Tag in eine andere Stickereifabrik gegangen. Hat der Direktor gesagt: «Nein, Sie können wir nicht brauchen», als er den Fabrikstempel mit dem Zeichen gesehen hat. Ich hab es noch ein- oder zweimal versucht, aber es hat mich keine Fabrikdirektion mehr genommen. Ich war arbeitslos.

Funktionärin in der SPD

Zu dieser Zeit war ich schon die Referentin für Jugendarbeit in Westböhmen. Unsere Männer haben sich um mich gekümmert, damit ich meine Arbeit mit den Jugendlichen fortsetzen konnte. Kurzum, man hat mich in der Konsumgenossenschaft angestellt. Ich blieb dort nicht lange Packerin von Lebensmitteln, sondern bald war ich die Leiterin einer grossen Verteilungsstelle. Erstens konnte ich gut rechnen, zweitens war ich mit den Frauen schon bekannt von der Organisation her, das erleichterte meine Arbeit. Von 1918 bis 1927 war ich Bezirksvorsitzende der sozialdemokratischen Frauen in Graslitz. Ab 1932 war ich auch die Vorsitzende des genossenschaftlichen Frauenkomitees im Sudetenland.

Ich habe also eine Reihe Funktionen innegehabt, so dass ich, als ich 1927 Sekretärin der Partei für den Kreis Karlsbad geworden bin, natürlich schon bekannt war. Man sagte mir nach, dass ich als Rednerin Geschick hätte. Ich hatte eine Reihe Selbststudien hinter mir. Ich bin in eine Schule für Volkswirtschaft zum Doktor Renner gegangen (später österreichischer Bundeskanzler). Er hat über das *Kapital* von Marx unterrichtet. Das war für mich eine geistige Erholung sondergleichen. Natürlich habe ich nicht alles gleich verstanden. Ich war ja erst zweiundzwanzig Jahre alt. Aber die einfachen Dinge: Was ist Arbeit? Oder: Was ist Kapital? Die Renner-Schule hat mir unerhört genutzt. Das habe ich in der Organisation ja gebraucht.

Individualpsychologie

Aus eigener Initiative habe ich eine Schulung am Semmering in Österreich mitgemacht, die Alfred Adler, der Gründer der Individualpsychologie, geleitet hat. Nach meiner Anmeldung teilte man mir in einem Brief mit, dass ich die einzige Arbeiterin auf dem Lehrgang wäre. Sonst waren lauter Intellektuelle da. Aus London, Paris und anderen grossen Städten, sogar Neger und Inder kamen.

Alfred Adler hat mich selbst empfangen. Ich war stolz darauf, dass er sich mit der kleinen Arbeiterin überhaupt

abgegeben hat. «Wissen Sie, wir haben ein bisserl Sorge um Sie gehabt.» «Das hab ich mir vorgestellt, nachdem ich euren Brief bekommen habe. Aber mich hat die Individualpsychologie deswegen interessiert, weil sie neben der Freudschen etwas Neues ist.» Sagt er: «Was weisst du denn von der Freudschen Psychologie?» Hab ich ihm halt ein paar Worte gesagt. Er darauf: «Genügt mir, genügt mir! Aber es freut mich, dass du die Individualpsychologie als einen Fortschritt gegenüber Freud erkannt hast.» Ich war dann eine seiner guten Schülerinnen. Er hat mich immer gefragt: «Bist du mitgekommen, Mädlel?» Ja, mitgekommen bin ich schon, obwohl mir manches ein bisschen schwer war. Als Mentor hat er mir einen Münchner Dozenten gegeben, an den ich mich mit Fragen wenden konnte. Habe ich aber nur einmal getan.

Die Sommerschule über Individualpsychologie mit Adler hat mir ausserordentlich viel gegeben. Damals habe ich verstehen gelernt, dass man die Individualpsychologie nicht gelten lassen wollte, weil sie darauf eingestellt war, den Menschen für das Leben zu erziehen. Ihre Grundsätze: 1. Erziehung zur Gemeinschaft. Der Mensch stammt aus einer Gemeinschaft, nimmt von ihr für sich allerhand in Anspruch. 2. Erziehung zur Arbeit. Es ist ja damals aussergewöhnlich gewesen zu sagen, dass der Mensch erzogen werden muss zur Arbeit. Wir sind doch einfach hingestellt worden. 3. Erziehung zu Liebe und Ehe. Diese Dinge habe ich alle gut brauchen können für meine politische Arbeit.

Dann habe ich in Westböhmen als sozialdemokratische Kreissekretärin Vorträge organisiert über Individualpsychologie. Das war unseren Arbeiterinnen auch etwas Neues, nicht nur mir. Weil ich selber ein armes Geisteskind war, ich hatte ja keine Hochschule besucht, wusste ich, dass den Arbeitern vieles mangelt. Ich war in gutem Einvernehmen mit unserem Bildungssekretär Ernst Paul, der kürzlich gestorben ist. Wir haben Schulen organisiert, Ortsschulen, Kreisschulen, Bezirksschulen, von unten bis oben hinauf. Frauenkreisschulen für das ganze Gebiet. Da war ich selber halt oft die Referentin. Meine Pflgetochter Anita – ich habe sie angenommen im Alter von knapp vier Wochen, weil ihre Mutter gestorben ist – habe ich immer

mitnehmen müssen in meine Schulen. Wenn ich oder ein anderer Referent geredet haben und Fragen stellten, war meine Kleine meistens die einzige, die brav Antwort gegeben hat. Auch heute ist sie ausserordentlich brav und tüchtig. Weil ich ja gelähmt bin, sorgt sie hingebungsfreudig für mich.

Einvernahme bei der Gestapo

Im September 1938 wurde im Münchner Abkommen die «Angliederung» des Sudetenlandes an Hitler-Deutschland beschlossen. Als die deutschen Truppen einmarschierten, wurden mein Mann, der auch Sozialdemokrat und aktiver Gewerkschafter war, und ich neben vielen anderen sofort verhaftet. Ich habe lange von ihm nichts gewusst und er nichts von mir. Die erste Einvernahme bei der Gestapo in Karlsbad war schrecklich. Stand da eine Reihe Männer mit der Nase und den Fussspitzen an der Wand. Und als ich gerufen wurde: «Günzl!», haben sich die Männer ein bisserl gerührt. Da ist ein SSler hingegangen und hat sie mit dem Fuss so gestossen, dass sie alle mit dem Gesicht an die Wand geschlagen sind und das Blut nur so gespritzt ist. Ich habe gedacht: Wenn mir das auch so geht!

Als ich zur Einvernahme in das Zimmer kam, wurde mir nach zwei, drei Sätzen gesagt: «Gestehen Sie doch, dass Ihre Partei ein Dreckhaufen war, ein Haufen von nichtsnutzigen Menschen und Verbrechern!» Ein Wort wie das andere war natürlich eine Lüge. Ich kannte meine Partei und wusste, wie aufopferungsvoll und ohne eine Entschädigung die Menschen in dieser Partei gearbeitet haben. Das hat er nun ein paarmal wiederholt und darauf bestanden, ich müsste das sagen. «Und wenn Sie mich erschlagen, das kann ich nicht sagen.» So habe ich sehr viele Hiebe gekriegt, immer ins Gesicht, an den Kopf. Ein zweiter Beamter sass an der Schreibmaschine und schrieb Protokoll. Er stand plötzlich auf und sagte: «Jetzt hör aber auf mit dem Schlagen. Ich wollte, wir hätten solche Menschen!» Da hat mich der erste noch einmal über den Stuhl runtergeschlagen und dann aufgehört. Ich bin am Fussboden gelegen. Das war schrecklich in Karlsbad.

Menschen kennenlernen

Dann bin ich nach Eger gekommen. In Eger war eine Aufseherin. Eine so dumme Frau ist mir wirklich in meinem ganzen Leben vorher nicht vorgekommen. Ein gemeines Weib. Sie fing an: «Ja, ihr Politischen seid die geringschätzigste, niedrigste Sorte Menschen!» Hab ich gedacht: Sie hat sicher noch nie etwas von der Arbeiterbewegung gehört und war noch nie in einem Kreis von anständigen Menschen. Ich hab sie links liegen lassen, weil sie mir zu primitiv war, und vor Wut hat sie gesagt: «Na, dich werden wir noch kleinkriegen, dich rothaarige Sau.» (Ich hatte schönes rotes Haar.)

So ist man behandelt worden. Da habe ich erst erfahren, wohin der Faschismus die Menschen gebracht hat und wozu sie fähig sind. Und ich hatte doch vorher durch meine sozialdemokratische Tätigkeit viele kennengelernt. Ich war auch Mitarbeiterin in der Redaktion des *Volkswillen* gewesen, habe kleine Sachen geschrieben, Berichte über unsere Schulen und meine Arbeit. Durch ein etwas aussergewöhnliches Amt war ich mit jungen Menschen in Berührung gekommen. Das tschechoslowakische Gesetz schrieb vor, dass jugendliche Straffällige nicht als Verbrecher, nur als Rechtsbrecher bezeichnet werden durften und dass ihre Angelegenheiten vor einem besonderen Gericht behandelt werden mussten. Und da war ich neben dem Richter die Vertreterin der straffälligen Jugendlichen. Was ich da alles erlebt habe, wie man junge Menschen behandelt hat! Dass solch ein Mensch wie der alte, verknöcherte, jugendfeindliche Richter über andere urteilen konnte.

Daran musste ich denken, als sie mich von einem schrecklichen Gefängnis zum anderen gebracht haben. Das einzige normale Gefängnis, einigermaßen menschlich und sauber, war in Chemnitz. Die anderen habe ich alle in unzumutbarem Zustand gefunden. Das Ravensbrücker Konzentrationslager war noch nicht fertig. Man hat uns in ein schweres Gefängnis gebracht, das sie erst räumen mussten. Es war mit Strafgefangenen Männern besetzt. Das war die berühmte *Lichtenburg!* Als ich dort hinkam, fing es wieder so schrecklich an. «Wie heissen Sie?» «Günzl.» Sagt die Aufseherin: «Wissen Sie nicht, wie Sie sich vorzustellen haben, wenn man Sie fragt?» «Na wie denn? Ich muss mich doch mit dem Namen melden.» «Sie

sind hier keine Günzl. Sie sind hier eine Gefangene und haben sich mit Ihrer Nummer zu melden.» «Ich hab ja noch gar keine Nummer.» «Das haben Sie zu sagen, wenn Sie keine haben.» Drei-, viermal bin ich geschlagen worden, weil ich mich nicht *richtig* vorgestellt habe.

Suse Benesch

Im Nebenraum wurde eine Frau vernommen. Die Tür stand offen, und ich hörte eine wunderbar weiche Stimme. Das sanfte Wesen dieser Frau schien in ihrer Stimme zu liegen. Die habe ich mir gemerkt. Als ich dann in die Zelle kam, hör ich sie wieder reden. Das war Suse Benesch. Wir wurden gleich gute Freundinnen. Ich habe sie nicht gefragt, was sie ist. Sie war so lieb, aufgeschlossen allen Fragen gegenüber und eine Gerechtigkeitsfanatikerin. Sie war keine Deutsche, das habe ich gespürt. Sie war eine Russin, die nach dem Ersten Weltkrieg mit einem deutschen Soldaten nach Wien gekommen war. Sie hatte dort eine siebzehnjährige Tochter. Seit dem Einmarsch der Nazis in Österreich war sie in Haft. In einer Nacht auf der Lichtenburg begann Suses Verhängnis. Eine junge Gefangene aus Chemnitz, die bereits zwei Jahre Zuchthaus hinter sich hatte, fängt schrecklich an zu weinen. Ihr Kopf, ihr Kopf und ihre Ohren, hat sie geschrien und gejammert. Niemand konnte schlafen. Wir waren vielleicht zwölf Personen in dem kleinen Raum. Sagt Susi: «Ich werde jetzt jemanden holen», und sie hat an die Tür geklopft. Eine Aufseherin ist gekommen, und zwar eine, von der ich schon gewusst hab, dass sie eine schreckliche Person ist. «Ja, was ist denn los?» «Hier ist eine Kranke, die gehört in ein Krankenhaus. Sie wird noch wahnsinnig, wenn der Kopfschmerz nicht aufhört.» «Was hast du denn zu sagen, du Freche!» «Die anderen leiden ja auch darunter, und sie würde doch nicht so schreien, wenn sie nicht solche Schmerzen hätte.» Die Kranke ist dann rausgeschafft worden. Wir haben sie später nicht mehr gesehen. Ein ganz junges Mädchen, war höchstens zwanzig Jahre alt. Eine Kommunistin soll sie gewesen sein. Als sich die Tür hinter dem Mädchen schloss, sagt die Susi drinnen zu uns: «Ihr hättet mitreden sollen.» «Susi, was hätten wir denn erreicht?» «Zumindest hättet ihr ein bisschen

auf meiner Seite sein müssen.» Und sie zeigt uns, wie wir hätten reden müssen. Da geht die Tür wieder auf. Das haben wir nicht vermutet. Die Aufseherin hat Susis letzte Worte gehört. Sagt sie: «Ja, dich werd ich dalassen, mit deiner frechen Schnauze.» Packt sie am Arm, führt sie raus, und verschwunden war sie. Wir haben sie dann nicht mehr gesehen. Sie wurde ins Gefängnis der Lichtenburg geworfen.

Einmal bin ich geholt worden, bekam Eimer und Lappen und musste mit einer Aufseherin ins Verlies runtersteigen. Hab ich gedacht, vielleicht sehe ich die Susi doch noch. Wie ich runterkam, erschrak ich sehr. Modrige Luft kam mir entgegen, von den Steinen ist das Wasser gelaufen. In den Zellen nur eine gemauerte Pritsche mit zwei Brettern drüber, blank und kahl. Kein Kopfkissen, keine Decke. So mussten die Frauen dort liegen. Kein Stuhl, kein Tisch, ungeheizte Öfen. Ich hab gedacht, wenn die Susi das aushält, dann wundere ich mich. In der ersten Zelle, die ich waschen musste, war eine Frau, die hat immer gesagt: «Wenn das der Führer wüsst, ich bin doch eine Nationalsozialistin.» Die hatten sie auch darunter gesteckt.

Suse sah durchsichtig aus und leichenblass. Sie sass auf der Schwelle hinter dem Gitter: «Hunger», hat sie nur gesagt, aber ich hatte nichts zu essen bei mir. Sie hat mit mir reden wollen, die Aufseherin hat es nicht erlaubt.

Susi ist tatsächlich noch nach Ravensbrück und wieder sofort in den Bunker gebracht worden. Die Häftlingsaufseherin dort war die Maria Neumann aus Reichenberg, die habe ich gekannt. Eines Tages hab ich mit ihr sprechen können. «Was macht denn die Susi?» «Die ist vor acht Tagen eingeschlafen, aber wie ein Engel hat sie drin gelegen. Sie hat nichts mehr gegessen, ist verhungert.» Ich weiss nicht, ob sie ihr nichts mehr gegeben haben, oder ob sie nicht mehr wollte.

Als ich heimkam 1945, war meine erste Aufgabe, mich nach der Tochter von Suse in Wien zu erkundigen. Da habe ich Freunde, vor allem auch Konzentrationärinnen. Die eine, Rosei Jochmann, bat ich: «Schau doch mal, was Susi Beneschs Tochter macht.» Haben sie mir geschrieben: «Sie hat das Studium beendet, mit Hilfe von einigen kommunistisch orientierten Menschen. Die geht ihren Weg, macht einen guten Eindruck. Dass ihre Mutter da zugrunde gegangen ist, wird das Mädchel nie verschmerzen.»

Mit Himmler befreundet sein

Dann lernte ich Maria Küber (oder Küfer) kennen (ich weiss ihren Namen nicht mehr genau). Sie hat im KZ Lichtenburg neben mir gegessen. Sie hat mir erzählt, wieso sie in Haft war. Sie war eine Freundin vom Himmler und ist einmal abends mit ihrem Mann, einem Rechtsanwalt, bei Himmler eingeladen gewesen. Er hat zu ihr gesagt: «Maria, ich muss dich einmal ganz privat etwas fragen. Ich möchte gerne die Stimmung draussen über die Partei erfahren. Du musst mir aber ehrlich sagen, wie du sie kennst.»

«Ja, damit du mich morgen verhaften kannst.» Hat er ihr versichert: «Unmöglich, was fällt dir ein, du bist meine beste Freundin.» Nun hat sie sich gedacht: Sag ich's ihm halt, und hat ein paar Sätze gesprochen, nicht viel. Beim Aufbruch hat er ihr die Gummischuhe, die es damals gab, die Galoschen, hingestellt, hat ihren Fuss genommen, ist ihr beim Überziehen behilflich gewesen, hat ihr den Pelzmantel gehalten. «Gute Nacht, liebe Maria», und so.

Sie ist mit ihrem Mann heimgegangen. Am anderen Morgen sind sie beide verhaftet worden. Sie hat man in das KZ Lichtenburg gebracht. Hat sie zu mir gesagt: «Maria, was werden die mit mir machen, wenn der Himmler einmal kommt?» Das war ihre grösste Angst. «Dann bringen die mich vielleicht um.» Sie hatte recht. Sie ist mit mir in das KZ Ravensbrück gekommen. Als der Himmler sich angemeldet hat, war die Maria Küber eines Morgens weg. Wo konnte sie sein? Wir haben vermutet, dass sie im Bunker ist. Wer Ravensbrück kennt, weiss, dass es am Wasser liegt, am Schwedt-See. Im Bunker ist das Wasser immer so hoch gestiegen. Die armen Frauen, die dort eingesperrt waren, haben Schweres erlitten. Ich habe die Reichenbergerin, die die Aufsichtsperson war im Bunker, gefragt: «Ist die Maria Küber im Bunker?» «Nein, aber wart mal, ich werd fragen, ob sie im Strafblock ist.» «Ich möchte schon wissen, ob sie noch lebt.» Dann hat sie sich erkundigt. Maria ist im Strafblock gewesen. In einer Einzelhaft. Furchtbar. Sie ist nicht mehr lebend herausgekommen.

In der Lichtenburg

Ich war ja im Augenblick etwas erleichtert, als ich Ostern 1939 nach der Lichtenburg kam. Jetzt wusste ich wenigstens, ich würde eine Zeit hierbleiben, und hatte endlich wieder ein Bett. Sonst war ich auf den Strohsäcken gelegen, die manchmal blutig waren und sehr schmutzig. Hab ich gedacht: Na ja, mag's sein, wie es will, auf alle Fälle hast du ein eigenes Bett. Aber das habe ich tief bereut später. Ich wusste nicht, was ich da alles Schreckliches erleben würde. Zwei bis drei Tage, bevor ich auf die Lichtenburg kam, hatten sich Frauen, besonders Bibelforscherinnen, geweigert, eine Hitler-Rede anzuhören. Zur Strafe mussten sie sich im Hof aufstellen und wurden aus dicken Schläuchen mit eiskaltem Wasser angespritzt. Viele waren nachher krank davon.

Einer der Verantwortlichen in der Lichtenburg, der Stellvertreter des Lagerleiters Koegel, war damals der Zill. Als ich nach 1945 Landtagsabgeordnete in Bayern war, haben wir auch mal die Gefängnisse besucht. In Straubing führte uns der Leiter der Strafanstalt zu einem «Lebenslänglichen». Macht er die Tür auf, ist es der Zill. Da konnte ich nicht anders, ich habe zu ihm gesagt, dass er jetzt seine gerechte Strafe hat.

KZ Ravensbrück

Was ich in der Lichtenburg erlebt habe, war unvorstellbar, aber man sagte uns immer: «Na, ihr werdet noch was erleben, wenn wir Ravensbrück erst fertig haben!» Ende Mai 1939 war Ravensbrück belegbar geworden, wenn auch noch nicht fertiggestellt. Wir wurden nun dort eingeliefert. Ich bin von einem Posten zum anderen gekommen. Einmal sagt eine Küchenaufseherin zu mir: «Ich muss Ihnen was sagen, aber schauen Sie nicht in die Höhe, damit niemand etwas merkt. Ich habe zwei Aufseherinnen hier, die aus dem Sudetenland sind, die Sie genau kennen und sehr gelobt haben. Sie möchten gern, dass Sie einmal mit ihnen Zusammenkommen.» Um Gottes willen, hab ich gedacht, das kann ich nicht gut glauben.

Tatsächlich, als die zwei kommen, hab ich sie aus der Arbeiterbewegung gekannt. Eine hatte die Mutter verloren, und da habe ich die Grabrede gehalten, und die andere hab ich einmal in einer Jugendstrafsache vom Gericht befreit. Als die zwei gehört hatten, dass ich in Ravensbrück bin, haben sie mich überall gesucht. «Mädeln, wie kommt denn ihr in die Uniform?» Haben sie gesagt: «Ganz einfach, Frau Günzl, wir waren arbeitslos, und vom Arbeitsamt sind wir weitergeschickt und dann hier eingekleidet worden. Kein Mensch hat uns gefragt. Wir möchten aber bald wieder raus hier, aus dieser Unglückssache.» «Lasst euch nur nichts zuschulden kommen und schlagt niemanden!» Ja, und die zwei Mädels hatten auch Kontakte zu einem Genossen, der als Arbeiter in der Gestapozentrale in Berlin beschäftigt war. Dem haben sie geschrieben: Die Günzl haben wir gefunden, wenn wir ihr nur helfen könnten!

Ich bin an verschiedene Stellen kommandiert worden, aber ich hab nirgends hingepasst. Im Lager ist ein Laden gewesen, wo nur die Aufsichtspersonen gekauft haben. Als ich dort zur Arbeit hinkam, hab ich mir gedacht: Ach Gott, die Aufseherin gefällt mir gar nicht. Sie hat alles verdrecken lassen, hatte nur Interesse, Geld zu machen. Sagt sie: «Es sind Orangen gekommen. Rechnen Sie mal aus, wieviel das Kilo kostet.» Als ich fertig war, kam die Oberaufseherin, und die Aufseherin aus dem Laden fängt an, über mich zu schimpfen: «So ein blödes Weib, so eine blöde Kuh, hat sie mir da ausgerechnet, wieviel das Kilo kostet, aber da zahl ich ja noch drauf», hat sie gewütet. Die Oberaufseherin hat mich angeschaut und nichts gesagt. Aber sie wollte einen Kaffee. Ich hab auch den Platz ein bisschen saubergemacht, mit einem feuchten Papier gewischt, ein anderes Papier hingelegt und den Kaffee daraufgestellt und irgendwas dazu, was sie verlangt hat. Das hat ihr imponiert, dass ich da die Unordnung nicht leiden konnte. Sagt die dumme Aufseherin: «Kannst sie gleich mitnehmen, ich mag sie nicht. Schick mir eine, die gescheiter ist.» Die Oberaufseherin war recht nett zu mir. «Wir werden versuchen, Sie woanders unterzubringen.» Ich fasste mir ein Herz. «Frau Oberaufseherin, ich hätte eine Bitte.» Da ist sie erschrocken. «Sie können mir hier auf dem Weg keine Bitte unterbreiten!» «Ja, ich hätt halt gern meinem Mann einen Brief geschrieben. Ich hab ihn schon seit September nicht

gesehen. Ich weiss nicht, wo er ist. Ich will an meine Eltern schreiben, und vielleicht wissen die es.» Hat sie mich auch angeschrien. Da hab ich gedacht: Na ja, hab ich wieder was falsch gemacht.

Auf dem Dirnenblock

Ein paar Tage später kommt sie auf den Block: «Kommen Sie mit, Sie gehen als Häftlingsaufseherin auf den Block 3.» Um Gottes willen, hab ich mir gedacht. Das ist doch der Dirnenblock und der Block, wo die jungen Berufsverbrecherinnen sind. Na, da steckt sie mich irgendwohin, wo ich auch gar nicht hinpasse. Ich wollte was sagen. «Nichts da, Sie gehen dorthin, wohin ich Sie kommandiere.» Musste ich gehen.

Ich wäre nicht der Mensch geworden, der ich heute bin, wenn ich das alles nicht erlebt hätte. Ich hab für so niedrig die Menschen überhaupt nicht gehalten. Bei den Berufsverbrecherinnen war eine dabei, vor der hab ich mich direkt gefürchtet. Wenn die nachts an meinem Bett vorbeigegangen ist, habe ich immer gedacht, die greift mir mal an die Gurgel und drückt sie zusammen, und fertig ist der Lack. Ich hab gewünscht: «Wenn ich nur wieder rauskäme aus diesem Block, wenn ich nur wieder rauskäme!»

Die Aufseherin vom Block war die Frau Mandel. Eine sehr schöne, blonde Frau, aber ein Mistviech, so schön sie war. Ich hab alle anständig behandelt. Bei mir waren sie nicht Nummer soundso. Ich habe eine Liste gehabt und sie immer beim Namen genannt. Da hat die Mandel zu mir gesagt: «Das dürfen Sie nicht. Sie sind mir gegenüber nur ein Häftling, und denen gegenüber sind Sie vorläufig die Vorgesetzte. Sie haben sie nur als Häftlinge zu behandeln.»

Zu der einen hab ich gesagt: «Frau Martin, ist denn das alles wahr, was die Mädels sich untereinander erzählen? Das ist ja eine Schweinerei nach der anderen.» Ich hab ja keine Ahnung gehabt, war fernab dieser Dinge. Hat sie gesagt: «Sie sind wohl vom Dorf auf dem Gebiet?» Und hat mir ein bisserl den Star gestochen. «Und wie kommen Sie dazu?» hab ich sie gefragt. «Frau Günzl, ich bin von meinem Mann dazu getrieben worden. Ich hab müssen Geld verdienen.» Mit der

habe ich über manches reden können. Das durfte die Hauptaufseherin nicht hören.

Ein junges Ding, nicht schön, aber gut gebaut, hat immer so grosssprecherisch getan: «Ja, das muss ich mir notieren und das auch, aber ich hab kein Papier. Schenkt's mir doch ein bisserl Papier.» «Schreien Sie nicht so. Sie können sich hier keine Notizen machen. Wenn man es bemerkt, kriegen Sie eine Strafe.» «Was geht Ihnen das an, was ich mach. Ich werde ein Buch schreiben über...» (Prostitution wollte sie sagen, aber sie hat das Wort ganz verdreht, Prostation oder Prozesur.) Dann hat man doch mal bei ihr Papier gefunden, und da habe ich eine Strafe bekommen, weil ich nicht aufgepasst habe. Hab ich zu der Mandel gesagt: «Frau Mandel, die ist mir zu kleinlich und zu frech, um die hab ich mich nicht geschoren.»

Ich sollte den Dirnen auch unten reinschauen, was sie drin stecken haben, wenn sie reingekommen sind ins Lager. Da hätt ich nicht hingegriffen, nicht um die Burg. Die Mandel hat mir das mal gezeigt. Ein paar, wie sie eingeliefert wurden, haben sich hinstellen müssen, die Beine auseinander, hat sie reingegriffen. Eine hat eine zusammengerollte Tafel Schokolade drin gehabt. Wer die noch hat essen sollen. Die andere hat eine Schere drin gehabt, noch eine andere eine Feile. Hat mir die Mandel das demonstriert. Ich hab gesagt: «Frau Mandel, das kann ich nicht. Schicken Sie mich wieder in meinen Block!»

Sie hat auch von mir verlangt, ich soll denjenigen, die die Betten nicht richtig gemacht haben, beim Zählappell einen Kübel Wasser über den Kopf schütten. Hab ich gesagt: «Frau Aufseherin, wenn Sie es mir machen, kann ich mich nicht wehren, aber ich mache es niemandem. Das können Sie von mir nicht verlangen.» Sie hat mich eine Weile angeschaut, nichts gesagt. Sie hätte mich ja auch in den Strafblock schicken können. Nach ein paar Tagen kam ich weg von diesem Block. Ich war vielleicht fünf oder sechs Monate dort und bin immer weniger geworden.

Ich bin wieder auf meinen Block zurückgegangen, auf den Zweier-Block, auf den politischen Block. Man musste überall aufpassen. Da war eine, die den roten Winkel hatte, aber von der hat man gewusst, dass sie eine Berufsverbrecherin ist. Frau Kaiser hat sie geheissen, ein schlechter Mensch war sie. Ich

war ihr gegenüber sehr vorsichtig. Wenn ich ihr mal begegnet bin, bin ich gern einen Schritt weitergegangen, um nicht mit ihr in Berührung zu kommen. Die hat mich mal gestellt, warum ich sie so schneide. «Frau Kaiser, ich schneide Sie nicht, sondern ich will nicht mit den Bestimmungen des Lagers in Konflikt geraten. Ich weiss ja nicht, was daraus wird, wenn ich mit Ihnen rede.» Sie hat mich dann nicht mehr sehen können.

Aber ich muss sagen, die Oberaufseherin hat von dem Augenblick an, wo ich ihr den Platz zum Kaffeetrinken saubergemacht habe, auf mich aufgepasst. Nicht im bösen Sinne. Sie war zwar immer sehr kurz.

Einmal, das war auch auf dem Dirnenblock, habe ich den Block saubermachen lassen, weil er zu verdreckt war. Um von oben herunterzuputzen, habe ich mit zwei Sträflingen eine Leiter aus dem Strafblock geholt. Die habe ich nicht selber zurückgetragen. Habe zu den beiden gesagt: «Tragt die Leiter wieder zurück!» Hab mir nichts gedacht. Das war mein Fehler.

In der Nacht ist die Leiter benutzt worden von einer Berufsverbrecherin, die über die Mauer gegangen ist. Dafür habe ich eine schwere Strafe bekommen: Ich musste vier Tage und vier Nächte draussen stehen. Ich war damals zweiundvierzig Jahre alt. Plötzlich ist mir das Blut gelaufen. Wie sollte ich es stillen? Da ist die Oberaufseherin vorbeigegangen. Hat sie gesagt: «Sie müssen warten, was über Sie für Strafe verhängt wird, aber jetzt gehen Sie auf den Block, machen sich sauber.» Ist mir weiter nichts passiert.

Zur Schwerstarbeitergruppe bin ich bestimmt worden vom Leiter. Das war eine Gruppe vom Strafblock, die musste Grund graben für die Gebäude der SS. Die Oberaufseherin war täglich draussen, hat mich gemustert, was ich mach. Ich hab's gespürt. Ich hab gedacht, ich werd euch helfen. Mich bringt ihr nicht um, mich kriegt ihr nicht krumm. Ich werd mich wehren gegen alles. Also kurzum, ich hab gearbeitet. Wenn mir der Sand von der Schaufel runtergefallen ist, hab ich ihn wieder raufgeschaufelt. Am dritten oder vierten Tag hab ich gehört, wie die Oberaufseherin mit der SSlerin dort geredet hat. Als ich mich am anderen Morgen angestellt hab zur Schwerarbeit, also zur Gruppe vom Strafblock, ist eine junge Aufseherin gekommen. «Die Oberaufseherin hat mich hergeschickt. Sie sollen auf den Block gehen.»

Zählappell
(in Ravensbrück im Mai 1940)

Als Nummern standen bereit
18'000 Frauen
im blaugrau gestreiften Kleid,
zum Zählappell in Ravensbrück.

Sie standen und standen stundenlang,
bevor die SS zu zählen begann.
Da schrie der Kommandant des Lagers entlang:
«Ihr müsst stehen und hungern tagelang!»

Der 18'000 Weh war gross.
36'000 Augen voll tiefstem Grauen
frugen entsetzt: «Was ist denn da los?»
Die 18'000 Nummern standen volle 36 Stunden.

Körper, die geschunden,
Füsse mit schmerzhaften Wunden,
hielten dem nicht stand.
Der Tod reiche Ernte hier fand.

Es verkrampften sich Beine und Herz
vor unsagbarem Schmerz.
Und viele fielen zu Boden.
Man zählte nicht die Toten.

Aber es kam ein zweites Gericht
über die Armen ohne Erbarmen.
Man stiess mit Füßen
die Toten ins Gesicht.

Es regte sich kein menschliches Empfinden...
wer konnte da noch Glauben finden
an ein Weiterleben ...
wenn Vertiertheit und Tod nicht gerächt?

O, verdammtes Menschengeschlecht!

Maria Günzl

Hausklavin des Obersturmbannführers

Bis 1942 war ich in Ravensbrück. Da bin ich aber nicht heimgekommen, das war eine Tragödie. Eines Tages wurde ich in die Kanzlei gerufen, zum Lagerkommandanten. Ich weiss den Namen nicht mehr. Ein Scheusal von Mensch. Dick, dass er nicht gehen konnte. Dem ist es dort gut gegangen. Neben ihm steht die Oberaufseherin. Hat er gesagt: «Sie hätten eine Strafe bekommen sollen. Aber die Frau Oberaufseherin meint, dass Sie sehr anständig sind und sich nichts haben zuschulden kommen lassen. Wir werden Sie in ein anderes Lager bringen.» Um Gottes willen! Sie hat aber so geschaut, als ob sie sagen wollte: Haben Sie man keine Angst. Am Abend wurde ich eingekleidet und in ein Auto geladen. Drin sitzt ein grosser, starker, kräftiger Mann in der SS-Uniform. Ich denke, ich komme in ein anderes Lager. Was werden die da mit mir machen? Nein, so war es nicht. Hat mich der als Hausgehilfin genommen. Bin ich an den Wolfgangsee gekommen. Dort hat sich dieser SS-Führer von gefangenen Leuten aus Dachau ein Haus bauen lassen, auf dem Berg. Sehr schön. Eine junge Frau, ein erwachsener Sohn und ein kleines Kind waren noch da. Hat man mich informiert, was ich zu tun hätte. Ich hab gedacht, na, da werde ich mich durchzusetzen versuchen.

Was ich noch nicht gewusst hab an Schlechtigkeit, das hab ich dann dort erfahren. Die Frau war ein verlogenes und gemeines Weib. Als sie mir alles gezeigt hat, hat sie zu mir gesagt: «Von dem Schweinefett (das hat in grossen Kübeln da gestanden) wirst du nichts nehmen, wenn ich es dir nicht auftrage!» Habe ich gesagt: «Ist mir ja recht.» Berge von Wurst waren aufgehängt. Das Fett ist nur so heruntergetropft. «Davon wirst du nur die und die nehmen.» Na ja, auch recht. «Und die Wurstabschnitte, die gehören dir.» Das waren die Enden der Wurst, die vor Wochen angeschnitten wurde. Da hab ich sie dem Hund gegeben. Ich kann nur sagen, das einzige vernünftige Wesen in dem Haus war der Hund. Er hat so an mir gehangen. Hat der Mann einmal gesagt: «Ja, was haben Sie denn mit dem Hund? Der geht ja nicht weg von Ihnen.» Hätt ich sagen müssen: Ja, weil ich ihm mein Essen geb. Ich werd doch nicht Ihren Dreck essen und mich zugrunde richten. Einmal hat die Frau gesagt: «Heute können Sie ein bisschen

von dem Fett reingeben! Zwei Löffel voll, nicht mehr.» Hat er mich zum Mittagessen gerufen. «Womit haben Sie heute gekocht?» Was sag ich nur? «Die gnädige Frau hat gesagt, ich soll von dem Fett nehmen.» «Was?» hat sie geschrien. «Sie Lügenweib, Sie, hab dir ja gleich gesagt, die aus dem KZ taugen nichts.» Da ging's über mich her. Die hat gelegnet, dass sie es mir aufgetragen hat. War ich wieder die Dumme. So ist es mir einige Male ergangen.

Ich durfte nicht allein einkaufen gehen. Neben mir ist ein SS-Mann gegangen, in Uniform, auf dem Trottoir, aber ich musste auf der Fahrbahn laufen. Bevor die mich rausgeschickt hat, hat sie mir einen Zettel gegeben. Das alles kostet soundso viel. Da war der SSler nicht dabei. «Sie werden mir eine Rechnung erstellen lassen vom Kaufmann, dass das soundso viel kostet.» Immer so drei bis vier Mark mehr. Hab ich gesagt: «Das kann ich nicht machen. Der Kaufmann hat ein Telefon, rufen Sie ihn an, und sagen Sie ihm das. Dann ist für mich die Geschichte klar.» Einmal am Abend verlangt der Mann zu wissen, was das Zeug, das ich geholt habe, gekostet hat. Ich hab gar nicht nachgeschaut, was der Kaufmann ausgerechnet hat, Hauptsache, mein Geld stimmte. Sagt er: «Da stehen ja vieroderfünf Mark mehr drauf, als es kosten darf.» Was blieb mir übrig? Nach langem Hin und Her habe ich gesagt: «Ja, die gnädige Frau hat bestimmt, ich soll beim Kaufmann ...» Mein Gott, was da losging. Ich wäre eine Lügnerin und Betrügerin usw.

Ich bin in dem Haus so heruntergekommen, dass mir alles aus der Hand gefallen ist. Da kam einmal eine Aufsichtsperson aus Berlin, ein älterer Herr. Zum Herrn Obersturmbannführer hat er gesagt, dass er allein mit der Gefangenen reden müsste. Hat gefragt, wie es mir so geht. Hab ich unter Tränen gebeten: «Schicken Sie mich zurück ins Konzentrationslager, oder ich springe da unten in den Bach!»

Was da gefressen worden ist in dem Haus, wenn die SSler alle beisammen waren. Die Rede ging von nichts anderem als: Hast du deinem Buben schon einen Erbhof verschafft? Hast du deiner Frau nicht allerhand aus Paris mitgebracht? Der Obersturmbannführer ist mit einem dreckigen alten Wagen nach Paris gefahren, und mit einem eleganten roten Wagen, vollgestopft mit Waren, ist er wiedergekommen. Die haben Paris ausgeräubert noch und noch. Da wundern sie sich nachher, wenn die Menschen dort nicht gut von den Deutschen reden.

Entlassung und Wiedersehen

Im April 1943 hatte es ein Ende mit meinem Sklavendasein bei der feinen Familie. Ich habe einen Schein bekommen: Schutzhaftgefangene Soundso wird entlassen. Ich bin heimgegangen nach Graslitz, weil ich da meine Eltern hatte. Nach zwei Jahren konnte ich den ersten Brief schreiben an meinen Mann. Er war im KZ Gross-Rosen. Während der Zeit, als er noch eingesperrt und ich gerade entlassen war, haben wir Silberhochzeit gehabt. Da bin ich zur NSDAP in Graslitz gegangen, hab gesagt, ich hätt gern einmal meinen Mann gesehen. Haben sie geschimpft: «Was fällt Ihnen ein. Sie sind für uns ja gar kein Mensch.» Ich stand doch unter Aufsicht der Gestapo.

Dann schrieb mein Mann in einem Brief: «Ich hab hier eingegeben, dass ich meine Frau Marie sehen möchte, zu unserer Silberhochzeit.» (Da hat er noch nicht gewusst, dass ich entlassen bin.) Und: «Ich darf vom KZ Gross-Rosen für zwei oder drei Tage nachmittags eine Stunde rausgehen.» Bin ich am anderen Tag sofort nach Gross-Rosen gefahren, habe gedacht, ob ich ihn sehe oder nicht, ich versuche es, und hab niemanden mehr gefragt.

Wie ich dort am Abend angekommen bin, hab ich nirgends eine Unterkunft bekommen. Da begegnet mir eine Frau auf der Strasse. Sagen Sie nicht, dass das nur Zufälligkeiten sind. Ich meine immer, das sind doch Weisungen irgendwelcher Art. Ich bin recht traurig gewesen, und vielleicht sind mir Tränen in den Augen gestanden. Auf alle Fälle hat sie gefragt: «Na, was ist denn, Weiberle, was ist Ihnen denn passiert?» Hab ich geantwortet: «Ich brauch ein Nachtquartier. Mein Mann ist in Gross-Rosen, im Konzentrationslager. Er soll drei Tage hintereinander zwei Stunden frei kriegen, und da möchte ich ihn mal sehen.» Das hat sie nicht geglaubt: «Sie werden doch nicht einen Häftling aus dem Konzentrationslager besuchen können. Wir wissen, dass Gross-Rosen hier in unserer Nähe ist, aber da kommt keiner raus.» Mein Mann war jedoch schon in der Baukanzlei beschäftigt und hat brav gearbeitet. Er war nicht dumm, hat allerhand Sprachen gesprochen. Sie haben ihn dort gebraucht und ihm die Vergünstigung gewährt. Ich habe ihn dann gesehen. Zuerst hab ich ihn gar nicht erkannt. So gealtert, so dürr und mager

ist er gewesen. Wir sind miteinander im Strassengraben gegessen und haben geweint. Hab ich gesagt: «Morgen komm ich halt wieder.» Er wusste nicht, ob sein Vorgesetzter am anderen Tag wieder so gelaunt sein würde, dass er ihn rauslässt. Er kam auch nicht am zweiten Tag. Am dritten habe ich es noch einmal versucht, und er war wieder da. «Gestern bin ich gelegen, darum konnte ich nicht.» Die Aufregung und die Erschütterung hatten ihn krank gemacht. Darauf ist mein Mann in das KZ Stutthoff gebracht worden, weiss nicht, warum. Habe später nicht mit ihm darüber geredet.

Ahnungslos vor dem Schrecklichen

Nach all diesen Erlebnissen hatte ich einen Ekel vor der ganzen Welt und den Menschen. Ich hätte nie geglaubt, dass es möglich ist, was ich erfahren musste. Ich dachte an die Zeit, als ich noch in der Redaktion und im Verlag *Volkswille* mitgearbeitet hatte. Einmal sagte unser Chefredakteur zu mir: «Günzl Marie, ich hab gestern Abend das Büchlein vom Seeger gelesen, der war im KZ Oranienburg und ist von dort geflohen. Ist rausgekommen nach Amerika und hat da ein kleines Buch geschrieben über die Leiden in Oranienburg.» Sagte er noch: «Ich glaub nicht, dass die Menschen so schlecht sind, wie er es schildert.» «Geben Sie es mir», habe ich gesagt, «ich möcht es lesen.» Mein Mann war zufällig daheim, haben wir es miteinander in einer Nacht durchgelesen, haben auch gemeint, es ist unmöglich, und wieso sollte gerade er entkommen sein. Wie ahnungslos wir waren! Damals.

Der Fallschirmspringer

Ich lebte nun wie in der Schande gefangen in dem Häuserl am Wald, das mein Mann selbst gebaut hatte. Manchmal hab ich gedacht, es müsse doch jemand zu mir kommen, vom Wald runter, mir was sagen, und ich möchte ihm was sagen, aber vom Wald runter ist niemand gekommen. Einmal in der Nacht klingelt's recht scharf. Hab ich mir gedacht, jetzt kommt die Gestapo. Wie ich rauskomme, steht vor meiner

Tür ein junger Mann mit dem Naziabzeichen, zeigt mir einen Brief. «Genossin Günzl, der schickt mich und der und der.» Hab ich ihm nicht getraut: «Wie kommen Sie denn aber zu dem Abzeichen?» Er hat nur um sich geschaut und leise gesagt: «Ich bin mit dem Fallschirm gelandet.» Um Gottes willen, war ich erschrocken.

Schnell hab ich ihn reingelassen. Er hat mir dann erzählt. Er hiess Exler, war wirklich ein Fallschirmspringer, von unseren Leuten aus England geschickt. Das war 1944. Ich hab immer gewusst, einige unserer Genossen, die ich gekannt habe, sind emigriert. Ich hatte einen Schuppen, da hab ich ihn hineingesteckt. Am anderen Abend wollte ich ihn wegschicken. Hab ich erst einen Anzug und einen Mantel für ihn zusammengeholt, weil er so schofel angezogen war. War ja auch immer wieder im Wald gelegen. Auch hat er ein Topferl aufgehabt, das bei uns schon niemand mehr getragen hat. Durch seine Kleidung konnte er sich verdächtig machen.

Als ich abends heimkam aus dem Betrieb, tauchte ein Verwandter auf, der Mann meiner Nichte, ein Kriegsversehrter, hat schon ein Bein weggehabt. Der war auf der Bezirkshauptmannschaft gesessen am Telefon, hat die Gespräche aufgenommen. «Marie, ich hätt dir halt gern was gesagt, aber du musst mir versprechen, dass du es niemandem weitersagst. In der Aussiger Umgebung sind drei Fallschirmspringer niedergegangen. Zwei haben sie erwischt, und einer ist ihnen durchgegangen. Der ist entweder nach Eger, nach Graslitz oder nach Asch. Der Landsturm in Graslitz ist aufgefordert, ihn zu suchen. Er schaut so und so aus...» Und er hat ihn ganz genau beschrieben. Fragen sie mich, der Mann steckt da drunten im Heu. Jetzt hab ich zu dem Jungen gemeint: «Ich sag nichts, aber sag du auch nichts weiter.»

Versuchte Hilfe

In der Nacht hab ich zu meiner Anita gesagt: «Anita, du musst mir helfen, wir können doch den Genossen nicht der Gestapo ausliefern. Die sind schon unterwegs, die suchen das ganze Terrain um Graslitz und Umgebung ab. Wenn wir ihn nur draussen hätten, wenn wir ihn nur aus dem Häuserl hätten! Wenn sie ihn erwischen, gehen wir alle mit kaputt.» Hab ich

Einsamer Sonntag

*Einsam bin ich und allein.
Herbstlich gefärbter Park
leuchtet zum Fenster herein.
Da denk ich Dein,
als Du noch mit mir
durch den herbstlichen Wald geschritten,
als ich noch mit Dir um Probleme gestritten.*

*Oh, wie war glücklich ich,
als Du Dich, noch an mich
anschmiegend, aussprachst,
zum Herbsthimmel aufsahst,
dankend und lobend zugleich,
göttlich, menschlich Bereich
der Vollkommenheit.*

*Man nahm Dich gefangen,
Du bist freiwillig
in den Tod gegangen,
Zeugnis ablegend
für Deine Vollkommenheit.*

*Einsam bin ich und allein.
Kann nicht mehr glücklich sein.
Du warst ein Teil von mir,
wie ich ein Teil von Dir.*

*Herbstduft steigt hoch,
raubt mir die Ruh,
raunet mir zu
Du lebst noch?*

Wozu?

Gedanken an Erna im Herbst (Haberzettl)

Maria Günzl

ihn also weggeschickt. Mit der Bahn. Meine Anita musste mit, im gleichen Zug fahren und ihn geleiten zu einer Genossin Neusattl. Sie hat ihn dann die eine Nacht untergebracht, und am anderen Morgen kam meine Freundin von Wien, das war die Erna Haberzettl, eine in Arbeiterkreisen gut bekannte Dichterin. Ich muss noch hinzufügen, der Pass vom Exler hat schrecklich ausgeschaut, nicht wie unsere Pässe, ich kann es jetzt nimmer sagen. Bei unserem Pass war der Daumenabdruck so, und da ganz anders, alles falsch. Ich habe in Wien einen Freund gehabt, einen Professor, einen akademischen Maler. Ich hab gemeint, der muss das ändern, der muss den Pass ordentlich herrichten, damit nicht der erste beste den Genossen verhaften kann. Ich war felsenfest überzeugt, der kann das machen.

Nach acht Tagen kommt meine Freundin von Wien gefahren, sagt: «Du, der ist schon eingezogen worden.» Die Frau hat ihr gesagt, den hätten sie nach Jugoslawien zur Bekämpfung der Partisanen geschickt. Ich hab gedacht, wenn sie in Wien ist, wo ich so viele Freunde hatte, da geht sie zu dem und zu dem, irgendwie wird es schon klappen. Es hat nicht geklappt.

Todesurteil

Ich bin am 1. Dezember 1944 verhaftet und in das Landesgericht Leitmeritz geschafft worden. Man hat mich schwer gefoltert, weil ich nichts eingestanden hab. Ich hätte meine Anita, meine Schwester Klara Wenzel und meine Freundin Erna, die noch in Wien war, preisgeben müssen. Das konnte ich nicht. Also schwieg ich und liess mich lieber martern. Auch der Exler, seine Schwägerin und meine Schwester wurden in Haft genommen. Mit der Erna geschah etwas ganz Furchtbares. Wir hatten Tabletten von dem Genossen bekommen für den Fall, dass die Gefahr gross ist. Und meine Freundin Erna hat sie genommen. Als die Gestapo sie fangen wollte, ist sie ihnen für immer entschlüpft.

Uns ist der Prozess gemacht worden, und wir haben das Todesurteil gehabt. Es sollte am 8. Mai 1945 vollstreckt werden. Wir sind aus unseren Zellen herausgeholt worden. Die bereitstehenden SS-Leute haben geschrien: «Jetzt werden alle aus dem Prozess Exler umgelegt! Aber nicht erschos-

sen, wir brauchen jede einzelne Kugel notwendig. Ihr werdet aufgehängt.» Ich war gefasst. Ich hab mir gedacht: Ja, bald ist alles vorbei, dann ist wenigstens einmal Ruh. Aber meine Schwester Klara hatte einen Sohn, an dem sie mit grosser Liebe hing, und wollte einfach nicht begreifen, dass sie nun sterben sollte, nur weil sie hatte helfen wollen. Sie erlitt einen Herzanfall um den anderen, ich durfte ihr aber nicht beistehen. Wir sollten nach Theresienstadt zur Richtstätte gebracht werden. Massen von Menschen waren auf der Strasse. Sie kamen uns mit Rucksäcken und Packen entgegen und schrien: «Die Russen kommen!» Da kommandierten die SS-Leute: «Stehenbleiben!», besprachen sich und hiessen uns kehrtmachen zur Gestapo-Zentrale. Als wir ankamen, plünderte die Bevölkerung schon das Gebäude und holte allerlei Zeug, Decken, Stiefel, Radios heraus. Drei der SS-Leute, die uns führten, nahmen den Exler mit in ein Zimmer. Bei uns Frauen blieb einer stehen. Er sollte uns bewachen, wurde aber von dem Strom der plündernden Menschen mit fortgedrängt und war weg. Ich nahm meine Schwester Klara bei der Hand und zog sie vors Haus.

Endlich frei

Wir haben gemacht, dass wir über die Strasse kamen, und uns auf eine wunderbar blühende Wiese gesetzt. Es war ja Mai. Nach fünf Minuten waren die Russen da. Sie haben uns nicht geglaubt, was wir erzählten. «Na, können alle sagen, sind politische Gefangene gewesen.» Wieder ein Zufall. Ich hatte in meiner Manteltasche ein Kuvert, adressiert an Marie Günzl, Häftling im Landesgericht Leitmeritz. Da hatten mir meine Leute zwanzig Mark geschickt, ich sollte mir was zu essen kaufen. Der Zettel hat ihnen doch zu denken gegeben. Dann kam ein kleiner Russe, hat mich nach Einzelheiten gefragt. Aber das wäre jetzt ein ganzer Roman für sich. Jedenfalls stellte sich Wochen später heraus, dass seine Mutter auch in Ravensbrück war und mich gekannt hat. Hat mich nicht Frau Günzl, sondern die Hunde-Marie genannt, weil ich die Hunde hab betreuen müssen in Ravensbrück. Und der Sohn kommt nach Graslitz. Hab ich alle Tage zu essen bekommen, von seinen Rationen hat er mir abgegeben.

Nachwirkungen

Mein Mann hat auch Schweres mitgemacht. Als er heimgekommen ist, hab ich gesagt: «Mannerl, jetzt fangen wir halt ein neues Leben miteinander an.» Aber wie er sich dann verhalten hat, das hätte ich nicht erwartet. Der hat ja manches versäumt und hat es irgendwie nachholen wollen. Ich hab das nicht ertragen, dazu war ich zu herunter und zu fertig. Hab ich ihn einmal erwischt mit einer Frau. «Jetzt ist Schluss, du gehst deiner Wege, und ich geh meine.»

Ich hatte nur das Pflegekind. Aber die hab ich ja auch ein bisserl missbraucht. Das hab ich mir auch nicht überlegt. Als ich dann das zweite Mal in Haft gewesen bin, hat sich die was antun wollen, ist aber gerettet worden. Der Ordinarius vom Kreiskrankenhaus, den ich persönlich gekannt habe, weil mein Papa der Referent vom Kreiskrankenhaus war, hat zu mir gesagt: «Maria, wir haben grosse Sorge um dich gehabt, aber viel mehr noch um deine Anita. Ihr Leben hat am seidenen Faden gehangen. Aber frag sie nicht und sag nichts. Ihr habt's überlebt, seid glücklich miteinander!» Hab sie bis heut nicht gefragt.

Übersiedlung

Nach 1945, als die Vertreibung ausgesprochen war, habe ich mich an die Spitze meines Bezirks gestellt. Ich habe einen jungen Genossen über die Grenze nach Bayern geschickt, da war Hoegner der Ministerpräsident. Hab ihn gekannt von früher. «Schaust, dass du zu dem Hoegner kommst, und sag ihm, wir wollen nicht nach Norden zu den Preussen. Da passen wir nicht hin, wir Sudetendeutschen, wir sind ein bisserl derber, wir passen besser nach Bayern.» Wilhelm Hoegner hat mir einen Zettel mitgeschickt: «Genossin Günzl, bringen Sie so viele Antifaschisten mit nach Bayern, wie Sie können, die brauchen wir.»

Ich hab dann aus ganz Westböhmen die Antifaschisten nach Bayern gebracht.

Fazit

Später brauchte man einmal eine Frau im Landtag. Da haben die Genossen zu mir gesagt: «Günzl Marie, du hast so viel mitgemacht, bist immer standhaft und geschickt gewesen.» Sie haben mich auf die Liste für den Landtag gesetzt, und ich bin mit sehr vielen Stimmen gewählt worden. Von 1950 bis 1962 war ich im Bayerischen Landtag. Bei alledem, was ich mitgemacht habe, bin ich glücklich, dass ich den Weg meiner Partei gegangen bin.

Ich muss sagen, ich habe noch nie über diese Zeit so viel erzählt wie heute.

Aus christlicher Verantwortung:
Inge Kanitz

«Hyvong ist ein vietnamesisches Wort und bedeutet Hoffnung», erklärt mir mit ihrer freundlichen, hellen Stimme *Inge Kanitz*, die ich an einem warmen Maitag in ihrem im Grünen liegenden Häuschen besuche. Durch die in den Garten führende hohe Glastür malt die Sonne ihre Kringel auf den Boden, breitet ihren Schein auf dem kleinen Schreibtisch aus, der mit hohen Stapeln von Papieren, Fotos und Briefen bedeckt ist. Von ihnen reicht mir Inge Kanitz zwei graue maschinengeschriebene Blätter. «Hyvong Kinderhilfe Vietnam e. V.» lese ich auf dem noch druckfrischen Rundbrief an Spender und Freunde. Und: «In Vietnam haben mehr als eine Million Kinder ihre Familien verloren, nicht nur ihre Eltern. Sie sind die unschuldigsten Opfer von Krieg und Nachkriegswehen.» Und: «Nach Kriegsende haben wir 230 Rollstühle für gelähmte Waisen schicken können. Dazu für 4'000 Waisen Stoffe, damit sie Blusen, Hemden, Röcke und Hosen bekommen.» Die Frau, deren Werk die *Kinderbilfeist*, steht vor mir. Sie hat sich immer für andere eingesetzt, gehandelt nach ihrem Herzen und ihrem Gewissen. Nicht nach Befehl der Obrigkeit. Um ihrer christlichen Überzeugung willen, auch damals in der Nazizeit. Sie erzählt.

Als der Nationalsozialismus sich in Deutschland breit machte, war ich noch sehr jung. Meine kluge Mutter oktroyierte uns nicht irgendeine Meinung auf, sondern liess uns selbst Erfahrungen machen. Wenn uns etwas bewegte, durften wir mit ihr diskutieren. Das war, glaube ich, für mein ganzes weiteres Leben sehr hilfreich. In Schleswig-Holstein hatte meine Mutter 1922 eine Schäferei aufgekauft und ein Heim für milieugeschädigte und schwer erziehbare Kinder eingerichtet. Mit dem, was sie durch diese Arbeit verdiente, hat sie uns, die eigenen Kinder, grossgezogen. Ich war bis zur zehnten Klasse in Hamburg in einem Ober



Inge Kanitz, 3. v. r., im vietnamesischen Rehabilitationszentrum
«BaWi», Juli 1978.

lyzeum, in dem schon meine Mutter gewesen war. Das war insofern ein Krampf, als ich nur schulgeldfrei war, wenn ich unter den ersten dreien war. (Eigentlich pädagogisch unmöglich!) Aber phantastische Lehrer hatte ich und habe enorm viel gelernt. Dann bin ich noch drei Jahre in Lübeck auf die öffentliche Schule gegangen. Mein Bruder bekam das Geld zum Studium. So war das damals. Ich hatte in Bethel (Heimstätte für körperlich und geistig Behinderte bei Bielefeld) eine Krankenschwesterausbildung. Als freie Schwester. Dann bin ich auf das Burckhardthaus-Seminar in Berlin gegangen und habe bei Jöde Chorleitung gemacht. Musik war mein Freizeitvergnügen. Diese Ausbildung war mir später sehr von Nutzen. Als Abiturientin war ich in der Kantorei von St. Jakobi (Lübeck), ebenso wie mein späterer Mann. Man kann sagen, wir beide haben uns dort so richtig zusammengesungen.

fühlte mich befangen und schlief unruhig. Wenn man in einem geborgenen Familienkreis aufgewachsen ist und wusste, dass man seinen Kopf abends friedlich aufs Kissen legen und ausruhen konnte, dann sind das doch sehr starke Belastungen.

Das Schwierige war: Der Gestapo-Mann, der den Auftrag hatte, mich zu überwachen, war der Vater eines Kindes aus meiner Kinderkantorei, eines reizenden Schlingels, der klaut und der eine so wunderschöne Stimme hatte, dass er hätte zu den Thomanern gehen können. Ich konnte ihn nicht entbehren, wenn wir bei grossen Festen sangen. Als der Mann das erste Mal kam, wusste ich nicht, was für einen Beruf er hatte, kannte ihn nur als Vater meines Schülers, dachte, der ist Staubsaugerwerbemann oder so etwas.

Ich sagte: «Lieber Mann, tut mir furchtbar leid, ich habe wirklich keine Zeit, muss mich jetzt vorbereiten.» Guckt er mich an, dann dreht er seinen Rockumschlag um, die hatten ja ihre «Hundemarke» unter dem Revers. Das ist mir in die Knie gefahren, das hätte ich doch bei dem nicht erwartet. Er hat zu mir gesagt: «Entschuldigen Sie, Fräulein Volkmer, aber man geht nach Brot.» Dann hat er sich meinen Schreibtischschlüssel ausgebeten, hat die Schubladen aufgezogen und alles durchsucht. Das konnte er ja machen. Ich glaube, dass die spätere Hilde Schönherr und ich ihm trotzdem viel verdanken, denn eines Abends fanden wir einen Zettel von ihm unter unserer Schwelle: «Bitte verlassen Sie bis morgen Abend das Weichbild der Stadt! Heil Hitler.» Wir sind nicht bis zum nächsten Abend geblieben, sondern haben sofort alles, was uns persönlich wertvoll war und was wir nicht in unsere Aktentaschen hineinstopfen konnten, in die Häuser der Jungen Gemeinde und der Frauenhilfe gebracht und gesagt: «Schickt uns das, wenn wir euch schreiben, an die genannte Adresse.» Wir sind dann mit wenig Gepäck, so dass es nicht auffiel, zum Bahnhof gegangen und am nächsten Morgen nach Finkenwalde gefahren, in die Villa des Predigerseminars von Dietrich Bonhoeffer.

Warum hat die Gestapo Sie denn überwachen lassen?

Das hatte einen ganz bestimmten Anlass. Ich war drei Jahre lang Fahrschülerin von Haffkrug nach Lübeck. In der Bahn fuhr ich immer ein Stück gemeinsam mit einem sehr netten Mädchen. Der Vater war Regierungsrat in Lübeck. Sie hatten

ein Sommerhaus in Sierksdorf. Sie hatte Abitur in einer anderen Schule gemacht als ich, aber wir verstanden uns gut. Dann habe ich sie völlig aus den Augen verloren.

Eines Tages stand sie in Stralsund vor unserer kleinen Dienstwohnung: «Heil Hitler, Inge.» Grosses Wiedersehen. Ich dachte, was ist denn in die gefahren? Sie sagte: «Hast ja wirklich eine kleine, murkelige Bude. Ich mache dir einen Vorschlag. Du bist doch so für Volksliedersingen, Volkstänzemachen, hast Kontakte zur Jugend. Ich sorg dafür, dass du eine gute Stelle kriegst, und dann arbeiten wir zusammen für das Dritte Reich. Du hast das Zeug dazu. Die Kirche ist doch was von gestern.»

Ich hab sie erst ausreden lassen, und als sie fertig war, habe ich gesagt: «Weisst du, für mich ist die Arbeit in der evangelischen Kirche nicht von gestern, eigentlich ist das Vorarbeit für morgen, denn ich bin mit dem Jochen Kanitz aus Lübeck verlobt.» Sie kannte die Kanitzens. «Ich werde also einen Pfarrer heiraten und sehe dies als eine Einübung in das Pfarrfrauendasein an. Ich mache das ausgesprochen gern und denke, dass dies eine sinnvolle Arbeit ist.» Da wurde sie ganz starr, drehte sich um: «Heil Hitler!» Raus. Das hat sie mächtig gefuchst, dass sie nicht bei mir angekommen war, denn bald darauf kam der Herr von der Gestapo.

Ich habe 1936 geheiratet. Unsere erste Pfarre war keine Pfarre, da sind wir rausgeschmissen worden, bevor wir drin waren, und alle unsere Möbel und Kleidungsstücke wurden beschlagnahmt. Das war in Ketzür bei Ketzin, unweit Brandenburg. Mein Mann hat ein illegales zweites theologisches Examen gemacht, bei Pfarrer Jacobi in der Achenbachstrasse und bei dem Bruderrat der Bekennenden Kirche. Wir haben vorher abgesprochen: Weil ich abgeschlossene Berufe hatte, konnte ich für uns sorgen. Wir wollten auf keinen Fall mit gebrochenem Gewissen in die Arbeit gehen, indem wir uns der von Hitler unterstützten deutsch-christlichen Kirchenleitung unterstellten. Mein Mann sorgte sich: «Wenn mir was zustossen sollte, bekommst du keine Pension!» Da habe ich gesagt: «Dann wird uns auch geholfen werden. Das ist mir lieber, als wenn du mit einem schlechten Gewissen rumläufst.» Zwölf Jahre ist mein Mann Vikar und Hilfsprediger gewesen, bis das nach dem Krieg von der Kirchenleitung aufgearbeitet worden ist und wir eine Nachzahlung bekamen.

Nach Ketzür wurden wir auch in Glienow hinausgeworfen. Im Sommer 1936 sind wir dann in die Uckermark gekommen, wohnten in Prenzlau, hatten fünf Kilometer weiter unser Pfarrdorf Klinkow und noch drei andere Dörfer. Morgens sind wir von unserem Gasthof mit dem Rad los, mit Stullen in der Tasche, irgendwo am Strassenrand gegessen, dann wieder in den nächsten Gottesdienst. Meistens waren die Lehrer schon so vom Nationalsozialismus gepackt, dass sie ihr Amt als Organist nicht mehr wahrnahmen und ich an ihrer Stelle die Orgel spielen musste. Das ergab sich dann so. Ich habe im April geheiratet, und erst im Juli habe ich meinen Hochzeitsreisekoffer gegen meine Mitgift austauschen können. Also wirklich immer aus dem Koffer gelebt. Es wurde warm. Ich hatte nur mein Standesamtskleid, das war schon eine merkwürdige Situation.

Nach einem Jahr versetzte uns der Bruderrat der Bekennenden Kirche nach Hohenseefeld bei Dahme. Wir wohnten in einer Schlosserei. Die Schlosserfamilie waren Freunde vom Gauleiter. Das war ziemlich schlimm. Sie beobachteten durch ein kleines Guckloch, wer zu uns kam, und notierten es genau. SS-Leute nahmen Haussuchungen bei uns vor. Mein Mann sollte vom Bruderrat aus in ein anderes Dorf kommen. Aber er ist im Mai 1939 zu einer Übung zur Wehrmacht eingezogen worden. Vierzehn Tage war er im August noch auf Urlaub, dann brach der Krieg aus. Ich musste seine Arbeit übernehmen, da war es gut, dass ich die Gemeindefarbeit kannte. Ich bin noch einen Winter in Hohenseefeld gewesen. Wir hatten einen Freund, Pfarrer Ringhandt, einen tapferen Mann. Er war Anti-Nazi, hat es immer wieder verstanden, sich UK stellen zu lassen. Dann musste er aber doch weg. Ich bin in sein Dorf gezogen und habe dort ein volles Pfarramt gehabt.

Unsere Pfarre hatte schon zwölf Dörfer, weil immer mehr Pfarrer eingezogen wurden. Eines Tages kam eine Vikarin, eine kluge Frau. Sie hat, was mich damals zuerst ärgerte, bei den Bauern Lebensmittel gehamstert. Wenn sie bei uns ausgeholfen hat, ist sie immer dick bepackt nach Berlin zurückgefahren. Sie hat die Lebensmittel nicht für sich behalten. Das habe ich erst später herausgekriegt. Ich war Jugendwart für den Kirchenkreis und habe zweimal im Jahr mit Leuten vom Burckhardtthaus Jugendsonntage auf dem

Pfarrhof gemacht. Feiern voller Fröhlichkeit. Das hatte die Jugend auch nötig in dieser ernsten Zeit, unbeschwert singen und sich erzählen lassen, wie es in der Stadt war.

In der Bibelstunde konnte ich offen sprechen. Ich sagte: «Ich fahre alle vier Wochen nach Berlin und möchte gern etwas mitnehmen für Leute, die keine Lebensmittelkarten mehr bekommen.» Ich habe selten so geschleppt. Die Koffer rechts und links voll und noch einen Rucksack auf dem Rücken. Das habe ich dann alles weitergegeben, zum Beispiel an die Gertrud, die als Doktorandin mal bei uns gewohnt hatte, von der ich schon erzählte. Ich wusste, sie teilte auch wieder mit anderen. Dann fuhr ich nach Dahlem. Da hatte ich ganz gute Freunde.

Als ich damals in Berlin meine Ausbildung hatte, bekam ich nur fünfzig Mark im Monat von meiner Mutter. Dreissig Mark kostete mein halbes Zimmer, die übrigen zwanzig Mark waren schnell ausgegeben. Das habe ich mal Niemöller erzählt, der war unser Lehrer im Burckhardthaus, und der sagte: «Mein liebes Kind, da wird Rat.» Dann hat er mir durch das Gemeindeamt Unterricht verschafft bei getauften jüdischen Kindern, so war ich mindestens einmal die Woche in Dahlem. Dann habe ich auch im Missionsheim in Lichterfelde Musikunterricht gegeben, bei den kleinen Missionskindern. Davon habe ich zum grossen Teil gelebt. Von dieser Zeit her stammte mein Kontakt mit Juden in Dahlem. Denen habe ich natürlich auch Lebensmittel gebracht.

Weil ich mich sehr sorgte, dass sie abgeholt werden könnten, habe ich Anfang des Krieges alle vierzehn Tage im Gemeindeamt Dahlem angerufen und nach ihnen gefragt. Einmal hatte gerade ein Mitarbeiterwechsel stattgefunden. Eine harte Stimme kam durchs Telefon. «Heil Hitler.» Ich dachte: Wie bitte? Ich fragte: «Wie geht es Doktor Friends, und sind sie noch in der Miquelstrasse?» – «Ich bin nicht befugt, Auskunft zu geben über jüdische Gemeindeglieder.» Peng. Aus. Au, da hab ich mich erschrocken. Als ich nach Berlin kam, waren sie weg. Wusste ich nicht, sind die nun nach Auschwitz oder nach Terescin... 1959 erfuhr ich durch Zufall von Gollwitzer, dass Herr und Frau Freund und die drei Kinder damals über die Schweiz nach London gekommen und später nach Amerika gegangen sind. Da habe ich mich sehr gefreut, ihnen sofort einen Gruss geschrieben und Antwort bekommen.

Einmal kam diese Vikarin: «Nächste Woche bringe ich jemand mit. Ich komme mit dem Spätzug und Bus. Sorg dafür, dass die Kinder im Bett sind.» Mehr nicht. Sie brachte mir eine untergetauchte Jüdin mit. In einer Seitenlücke des neugotischen Pfarrhauses gab es eine Mansarde. Da habe ich eine Liege hineingerückt, ich wusste ja nun, um was es ging. Ich war zuerst einfach wütend auf die Vikarin, weil ich mir sagte, ich weiss, was drauf steht, entweder werde ich erschossen, oder ich komme ins KZ. Ich habe drei Kinder, demnächst vier, mein Mann ist an der Front, und sie hat keine Familie, riskiert nichts. Ich habe mich an den Schreibtisch gesetzt und auf den Gottesdienst vorbereitet.

Da kam das junge Mädchen, sie hiess Vera, und hat zu mir gesprochen. Es war, als ob sich Schleusen öffneten. Sie konnte nicht aufhören. Nachts um drei Uhr habe ich sie ins Bett gebracht und ihr das Gift abgenommen, das sie für alle Fälle bei sich trug. Achtzehn oder neunzehn war sie alt und hatte gesehen, wie ihre Schwester aus dem Wochenbett abgeholt wurde und man ihr den Säugling an die Wand geknallt hat. Oh, ich hätt am liebsten laut geweint. Dann habe ich nicht mehr darüber nachgedacht und mehrmals illegal Lebende beherbergt, sie hatten ja dann die Kontakte mit Bonhoeffer. Die Leute waren niemals lange bei mir, das war zu gefährlich für sie selbst. Von mir aus hätten sie bleiben können, solange sie wollten. Aber nach kurzer Zeit kam die wahnsinnige Unruhe über sie, dann erreichte sie irgendeine Nachricht, meistens chiffriert, und sie brachen wieder auf. Dieses erste Mädchen ist auch durchgekommen, hat mir von Amerika aus einem Frauenclub geschrieben.

Zu meinen stärksten Eindrücken in jener Zeit gehört folgendes Erlebnis: Wenn mein Mann auf Urlaub war und wieder weg musste, habe ich ihn immer in Berlin an den Zug gebracht. Ich bin mit ihm vom Dorf weggefahren, habe die Kinder dann einzeln in anderen Familien untergebracht. Einmal hatte Dietrich Bonhoeffer uns in sein Elternhaus eingeladen, und wir sollten noch zwei Tage bei ihm sein. Das hat mich sehr bewegt, wie er uns Fotos von seinen Vikaren zeigte. Er hat ja Predigerseminare geleitet. Jeder Jahrgang wurde am Ende fotografiert. Er guckte mit uns die Liste der ersten durch: «Der ist nicht mehr, und der ist nicht mehr und der und der.» Dann sagte er, wir müssten an die Angehörigen denken und

uns um sie kümmern. Das war fürchterlich. Wir wussten ja auch nicht, ob mein Mann wiederkommen würde.

Als es am Abend dunkel wurde, begann er die Fenster zu schliessen, die Vorhänge dicht zuzumachen, obwohl Hochsommer war. Klaus und Emmi Bonhoeffer, die Geschwister, kamen dazu. Emmi und ich waren seit längerem befreundet. Klaus war Jurist bei der Lufthansa. Er hat auch bei dieser Widerstandsgruppe mitgemacht, war später in der Lehrter Strasse inhaftiert und ist am Schluss noch durch Rollkommandos erschossen worden. In der Marienburger Allee waren wir alle so schön zusammen, der alte Vater, die Mutter, Geschwister und junge Frauen. Da haben wir den englischen Sender gehört. So etwas vergisst man nicht, diese Gelassenheit in allem Tun. Sehr berührt hat mich die Verschwiegenheit von Dietrich Bonhoeffer. Mein Mann war wohl ausser Eberhard Bethge sein liebster Freund, aber er hat nie etwas von seiner Widerstandsarbeit erzählt.

Ich bin so dankbar, dass ich auf dem Dorf, wo ich war, Gemeindeschwester war. Das öffnete mir die Türen. Um jedes Kind, das ankam, habe ich mitgebangt. Wie oft waren wir eingeschneit, und keine Hebamme kam. Dann hiess es: Hilf dir selber! Das gibt Kontakte, die real, die lebensnah sind. Daher kamen sie auch mit ihren Problemen zu mir. Ich hatte auch die «schöne» Aufgabe von der Postfrau, die Nachrichten zu überbringen, wenn die Männer oder Söhne gefallen waren. Und das hat uns doch sehr zusammengebracht. Eine Bäuerin war Witwe, hatte drei Söhne, einer gefallen, einer vermisst und der dritte sollte rauskommen an die Front. Der wollte die Ernte noch einbringen, war ganz rappelig, der Fritze, kriegte seinen grossen Zeh in die Mähmaschine und fast ab. Da schickte die Mutter die Nachbarin rüber, ich solle sofort kommen. Als ich das sah, sagte ich: «Das kann ich nicht, hier muss ein Arzt her. Ich bleib solange beim Fritz.» Der hatte einen Schock. «Bitte lass das Bibbern.» Ich habe den Zeh ganz fest rangedrückt, er musste warm bleiben. Nach anderthalb Stunden kam der Arzt. Hat vereist und genäht, der Zeh ist angeheilt. Als der Schock weg war, hat der Fritze geweint und geschrien, da kam ich raus in die Küche, und da hat die Bäuerin mich ausgeschimpft: «Nicht mal geweint hat se!» Sagte ich: «Fritzens Mutter, wenn ich geweint hätte, dann hätte ich gezittert, das wäre dem Fritz

schlecht bekommen.» Da ist ihr irgendwie ein Licht aufgegangen.

1945 musste ich mit dem Treck weg aus unserem Dorf. Mein Bruder war gefallen, und meine Mutter in Schleswig-Holstein hatte sich die Hand gebrochen und schrieb verzweifelt: «Wir gehören doch jetzt zusammen, wo dein Mann verwundet ist. Komm doch mit den Kindern.» Im Pfarrhaus hatte ich nur noch die Schwangeren und die über Achtzigjährigen, war von morgens bis abends in der Gemeinde. Entweder bei den Sterbenden oder um Quartier zu machen. Das Dorf quoll über von Menschen, die Leute von den Trecks lagen wie die Ölsardinen auf den Fussböden der Bauernhöfe. Den ganzen Winter über gab es viele Erfrierungen. Andere Frauen kümmerten sich um meine vier Kinder. Schliesslich habe ich mich doch entschlossen, zu meiner Mutter zu fahren. Ich hatte auch Angst vor den Russen. Aber der Abschied von dem Dorf fiel mir entsetzlich schwer. Die Bauern kamen früh um halb vier mit verdunkelten Laternen und brachten mir noch dies und jenes. Die Frauen heulten und schimpften über mein Weggehen. Ich bin mit der Kutsche bis in die Nähe von Niemitz gefahren und dann erst in den Treckwagen umgestiegen. In der Nacht hatte ich noch Mohrrübenbrei für mein fünf Monate altes Baby gemacht, in ein Weckglas getan. Das fiel schon den ersten Kilometer auf uns runter. Und alles war voll Mohrrübenmatsch, kein Wasser und nichts, dazu die entsetzliche Kälte.

Siebzehn Tage bin ich getreckt mit den vier Kindern. Als wir in Schleswig-Holstein ankamen, hatten alle vier dicke Lungenentzündung, da rief ich einen Schulkameraden an, der im Krankenhaus in Lübeck-Ost Chefarzt war. «Kann ich bei euch heute Abend noch Unterkommen?» Ich war vor Lübeck, auf einem kleinen Dorf am Ratzeburger See. «Bleib bloss weg von Lübeck, jede Nacht haben wir Luftangriff.» Dann war ich auf der Polizeistation, bei der Frau eines Polizisten. Die hatte ich gefragt, ob ich bei ihr wohl mit den vier Kindern auf dem Fussboden nächtigen und die Pferde irgendwo unterstellen könnte. Sie war so nett und gab uns das Zimmer ihrer Jungen, die im Felde standen, hat es uns sogar geheizt. Sie hat einen Kindertisch umgekippt und Stroh reingelegt und ein Laken drüber fürs Baby und die vor Fieber klappernden Kinder. Die beiden Grossen hatte ich bis zum Hals in Stroh

gesteckt, die kleine Christine sass bei dem Kutscher zwischen den Knien, da sass sie warm, der mochte sie so gern. Sie hat immer gesungen: Bei uns sitzen die Engelchen auf dem Dach, uns trifft kein Flieger.

Auf dem Rückweg vom Telefon bei dem Ortsbauernführer kommt ein Tiefflieger an. Ich bin unter den Stachelbeerbüschen rumgerutscht, neben mir ist das nur so reingegangen. Ich dachte: Soll dich das noch am letzten Abend erwischen? Mit schlotternden Beinen bin ich über die Dorfstrasse gegangen. Oben im Zimmer blubbern die Kinder mit den Augen. Liegen sie im Koma? Die Frau beruhigt mich und sagt: «Ich hatte noch ne Flasche Rotwein, den haben die Söhne aus Frankreich mitgebracht. Bei solchem Fieber nutzt nur ein steifer Grog. Die sind besoffen, Frau Kanitz.» Sie haben geschlafen wie die Steine, mit hochroten Gesichtern. Den nächsten Morgen waren sie grauweiss. Die Krisis war vorbei. Vor ein paar Jahren sind wir zu meiner Schwester gefahren, die jetzt das Haus meiner Mutter hat, und sind an diese Polizeistation gekommen. Ich möchte doch mal wissen, ob die Frau dort noch lebt. In dem Haus war aber ein anderer Polizist. «Ja, die alte Frau wohnt am Ende des Dorfes. Sie freut sich, wenn Sie sie besuchen, sie ist jetzt so allein.» Bin ich hingegangen, und dann sagt sie: «Muss ich lange gucken, Sie waren die junge Frau mit den vier Kindern.»

Zu der Zeit hatte ich aber schon sechs Kinder, zwei sind noch nach dem Krieg geboren. Mein Mann kam im Herbst 1946 recht kaputt aus französischer Gefangenschaft nach Hause. Ganze 120 Tage war er in den siebeneinhalb Jahren bei uns gewesen und hatte kaum noch Bezug zu den Kindern. Er hat als Soldat furchtbar gelitten, weil er ja keinen Augenblick für den Sieg Hitlers eintreten konnte und besonders bei Bonhoeffer gelernt hatte, dass Christsein und Menschentöten nicht zusammengehören.

Als er endlich zurückkam, hatte ich das Gefühl, er guckte durch die Kinder hindurch. Ich weiss noch, wie der Martin, unser Ältester, sich vor ihn hinstellte und sagte: «Bist du der Vati? Aha!» Das muss einen ja ins Herz schneiden. Da dachte ich, ganz egal, und wenn es dir noch so dreckig geht, jetzt müssen Kinder her, damit er wieder lachen lernt. Er ist so kinderlieb im Grunde. Dann kam unsere Susanne, das fünfte Kind. Die wurde eine kleine Prinzessin, und da sagte ich mir,

das geht nicht. Dorothee, das sechste Kind, ist mir so gut bekommen wie keines, obwohl die Ärzte es mir immer wieder nehmen wollten. «Sie haben fünf Kinder und wiegen nur 86 Pfund.» Unsere Dorothee hat's mir gebracht. Ich bin über 100 Pfund gekommen nach dem Kind. Die beiden jüngsten sind ein richtig nettes Geschwisterpärchen geworden. Wir haben viel Grund zum Danken, dass wir so durchgekommen sind.

Wir gehören zwar hier offiziell zur Ernst-Moritz-Arndt-Gemeinde, aber wir halten uns immer noch gern an Dahlem, weil das ein Hort des Widerstands war. Es war sehr schön, wie auf einem Gemeindeabend in Dahlem plötzlich eine alte Frau auf mich zukommt und sagt: «Sie haben mich doch aufgenommen und versteckt, ich bin Frau Hirsch.» Ja, das hatte ich total vergessen. Als sie es sagte, fiel es mir wieder ein. Ich hätte sie nicht erkannt, sie war so gealtert, aber sie hat es überlebt. Sie konnte damals nicht lange bei mir sein. Ich habe sie noch bei dem Müller im Dorf untergebracht. Der hatte keine kleinen Kinder, da hat sie dann gewohnt. Sie wiederzusehen, gab die Gewissheit, dass gute Taten nicht umsonst sind.

Können Sie mir noch etwas über Ihr Wirken für die Kinderhilfe Vietnam sagen? (Ich muss Inge Kanitz danach fragen, weil mir ein gerader Weg von ihrem Einsatz damals zu ihrem heutigen Engagement zu führen scheint.) Sofort spricht sie, und ihren Worten merkt man an, dass ihr das leichter über die Lippen kommt als die vergangenen, aber nie vergessenen Erlebnisse der Nazizeit. In dieser Sache ist sie mittendrin.

Ich habe Ihnen ja vorhin erzählt, dass ich, als meine Kinder gross waren, angefangen habe, mich um Kinder in Vietnam zu kümmern. Kinder, die durch Krieg zu Waisen geworden und kaputtgegangen sind. Ich habe mich mit Frauen zusammengetan, die schon verwaiste vietnamesische Kinder adoptiert hatten. Wir haben die Kinderhilfe Hyvong gegründet und über Paris an die Frauen-Union Vietnam geschrieben: Was können wir tun für Kinder in Vietnam? Zwei Monate nach dem Brief kam ein Telegramm: Bitte, schickt Rollstühle für gelähmte Waisen. Wir haben innerhalb von drei Wochen 70'000 Mark zusammengehabt und konnten 70 Rollstühle in Hamburg verschiffen. Sie waren vier Monate unterwegs bis Haiphong. Dann kam ein Telegramm: Thank you very much, please if possible send more! (Vielen Dank, bitte schickt

mehr, wenn möglich!) Da haben wir innerhalb von vier/fünf Wochen 85 Rollstühle zusammengebracht, wir haben überall Geld gesammelt. In der Nachbarschaft, bei Freunden, in Schulen, in Gemeinden, bei Bazaren, in Frauenorganisationen. Ich habe zum Beispiel einen Taxifahrerfreund, der mir sieben Jahre lang monatlich 100 Mark gegeben hat. Ich kenne Sozialempfänger, die spenden 12,50 Mark im Monat. Wir haben in drei Schüben 230 Rollstühle verschifft. Nach dem zweiten Schub kamen Fotos mit Kindern in Rollstühlen und nach dem dritten eine handschriftliche Einladung, wir sollten doch bitte mal kommen und sehen, welche Freude das ausgelöst hätte, dass Kinder sich wieder selber bewegen können. Danach sind wir im Juli/August 1978 in Vietnam gewesen. Theoretisch habe ich das alles gewusst, aber wenn man es sieht, ist es doch ganz anders. Ein ganzes Haus nur mit Kindern, die taubstumm geworden sind vom Schock durch fallende Bomben oder dadurch, dass sie gesehen haben, wie ihre Mutter erschossen wurde. Dann ein Haus mit völlig Verwirrten, mit Kindern, die gelähmt sind, blindgeschossen. Wenn man einen Vormittag nur durch solche Häuser geht, denkt man, man kann nie wieder lachen.

Wir haben herrliche Parks und Pagoden gesehen. Was ist das für eine alte Kultur und ein wunderschönes Land! Jede Nacht nur ein paar Stunden Schlaf, 42 Grad im Schatten, 98 Prozent Luftfeuchtigkeit, aber wir hatten keine Zeit, darüber nachzudenken. Westlich von Hanoi, in einem Rehabilitationszentrum, wo unsere ersten Rollstühle hingekommen waren, haben wir erlebt, wie unsere Hilfe sich auswirkt. Bewegend die Dankbarkeit vom Staat, von den Ärzten, von der Kirche, von den Kindern, alle wussten, was wir drei Frauen getan hatten. Lind immer wieder die Bitte: Macht weiter!

Wir waren im Norden, im Süden, Saigon, Da Nang, Hanoi, fünf Stunden mit dem Jeep zur Halon-Bucht, dicht an der chinesischen Grenze. Das ist das landschaftlich Schönste, was man sich vorstellen kann, eine Inselwelt mit kristallklarem Wasser, badewannenwarm. Aber immer noch ein zerstörtes Land. Wir wollen nicht vergessen, dass es Christen waren, die Napalm vom Himmel geworfen haben. Als alte Frau, die zwei Kriege miterlebt hat, halte ich das für das Wichtigste: Friedensarbeit und damit Erziehung zum Frieden. Frieden schaffen ohne Waffen!

Kurzbiographien

Bibo, Rosei, geb. Dzside

geb. 1913 in Basel. 1916 Übersiedlung der Familie nach Berlin. Massschneiderin in Modeateliers und Konfektion. 1936 Dienstverpflichtung im Kabelwerk Siemens als Entgraterin in der jüdischen Abteilung. Ehe mit Siegfried Bibo. 1938 Einweisung in Judenwohnung. 1942-45 mit Hilfe von Freunden in der Illegalität in Alt-Hüttendorf bei Eberswalde. 1949 Geburt des Sohnes André.

Bloch, Kläre, geb. Begall

geb. 1908 in Berlin. Kontoristin. 1943-45 den jüdischen Freund und späteren Ehemann Erich Bloch versteckt und anderen illegal Lebenden geholfen. Gestorben 1988 in Berlin.

Dohna, Maria Agnes Gräfin zu, geb. von Borcke

geb. 1895 in Rathenow. Ausbildung und Tätigkeit als Rote-Kreuz-Schwester 1914-18. 1920 Heirat mit Heinrich Graf zu Dohna (vom Volksgerichtshof am 14.9. 1944 wegen Beteiligung am Widerstand zum Tode verurteilt und hingerichtet).

Vier Kinder. Lebte 1929-1944 auf ihrem Gut Tolksdorf, Kreis Rastenburg, Ostpreussen. Verhaftet 21.7.1944. Gefängnis Königsberg/Pr. Ab November 1944 im KZ Ravensbrück bis zur Befreiung im April 1945. Gestorben 1983 in Volksen.

Fricke, Wera, geb. Jeske

geb. 1924 in Berlin. 1939 öffentlicher Ausschluss aus dem BDM wegen Nichtbefolgung von Befehlen. 1940-1945 Stenotypistin/Sekretärin. Seit 1948 im sozial-pädagogischen Bereich tätig. Seit 1970 Leiterin des Nachbarschaftsheimes im Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus. Verheiratet, ein Kind.

Günzl, Maria, geb. Franke

geb. 1896 in Zwodau bei Falkenau/Eger. Fabrikarbeiterin. Angestellte beim Konsumverein. 1918-1927 Bezirksvorsitzende der sozialdemokratischen Frauen in Graslitz. Ab 1927 Kreissekretärin der SPD in Karlsbad. Nach der Besetzung des Sudetengebietes durch die Nazis 1938 Haft im KZ Lichtenburg und im KZ Ravensbrück. Nach Entlassung 1942/43 unter Gestapoaufsicht gestellt. Illegale Arbeit. 1.12.1944 erneute Verhaftung und Todesurteil, das am 8.5.1945 nicht mehr vollstreckt werden konnte. 1945 nach Bayern. Dort 1950-62 Landtagsabgeordnete der SPD. Gestorben 1983 in München.

Harder, Käthe, geb. Fichtner

geb. 1904 in Berlin. Lehrerin für Hauswirtschaftskunde und weibliche Handarbeit. 1929 Heirat mit Pfarrer Dr. jur. Lic. Günther Harder. Übersiedlung auf Landpfarre Fehrbellin/Mark. Nach 1933 Widerstand in der Bekennenden Kirche. 1937, 1941 und 1945 jeweils mehrmonatige Inhaftierungen von Günther Harder. Bis 1943 Geburten ihrer sechs Kinder. 1947 Übersiedlung nach Berlin-West, dort gestorben 1973.

Jacob, Katharina, geb. Emmermann

geb. 1907 in Köln. Kontoristin. 1927 Übersiedlung nach Hamburg, Ehe mit Walter Hochmuth. 1928 Eintritt in KPD. 1931 Geburt der Tochter Ursel. 1934 Prozess wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht. Ein Jahr Gefängnis in Lübeck-Lauerhof. 1939 drei Monate «Schutzhaft» im KZ Fuhlsbüttel. Ihre Ehe wird geschieden. 1940-42 Mitarbeit in der Widerstandsgruppe Jacob/Bästlein/ Abshagen. Ehe mit Franz Jacob. Okt. 1942 Verhaftung vieler Hamburger Widerstandskämpfer, F. Jacob entkommen nach Berlin, setzt illegale Arbeit in der Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe fort. Nov. 1942 Geburt der Tochter Ilse. 1944 Verhaftung und Hinrichtung von Franz Jacob. Sept. 1944 Prozess vor dem Volksgerichtshof (VGH), Freispruch mangels Beweisen. Nov. 1944 bis 1.6.1945 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. 1946/47 Sonderlehrgang zur Ausbildung von Volksschullehrern. 1948-1972 als Lehrerin tätig. Gestorben 1989 in Hamburg.

Jacobs, Helene

geb. 1906 in Schneidemühl. Verantwortliche Mitarbeiterin eines Patentanwalts (1924-1938). Rettung von Juden. 1944 Verurteilung zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus. Nach 1945 Einsatz für die Wiedergutmachung und für jüdisch-christliche Verständigung. Gestorben 1993 in Berlin.

Jakob, Johanna, geb. Stöckmann

geb. 1903 in Bremen. Lehre und Arbeit in der Molkerei, später Hausfrau. Drei Kinder. Antinazistische Betätigung im «Freundeskreis Religionsphilosophie». 1936 Verhaftung und Verurteilung zu einem Jahr Gefängnis zwecks politischer «Umerziehung» nach dem «Heimtückegesetz».

Kanitz, Inge, geb. Vollmer

geb. 1911 in Wedel/Pinneberg. Ausbildung in Bethel und Berlin (Burckhardtthaus-Seminar). Gemeindegewerkschafterin, Gemeindegewerkschafterin, Kantorin. 1936 Heirat mit Pfarrer Joachim Kanitz. Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche. Unterstützung jüdischer Verfolgter. Sechs Kinder. Ende der 70er Jahre Gründerin der «Kinderhilfe Vietnam e. V.».

Katja

geb. 1907 in Berlin. Stenotypistin. 1933/34 achtzehn Monate Einzelhaft wegen illegaler Flugblattverbreitung. 1940 Geburt der Tochter. 1946/47 Dolmetscher-Schule. Danach Studium Pädagogik, Slawistik, Germanistik. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität Berlin bis 1967.

Lugebiel, Erna, geb. Voley

geb. 1898 in Berlin. Schneiderin. Direktrice, Führung einer Nähstube. 1915 Heirat mit Wilhelm Lugebiel, 1935 Scheidung. Tochter Ingrid. 1940 als Telefonistin bei der Wehrmacht dienstverpflichtet. Mitarbeit in der Widerstandsgruppe «Kampfbund». Juli 1943 Verhaftung, Untersuchungsgefängnis Alexanderplatz und Moabit. Ein Jahr Untersuchungshaft im Gefängnis Kantstrasse. August 1944 Prozess und Freispruch. Anschliessend Gefängnisse Kaiserdamm und Alexanderplatz. Ab November 1944 Frauenkonzentrationslager Ravensbrück bis zur Befreiung. Gestorben 1984 in Berlin.

Maltzan, Maria Gräfin von, Dr.

geb. 1909 in Mielitsch/Breslau. 1928 Studium der Naturwissenschaften in Breslau und München. 1933 Promotion (Spezialfach Fischereibiologie). 1934 Afrikareise. 1936 Heirat mit dem Kabarettisten Werner Hillbring, Ehe nach kurzer Zeit geschieden. Mitarbeit im katholischen Widerstand (Pater Muckermann) und Zusammenarbeit mit linksorientierten Hitlergegnern. Hilfe für jüdische Verfolgte. Zweiundsechzig Menschen illegal über die Grenze aus Deutschland hinausgebracht. 1939 Zusammenarbeit mit der schwedischen Kirche. Versorgung Illegaler mit Ausweispapieren, Lebensmittelkarten und Unterkunft. 1940 Studium der Veterinärmedizin. 1943 Tierärztin beim Tierschutzverein und Tätigkeit als Fleischschau-Tierärztin. 1942-1945 den jüdischen Freund und späteren Mann Hans Hirschei in der Wohnung versteckt. 1944 zwei zwangsverschleppte russische Kinder aufgenommen. Ab Mai 1945 eigene Tierarztpraxis.

Nelken, Dinah

geb. 1900 in Berlin. Schriftstellerin. In den zwanziger Jahren Kurzgeschichten und Feuilletons für die Berliner Presse, Texte für ihr politisch-literarisches Kabarett «Die Unmöglichen» (1927). Wegen konsequent antifaschistischer Haltung 1936 Emigration nach Wien. 1938 erscheint dort das Buch *Ich an Dich* (Auflage bisher eine halbe Million). Nach der Annexion Österreichs durch Hitler-Truppen Flucht auf die Insel Korcula (Jugoslawien). 1943 nach Italien, Arbeit beim Verleger Mondadori. Illegaler Aufenthalt in Rom während der deutschen Besetzung. 1950 Rückkehr nach Berlin-West. Zwei Bücher als Frucht der Emigrationsjahre: *Geständnis einer Leidenschaft* (1954) und *Addio amore...* (1957). Später erscheinen *Von ganzem Herzen* (1965), *Das angstvolle Helldenlehen einer gewissen Fleur Lafontaine* (1971) und *Die ganze Zeit meines Lehens* (1977). Engagement in der Initiative «Künstler für den Frieden». Gestorben 1989 in Berlin.

Gerda Szepansky

Die stille Emanzipation

Frauen in der DDR

Band 12075

Wie haben Frauen in der DDR gelebt? Achtzehn aufschlussreiche Biographien geben Antwort auf diese Frage. Sie zeigen ein differenziertes, vielschichtiges und ganz persönliches Bild von unterschiedlichen Frauen: Neben der Künstlerin, Politikerin, Wissenschaftlerin steht die Pastorin, Sportlerin, Arbeiterin, Bäuerin. Die Lebensgeschichten machen aber auch die durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Gemeinsamkeiten deutlich: die hohe Wertschätzung qualifizierter Berufstätigkeit, eine enge Beziehung zum Arbeitsprozess, ökonomische Unabhängigkeit, frühe Heirat und Mutterschaft und schliesslich die Fähigkeit, Beruf und Familie, wenn auch unter grossen Belastungen, erfolgreich zu vereinbaren. Emanzipation vollzog sich jedenfalls in der DDR anders als in der Bundesrepublik. Die Gespräche, die die Autorin mit den porträtierten Frauen führte und aus denen die hier versammelten Biographien entstanden, machen deutlich: Wenn der Geschichte der Ost-Frauen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, kann die dringend notwendige Verständigung mit West-Frauen möglich und der Umgang miteinander freundlicher werden.

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft



Bonnie S. Anderson/
Judith P. Zinsser
Eine eigene
Geschichte
Frauen in Europa
Band 1: Ver-
schüttete Spuren
Frühgeschichte bis
18. Jahrhundert
Band 12049
Band 2: Aufbruch
Vom Absolutismus
zur Gegenwart
Band 12050
Elisabeth
Beck-Gernsheim
Das halbierte
Leben
Männerwelt Beruf -
Frauenwelt Familie
Band 3713
Jessica Benjamin
Die Fesseln der
Liebe. Psychoana-
lyse, Feminismus
und das Problem der
Macht. Band 11087



Jessica Benjamin
Phantasie
und Geschlecht
Psychoanalytische
Studien über Ideali-
sierung, Anerken-
nung und Differenz
Band 12858
(in Vorbereitung)
Susan Brownmiller
Gegen unseren
Willen
Vergewaltigung und
Männerherrschaft
Band 3712
Weiblichkeit
Band 4703
Roswitha Burgard
Mut zur Wut
Befreiung aus
Gewaltbeziehungen
Band 12222



Sylvia Fraser
**Meines Vaters
Haus**

Anne Campbell
Zornige Frauen,
wütende Männer
Geschlecht und
Aggression
Band 12381
Andrea Dworkin
Pornographie
Männer beherr-
schen Frauen
Band 4730
Herausgegeben von
A. Ebbinghaus
Opfer und
Täterinnen
Frauenbiographien
des National-
sozialismus
Band 13094
Sylvia Fraser
Meines Vaters Haus
Geschichte
eines Inzests
Band 4751

Die Frau in der Gesellschaft



**Behinderte Kinder -
behinderte Mutter?**



Gisela Kramer
**Wer ist die Beste
im ganzen Land?**
Konkurrenz unter 1 rauen
IHe Frau In der -leesellschaft
Fischer

Nancy Friday
Wie meine Mutter
My Mother my seif
Band 3726

Chaika Grossman
Die Unter-
grundarmee
Der jüdische
Widerstand in
Bialystok
Ein autobiographi-
scher Bericht
Band 11598

Signe Hammer
Töchter
und Mütter
Über die
Schwierigkeiten
einer Beziehung
Band 3705

Gertrud Heise
Reise in die
schwarze Haut
Ein Tagebuch
Band 3762

Claudia Heyne
Tatort Couch
Sexueller Miss-
brauch in der
Therapie
Ursachen, Fakten,
Folgen und
Möglichkeiten
der Verarbeitung
Band 12543

I. Hülsemann
Ihm zuliebe?
Abschied vom weib-
lichen Gehorsam
Band 10407
Mit Lust
und Eigensinn
Die weibliche Er-
oberung des Glücks
Band 11857

Monika Jonas
Behinderte Kinder-
behinderte Mütter?
Band 4756

Gisela Kramer
Wer ist die Beste
im ganzen Land?
Konkurrenz unter
Frauen. Band 11292

Karin Kraus/
Gudrun Reinke
Von der Pubertät
bis zu den
Wechseljahren
Band 12536

Ilse Lenz/
Ute Luig (Hg.)
Frauenmacht
ohne Herrschaft
Geschlechterver-
hältnisse in nicht
patriarchalischen
Gesellschaften
Band 12827

Linda Leonard
Töchter
und Väter
Heilung einer ver-
letzten Beziehung
Band 4745

Die Frau in der Gesellschaft



Harriet G. Lerner
Das missdeutete
Geschlecht
Falsche Bilder
der Weiblichkeit
in Psychoanalyse
und Therapie
Band 11842
Was Frauen
verschweigen
Warum wir täu-
schen, heucheln,
lügen müssen
Band 12030
Wohin mit
meiner Wut?
Neue Beziehungs-
muster für Frauen
Band 4735
Zärtliches Tempo
Band 10115
H. Lightfoot-Klein
Odyssee einer
Frau in Afrika
Eine Lebensgesch-
ichte. Band 12324



H. Lightfoot-Klein
Das grausame
Ritual
Sexuelle Verstüm-
melung afrika-
nischer Frauen
Band 10993
Karen Lison/
Carol Poston
Weiterleben
nach dem Inzest
Traumabewältigung
und Selbstheilung
Band 10422
C. Mcier-Seethaler
Ursprünge
und Befreiung
Die sexistischen
Wurzeln der Kultur
Band 11038
Silke Mertins
Zwischentöne
Jüdische Frauen-
stimmen aus Israel
Band 12829



M. Mitscherlich
Die fried-
fertige Frau
Eine psychoanalyti-
sche Untersuchung
zur Aggression
der Geschlechter
Band 4702
Über die Mühsal
der Emanzipation
Band 12473
Toril Moi
Simone
de Beauvoir
Die Psychographie
einer Intellektuellen
Band 12823
Sybil Oldfield
Frauen gegen
den Krieg
Alternative zum
Militarismus
1900-1990
Band 12009

Die Frau in der Gesellschaft



Marina Pino
Im Dienst
der ‚Familie‘
Weibliche Drogen-
kuriere der Mafia
Band 12697

Ulla Roberts
Starke Mütter -
ferne Väter
Töchter reflektieren
ihre Kindheit im
Nationalsozialismus
und in der Nach-
kriegszeit
Band 11075

Heike Sander/
Barbara Johr (Hg.)
BeFreier und
Befreite
Krieg, Verge-
wältigung, Kinder
Band 12644

Penelope Shuttle/
Peter Redgrove
Die weise Wunde
Menstruation
Band 3728



Ingrid Strobl
«Sag nie, du gehst
den letzten Weg»
Frauen im
bewaffneten Wider-
stand gegen den
Faschismus
Band 4752

Gerda Szepansky
«Blitzmädel»,
«Heldenmutter»,
«Kriegerwitwe»
Frauenleben im
Zweiten Weltkrieg
Band 3700
Frauen leisten
Widerstand:
1933 – 1945
Band 3741
Die stille
Emanzipation
Frauen in der DDR
Band 12075



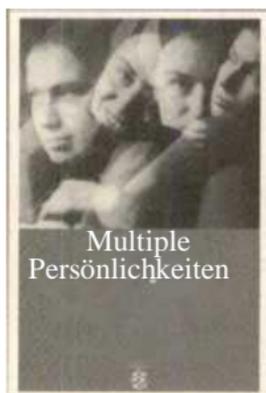
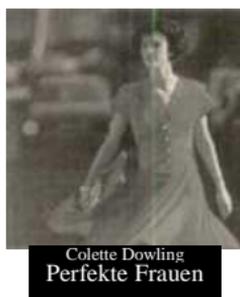
Jutta Szostak/
Suleman Taufiq
Der wahre
Schleier ist
das Schweigen
Arabische
Autorinnen melden
sich zu Wort
Band 12422

Mariana Valverde
Sex, Macht
und Lust
Band 12223

Florence Weiss
Die dreisten
Frauen
Eine Begegnung in
Papua-Neuguinea
Band 12831

Jule Wolf
Tochterfrau,
nannte er mich
Geschichte eines
Missbrauchs
Band 11868

Die Frau in der Gesellschaft



Mechtild Cordes
Die ungelöste
Frauenfrage
Eine Einführung in
die feministische
Theorie
Band 12134

Carla Corso/
Sandra Landi
Porträt in
grellen Farben
Leben und
Ansichten einer
politischen Hure
Band 11385

Colette Dowling
Der Cinderella-
Komplex
Band 3068
Perfekte Frauen
Band 11190

Uta Enders-
Dragässer/
Claudia Fuchs (Hg.)
Frauensache
Schule
Band 4733

M. Grabrucker
«Typisch
Mädchen...»
Band 3770
Vater Staat
hat keine
Muttersprache
Band 11677
Vom Abenteuer
der Geburt
Band 4746

Michaela Huber
Multiple
Persönlichkeiten
Überlebende
extremer Gewalt
Ein Handbuch
Band 12160

Michaela Huber/
Inge Rehling
Dein ist mein
halbes Herz
Band 4727

H. Patricia Hynes
Als es Frühling war
Von Rachel Carson
zur feministischen
Ökologie
Band 11024

Nicole Kramer/
Birgit Menzel/
Birgit Möller/
A. Standhartinger
Sei wie das Veilchen
im Moose...
Band 11946

Katja Leyrer
Hilfe! Mein Sohn
wird ein Macker
Band 10872

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft



Nicky Marone
Erlernte Hilflosigkeit
überwinden

Die Frau in der Gesellschaft



Alice Schwarzer
Krieg
Was Männerwahn anrichtet und
wie Frauen Widerstand leisten

Die Frau in der Gesellschaft
Fischer



Frauensprache:
Sprache der
Veränderung

Die Frau in der Gesellschaft
Fischer

Nicky Marone
Erlernte Hilflosigkeit
überwinden
Band 11590

Sigrid Müller/
Claudia Fuchs
Handbuch zur
nichtsexistischen
Sprachverwendung
in öffentlichen
Texten
Band 11944

R. Sadrozinski (Hg.)
Grenzverletzungen
Sexuelle Belästigung
im Arbeitsalltag
Band 11521

Ursula Scheu
Wir werden nicht
als Mädchen ge-
boren – wir werden
dazu gemacht
Band 1857

Alice Schwarzer
Der «kleine» Unter-
schied und seine
grossen Folgen
Band 1805

Von Liebe + Hass
Band 11583
Warum gerade sie?
Band 10838

A. Schwarzer (Hg.)
Krieg – Was Män-
nerwahn anrichtet
und wie Frauen
Widerstand leisten
Band 11135

B. Sichtermann/
Marie Sichtermann/
Brigitte Siegel
Den Laden
schmeissen
Ein Handbuch
für Frauen, die
sich selbständig
machen wollen
Band 12277

Monique R. Siegel
Weibliche
Führungskunst
Band 11117

Ruth Simsa (Hg.)
Kein Herr im Haus
Band 12079

Senta Trömel-Plötz
Frauensprache -
Sprache der
Veränderung
Band 3725

S. Trömel-Plötz(Hg.)
Gewalt
durch Sprache
Band 3745

Hedi Wyss
Das rosarote
Mädchenbuch
Band 1763

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft



Weder Küsse noch
Karriere



**Über alle Grenzen
verliebt**

Die Frau in der Gesellschaft



Judith Jannberg
**Leben lieben -
Liebe leben**

Die Frau in der Gesellschaft
Fischer

Sigrid Arnade
Weder Küsse
noch Karriere
Erfahrungen be-
hinderter Frauen
Band 10624

K. Bareiter
Depression -
Rückzug aus
dem Leben
Band 10571

Marion Beckerle
Depression:
Leben mit
dem Gesicht
zur Wand
Band 4726

Dagmar Bielstein
Von verückten
Frauen
Band 10261

D. Cameron/
Elizabeth Frazer
Lust am Töten
Eine feministische
Analyse von
Sexualmorden
Band 11136

Dietrich Gronau/
Anita Jagota
Ich bin Stadt-
streicherin
Über das
Leben obdach-
loser Frauen
Band 11277

Über alle
Grenzen
verliebt
Beziehungen
zwischen deut-
schen Frauen
und Ausländern
Band 10148

Ulrike Helwerth/
Gislinde Schwarz
Von Muttis
und Emanzen
Feministinnen
in Ost- und
Westdeutschland
Band 12595

Judith Jannberg
Ich bin ich
Band 3735
Leben lieben -
Liebe leben
Band 11386

Marie Lammers
Lebenswege in
Ost- und West-
deutschland
Frauen aus einer
Stettiner Schul-
klasse erzählen
Band 13065

Die Frau in der Gesellschaft



Maja Langsdorff
Kleiner Eingriff -
grosses Trauma?
Schwanger-
schaftskonflikte,
Abtreibung und die
seelischen Folgen
Band 12839

E. Moltmann-
Wendel (Hg.)
Frau und Religion:
Gotteserfahrungen
im Patriarchat
Band 3738

Kristel Neidhart
Er ist jünger-
na und?
Protokolle
Band 4741

Herausgegeben von
K. Oguntoye/
M. Opitz/
D. Schütz
Farbe bekennen
Band 11023



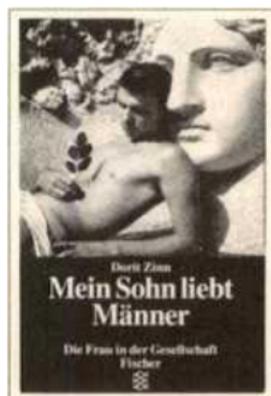
Claudia Pinl
Vom kleinen zum
grossen Unterschied
Band 12320

Susi Piroué
Vom Vergnügen,
mit sich selbst
zu reisen
Band 10632

Lydia Potts (Hg.)
Aufbruch
und Abenteuer
Frauen -
Reisen um die Welt
ab 1785
Band 12317

Sabine Rohlf's
Frauen und Krebs
Band 11792

K. Rohnstock (Hg.)
Stiefschwestern
Was Ost-Frauen
und West-Frauen
voneinander denken
Band 12221



Birgit Sasse
Ganz normale
Mütter
Lesbische Frauen
und ihre Kinder
Band 12417

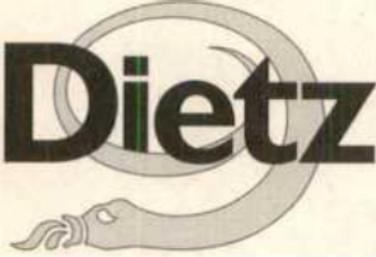
Eva Schindele
Pfuscher an der Frau
Krankmachende
Normen - Überflüs-
sige Operationen -
Lukrative Geschäfte
Band 12679

Ursel Sieber/
Sabine Stamer
Rabenmütter?
Von Frauen, die ihr
Kind weggeben
Band 12415

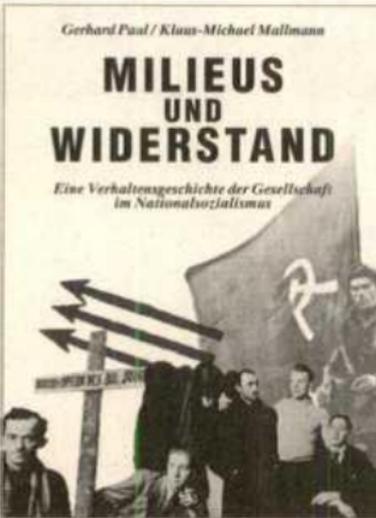
Celeste West
Lesben-Knigge
Band 10614

Dorit Zinn
Mein Sohn liebt
Männer. Band 11260

Fischer Taschenbuch Verlag



Patrik von zur Mühlen
**Der
«Eisenberger Kreis»**
Jugendwiderstand
und Verfolgung in der DDR
1953-1958

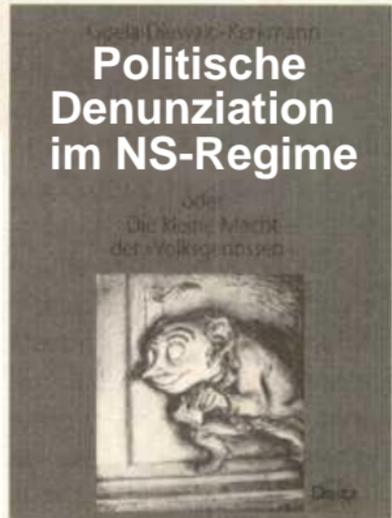


DM/sFr 38.-/ÖS 281,-
ISBN 3-8012-4061-4

Die erste Fallstudie über den
Widerstand in der DDR auf
sehr breiter Quellengrundlage.

DM/sFr 48.-/ÖS 355,-
ISBN 3-8012-5012-1

Widerstand und Verweigerung
im Saarland 1935 - 1945
(Band 3)



DM/sFr 49,80/ÖS 369,-
ISBN 3-8012-5018-0

Eine bahnbrechende Studie
über Mechanismen politischer
Denunziation im „Dritten Reich“

J.H.W. Dietz Nachf.

In der Raste 2
53129 Bonn